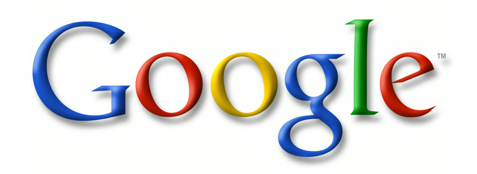
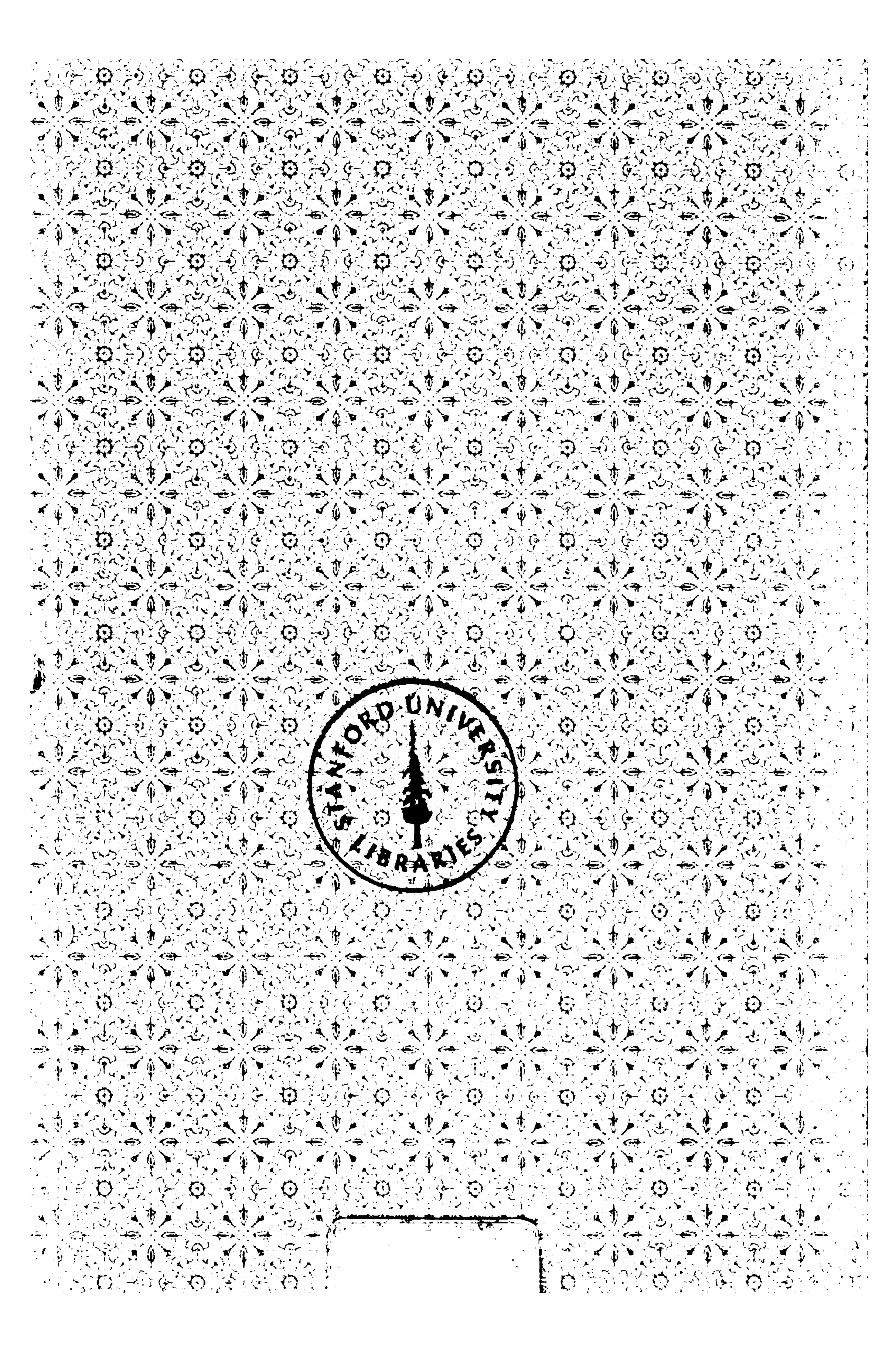
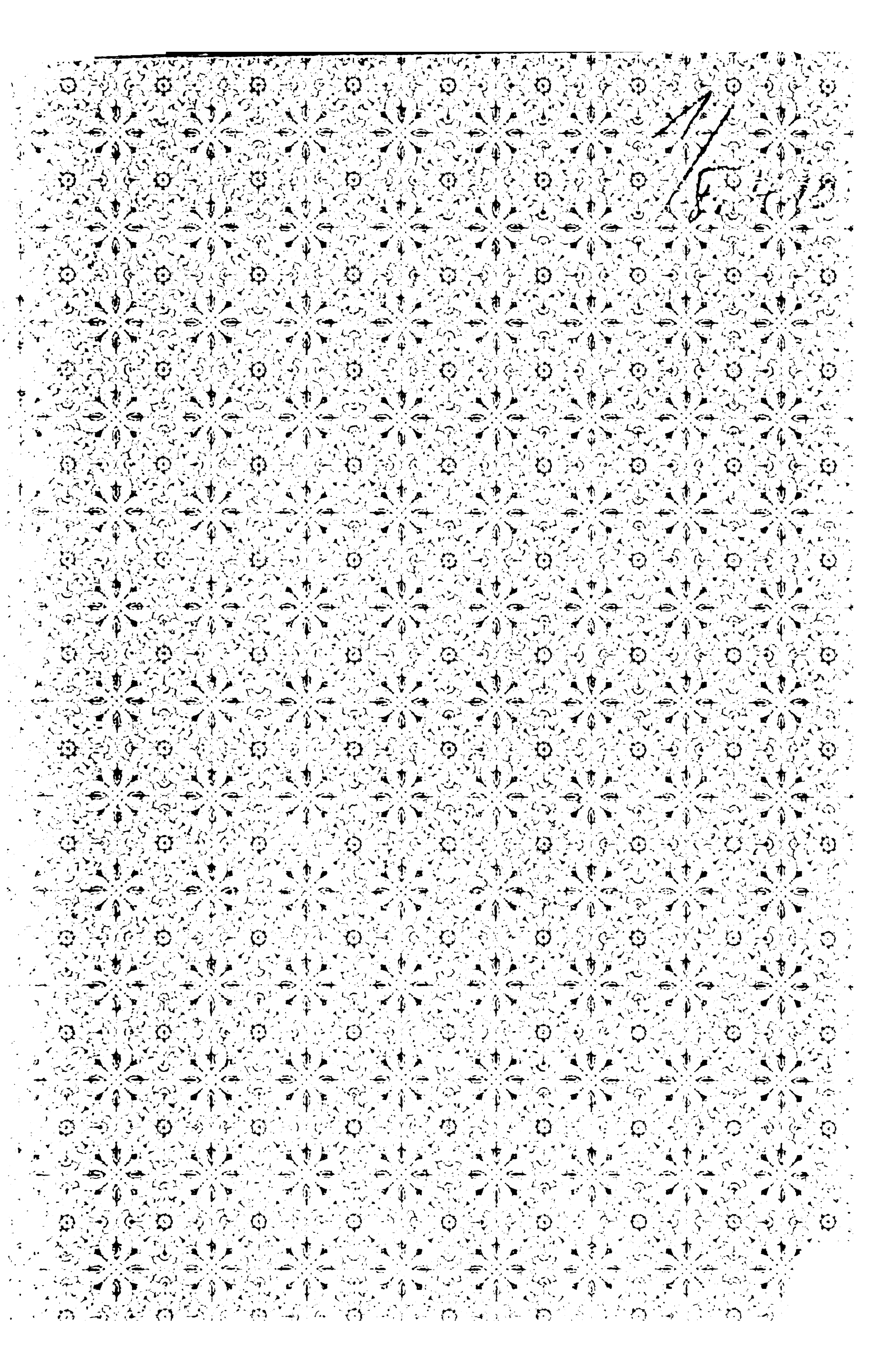


Ein Deutscher Humanist und Humorist des neunzehnten Jahrhunderts







Schwetschkes Geburtshaus.

Der Marktplatz in Halle
um 1823 bis 1850.

Gustav Schwetschke

ein deutscher Humanist und Humorist des neunzehnten Jahrhunderts

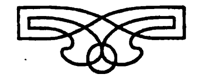


Ein Lebens- und Zeitbild

von

Eugen Schwetschke.

I.



Halle a. S.
Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H.
1908.

Vorbericht.

Das hiermit unternommene Werk soll dem Andenken Dr. Gustav Schwetschkes in Halle dienen, des Buchdruckers, Buchhändlers und Zeitungsherausgebers, des vaterlandsliebenden humanistischen satirisch-humoristischen Dichters und Gelehrten. Sein, die Jahre 1804 bis 1881 umfassendes, Dasein fiel in die Zeit von der napoleonischen Fremdherrschaft und ihrer ewig denkwürdigen Abschüttelung bis in das erste Jahrzehnt des auch von Schwetschke herbeigesehnten, endlich wieder errungenen, doch von Grund aus neugestalteten deutschen Kaiserreiches. Ein gütiges Geschick würdigte ihn, in seinen späten Mannestagen noch dem großen Erfüller auch seiner Hoffnungen auf Kaiser und Reich, dem Nationelhelden Bismarck, erste morgentaufrische Lorbeerreiser der dankbaren deutschen Dichtkunst um die Schläfe zu winden.

Schwetschkes, sich über ein halbes Jahrhundert erstreckende, schriftstellerische Tätigkeit bewegte sich in mannigfaltigen Ausdrucksformen und Kunstgattungen. Am meisten aber machten seine kurzen vaterländischen anmutigen und oft witzreichen Tagesdichtungen seinen Namen bei seinen Zeitgenossen in weiten Kreisen bekannt und beliebt. Er selbst wies darauf hin, daß die allermeisten seiner Gedichte politische seien, in mittel- und unmittelbaren Beziehungen zum öffentlichen und Staatsleben stünden. Und wenn man heute im geschichtlichen Zusammenhange seine, jetzt natürlich nur mit entsprechenden Erläuterungen vollverständlichen, politischen Dichtungen in deutscher, wie — eine Besonderheit von ihm — in lateinischer Sprache überblickt, so sieht man vor seinem geistigen Auge zwar keineswegs erschöpfende und atemlos spannende, dafür aber unterhaltsame und anmutig belehrende Bilder aus der hochbedeutsamen Geschichte seiner Zeit vorüberziehen, wechselnde ernste und neckische Hindeutungen auf wichtige, auch unwichtige, Ereignisse, Stimmungen und Persönlichkeiten im Kaleidoskop *) eines mit seiner Zeit lebenden, wenn auch nicht sie führenden, deutschen Denkers und Dichters,

*) „Schönbildseher"!

dessen Mut und Laune sich auch durch schwere Zeitläufe nie ganz niederdrücken ließen.

Von Abhandlungen über Schwetschke sind hervorzuheben als die literarisch eingehendste die Arbeit des Universitäts-Oberbibliothekars in Halle Dr. Walter Schultze in der Allgemeinen Deutschen Biographie und der, Schwetschke behandelnde, Abschnitt in Albert Bergers verdienstlicher Schrift: Geschichte der Gebauer-Schwetschkeschen Buchdruckerei in Halle a. S. und der mit ihr verbundenen Buchhandlungen. (1). Ein Werk über Leben und Schriften des Genannten ist noch nicht erschienen.

So haben denn Sohnesliebe und, wie ich glaube, ein richtiges Verständnis für sein Wesen und Schaffen mich, unter freudiger Ermutigung von vielen Seiten, um so mehr zur Inangriffnahme dieses Werkes bewogen, als ich fast drei Jahrzehnte seines Lebens hindurch Gelegenheit hatte, den Helden meiner Erzählung zu beobachten und mancherlei eigene Aufschlüsse und Urteile über sein Leben und seine Schriften aus seinem Munde zu vernehmen. Die Wahrheitsliebe, die mit der Liebe zum Helden gleichwertige notwendige Eigenschaft des Lebens-Geschichtsschreibers, hindert mich, seine Lichtseiten allein hervorheben zu wollen. Ich bin hierbei in der glücklichen Lage, den bedeutsamen Schluß eines Schwetschkeschen Gedichtes selbst zugleich für ihn und für mich anzuführen:

„Honestus vir amicus veritatis“.

(Ein ehrenhafter Mann ist Freund der Wahrheit.)

Allen Denen, Behörden wie Privatpersonen, die meine Arbeit fördern halfen, sage ich auch hier ergebenen und herzlichen Dank. Einigen Freunden und Verehrern meines Vaters kann ich ihn leider nur noch über das Grab hinaus nachrufen. Alle Namen sind an den betreffenden Stellen im Text oder im Anhange genannt, auf den die Zahlen in ( ) verweisen.

Berlin, 5. April 1908.

Dr. Eugen Schwetschke.

Inhaltsübersicht.



Zu den Abbildungen.

1. (Titelbild.) Der Marktplatz in Halle um 1823 bis 1850. (1823: das Löwenpaar auf dem Brunnen angebracht; um 1850: Entfernung des Rolands vom Schöppenhaus links vom Brunnen, vgl. Hertzberg, 3, 482). Nach Zeichnung von C. Würbs, Stahlstich von Joh. Poppel. Druck und Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

2. Zu Seite 16. Das Gebauer-Schwetschke-Haus. Aus Berger, Geschichte usw. S. Anhang Nr. 1.

3. Zu Seite 53. Federzeichnungen aus 1817.

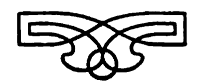
4. Zu Seite 107. Kommers auf der Hirschgasse.

5. Zu Seite 176. Friedrich Wilhelm III. Nach einem Steindruck aus Schwetschkes Besitz von Oldermann nach Krüger. Lithogr. Institut von L. Sachse & Co. — Verlag Gebr. Gropius, Berlin.

6. Zu Seite 250. Carl August Schwetschke. Nach einem Lichtbild der Kreidezeichnung von G. Völkerling 1836. Besitz von Ulrich Schwetschke.

7. Zu Seite 277. Arnold Ruge. Nach einem Steindruck in Paul Nerrlich, Arnold Ruge's Briefwechsel und Tagebuchblätter, 1886. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1. Band, 1825 bis 1847.

8. (Schlußbild). Erste Kurierseite. Ebenbild des Urstückes im Besitze des Verlages.



Druckfehler:

Seite 2 Zeile 12 von oben lies Steintor (statt Stadttor).
„ 70 „ 3 „ „ „ sestz (statt setzt).
„ 71 „ 1 „ „ „ 1. Oktober (statt 4. Oktober).
„ 77 „ 6 „ „ „ die (statt der).
„ 79 „ 20 „ „ „ bestehe (statt bestehen).
„ 79 „ 22 „ „ „ der (statt den).
„ 202 „ 14 „ „ „ väterlichen (statt vaterländischen).

I. Teil:

In der patriarchalischen Zeit König Friedrich Wilhelms III. 1804 bis 1840.

Mit acht Abbildungen.

Vaterstadt.

„Indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Teil eines Ganzen seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnortes betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten — Eigenheiten seines Wesens — entziffern, welche sonst ewig ein Rätsel bleiben würden". So meint Goethe in den Bemerkungen zu seiner Übersetzung der eigenen Lebensbeschreibung Benvenuto Cellinis. Wir wollen deshalb zunächst den durch Natur und Geschichte interessanten Geburts- und Wohnort Schwetschkes, eines ebenfalls, wenn auch nicht so stark ausgeprägten, eigentümlichen Charakters, wie ihn der ungebändigte florentinische Metallbildner zeigte, kurz uns vergegenwärtigen und zwar in der Gestalt, die der Ort in der Jugendzeit Schwetschkes besaß.

Der Wanderer, der früher von Süden her der alten Stadt Halle an der Saale sich näherte, trat noch im größten Teile des neunzehnten Jahrhunderts auf eine, jetzt durch Straßenreihen bedeckte Anhöhe, genannt nach dem einst berühmten Kanzler der Universität, der hier ein Landhaus besaß, „Ludwig etcetera". Er sah zu seinen Füßen ausgebreitet ein lachendes Tal, d. h. eine weite in verschiedenen Farben prangende Ebene, darin auf einer zur vielarmigen Saale sich nach links senkenden Mulde „eine häuserreiche Stadt mit vielen erhabenen Zinnen", d. h. Kirchendächern, Stadttortürmen und sonstigen hervorragenden Gebäuden.

Im Jahre 1823, aus dem die Beschreibung stammt, an die wir uns hier anlehnen (2), wohnten in 2100 Häusern gegen 24000 Menschen, weniger als ein Siebentel der jetzigen Bevölkerung. Zahlreiche, meist große Privatgärten mit gutem Baumbestand umkränzen die Stadt „von ziemlich ansehnlichem Umfange, und man würde zwei gute Stunden brauchen um sie mit mehrmaliger Überschreitung des Saalstromes ganz zu umgehen". Zur Rechten des Beschauers, im Morgen, ragen aus dem Vordergrund über dichtbelaubten Gärten und höher aus

dunklem Grün von Linden- und Kastanienbäumen langgestreckte gelbliche Häuserreihen und vereinzelte ziegelgedeckte Gebäude hervor: es sind die Schul-, Erziehungs- und Verwaltungsgebäude der damals bereits seit einem Jahrhundert weltberühmten Franckeschen Stiftungen, kurz das Waisenhaus genannt; sie bilden gewissermaßen einen Stadtteil für sich und geben Halle die ausgeprägte Art einer Schulstadt im engeren Sinne. Weiter nach links, der Stadtmitte zu, tauchen zwei Reste mittelalterlicher Befestigung der einst wehrhaften Stadt aus dem Häusergewirr auf, zwei Tortürme an und über inneren Stadttoren: der hohe runde (noch heute in der Leipziger Straße vorhandene) am einstigen Galgtor, und der nicht mehr bestehende achteckige über dem früheren inneren Stadttor (s. Abbildung zu Hertzberg, Geschichte der Stadt Halle 3, 474), und wiederum mehr nach der Mitte erscheint das hauptsächlich im 16. Jahrhundert am Markt aufgeführte Rathaus der schicksalreichen Stadt; daneben das aus derselben Zeit stammende stattliche Rats-Wage-Gebäude, der Sitz der vom König Friedrich I. noch als Kurfürsten 1694 gegründeten hochberühmten Universität, der ersten im vollkommen modernen Sinne, die kurz vor Entstehen des schulenreichen Waisenhauses Halle schon zur weitbekannten Hochschulstadt gemacht hatte. Auf dem weiten Marktplatz selbst aber erhebt sich im Mittelpunkt des Bildes, ein Wahrzeichen der Stadt, eine klassisch schöne Gruppe: der gewaltige Langbau der Marienkirche, auf der Abendseite ein eckiges, hoch und schlankgespitztes, auf der Morgenseite ein rundbedachtes niedriges Turmpaar tragend, während neben diesem, etwa um die Längsachse der Kirche von ihm entfernt, deren Hauptglockenturm, der Rote Turm, wie ein Stein gewordener Wasserstrahl ungefähr wieder bis zur Höhe der „blauen Spitzen", jenes westlichen Turmpaares, in die Lüfte emporsteigt. Außer der Marien- oder Marktkirche zeigen sich noch andere Bauten als „erhabene Zinnen" der Stadt: mehr im Vordergrunde rechts und links die ebenfalls massigen, aber nur mit winzigen Türmleins versehenen Schieferdächer der Ulrichs- und der Moritzkirche, dann links im hinteren Mittelgrunde die Schöpfung des Kardinals Albrecht, die lange wunderliche Domkirche mit einer Reihe von bogenförmigen Giebeln, — alles, nebst zwei kleinen betürmten Kirchen der südlichen Vorstadt Glaucha und der nördlichen, Neumarkt — protestantische Gotteshäuser der seit 1541 gut evangelischen Stadt.

Seitwärts hinter der Domkirche ist die gewaltige Ruine des Dreißigjährigen Krieges, die Moritzburg zu sehen, die einst als Zwing-Halle auf dem Standort des Schwarzen Schlosses, der karolingischen Grenzfeste gegen die Slaven, erbaute Residenz der magdeburgischen Erz-

bischöfe. An sie verlor Halle 1478 seine bürgerliche Freiheit (reichsfrei war es nie), bis es zwei Jahrhunderte später mit dem Herzogtum Magdeburg hohenzollerisch-brandenburgisch wurde.

Die Abendseite der Stadt begrenzend und teilweise durchfließend zeigt dir die, grüne oder bebaute Inseln bildende, Saale von verschiedenen Punkten ihren Wasserspiegel. An zweien der längs der Stadt hinströmenden Saalarme dampfen die Schlote der Salzsiedehäuser des pfännerschaftlichen Werkes dicht unterhalb der Marktkirche, entfernter des königlichen, und hüllen ihre näheren Umgebungen in düsterfarbigen Rauch. Der erinnerte damals gleichsam noch immer an die geschichtlich nebelhafte Vorzeit, in welcher die Solquellen, die der Stadt die Entstehung und über ein Jahrtausend lang die Hauptnahrung gaben, tief aus dem geheimnisvollen Erdinnern dicht am Süßwasserstrom, wie ein Naturwunder, reichlich zu Tage traten. Ebenfalls in dunkle slavisch-deutsche Vorzeit führen die Anfänge der noch tätigen Arbeiterschaft, der merkwürdigen Salzwirkerbrüderschaft der Halloren.

Hinter der Stadt zeigen sich, streckenweise die sich kurz ostwärts wendende Saale begleitend, oben beraste Hügel- und Felsenzüge, an deren Fuß unten am jenseitigen Flußufer das Dorf Kröllwitz mit der noch heute bekannten großen Papierfabrik liegt. Wenig vorher zogen die Wellen am Fuße des hochragenden Porphyrkegels mit der Burgruine Giebichenstein vorüber, dem früheren festen Sitze der Erzbischöfe Magdeburgs und dem ebenso festen Staatsgefängnisse mehrerer Kaiser: Herzog Ernst von Schwaben und Landgraf Ludwig von Thüringen (der Springer) saßen in Haft in dem luftigen Nest, von dem der Volksmund sagte:

Wer da kommt nach Giebichenstein,
Der kehrt selten wieder heim!

Unweit vor ihm und neben ihm rechts ist der schön bepflanzte Reilsche Berg, jetzt die wundervoll aussichtsreiche Spitze des Zoologischen Gartens — einst Besitztum des berühmten Arztes — zu sehen, (das Soolbad Wittekind gab es damals noch nicht); ferner die Höhe von Reichardts, des Komponisten Garten; über alle diese geringeren Höhen aber in der fernen Ebene emporragend der allmählich ansteigende weitgesehene einsame Petersberg mit der damals noch in Ruinen liegenden Klostergruft mehrerer Wettiner, des sächsischen Herrschergeschlechtes.

Nun auf der Abendseite wieder von Mitternacht gegen Mittag dich wendend erschaust du dort das Waldesgrün der Heide und der Nachtigalleninsel, hier die mit hohen Bäumen und dichtem Buschwerk

bestandene Rabeninsel; zwischen ihnen, durch weitgedehnte Wiesenflächen hindurch aber führt über eine hohe Saalbrücke hinweg die befahrene „Kunststraße" nach Eisleben, der Lutherstadt. Weiter südwärts erfreuen lachende grüne oder goldene Getreidefelder den Blick. Mit der von Süden nach Norden fortlaufenden Pappelreihe der Kunststraße zwischen Leipzig und Magdeburg, die gar oft von langen Zügen schwerer, mit Kaufmannsgütern beladener Wagen bedeckt ist, schließt rechts seitwärts das Bild ab.

Die heitere Erhebung der Seele, welche dieses mannigfaltige, freundliche und großartige Stadt- und Landschaftsbild bei jedem Betrachter hervorbringen mußte, entschädigte für manche damalige unschöne Eigenschaften des Stadtinnern: den schwefligen Stein- und Braunkohlengeruch der in der Stadt üblichen Feuerung und den Rauch der Salinen, (diese Luft soll übrigens, noch heute bemerkbar, nach ärztlichen Urteilen für manche Naturen lebenverlängernd wirken), — schlechtes Pflaster, Kohlenschmutz und Unrat verschiedener Art in den Straßen, denn Halle war noch halbe Landstadt, — besonders in solchen vorstädtischen Straßen, wo die schweinemästenden Stärkefabriken die stark säuerlich riechenden Abflußwässer ihres Erzeugnisses schlecht und recht durch die offenen Straßenrinnen ablaufen ließen; endlich viele unscheinbare Häuser und enge und krumme Straßen und Gassen, ja wüste Stellen besonders aus der Zeit des 7 jährigen Krieges, — alles zwar Eigenschaften, wie sie teilweise, wenn auch oft in geringerem Grade, damals in anderen alten Städten sich vorfanden.

Außer der landschaftlichen Schönheit und derjenigen mehrerer älterer Gebäude, besonders der hervorragenden seines Marktplatzes, erfreute sich Halle aber noch eines, hauptsächlich durch die rationalistische Blüte der Universität wieder aufgelebten, sehr bedeutenden inneren Vorzuges, der schon vorher 1701 von dem Verfasser des „Florirenden und jetzt lebenden Halle" gerühmt wurde. Dieser erwähnt nämlich in dem teilweise überschwänglichen Stil der Zeit, wie Halle seit dem Anfall an das Brandenburg des Großen Kurfürsten unter der „glorwürdigsten" hohenzollerischen Regierung „in allen Stücken herrlich sich verbessert, da die exulirenden Frantzosen und Pfälzer aufgenommen, die löbliche Universität gestiftet, Handel und Wandel besonders vermittelst eingerichteter Schiffahrt êtabliret", und fügt hinzu: „und was das Vornehmste, die edle Religions- und Gewissens-Freyheit, allen und jeden Unterthanen vergönnt ist, daß ein Weißheit- und Freyheitliebender nicht bequemer vom Himmel fallen könnte, als wenn er in Halle niedergelassen würde" (3).

In dieser seit einem Jahrhundert die Weisheit und seit 2 1/2 Jahrhundert die evangelische Gewissensfreiheit liebenden Stadt ward Carl Gustav Schwetschke geboren im Jahre 1804, also noch unter dem alten deutschen Kaisertum, wie er mitunter gern hervorhob, aber auch am Vorabend von Deutschlands und Preußens tiefster Erniedrigung.



Familie.

Er entstammte väterlicherseits einer vorwiegend kaufmännischen und gewerbetreibenden Familie, auf deren Geschichte hier um so mehr kurz eingegangen werden muß, als sein Sinn für Familienleben und Familiengeschichte ihn selber zur Abfassung einer allerdings nicht sehr weit zurückreichenden „Schwetschke'schen Geschlechtstafel" veranlaßte (4). Demnach lebte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als derzeit ermittelter Stammvater der um 1666 geborene Bürger und Handelsmann Matthias Zwetschke in dem sehr alten, mit Halle durch Salzhandel lange verbunden gewesenen Städtchen Aken a. d. Elbe (im jetzigen Kreis Kalbe des Reg.-Bez. Magdeburg), wo er 1735 starb. Weder von ihm, noch von seinem Sohne Johann Jakob Zwetschke, der in Aken vierzehn Jahre später 1749 als Bürger, Brauherr und Kornhändler verschied, sind die Geburtsorte angegeben. Von den elf Kindern Johann Jakobs in Aken, von dem ein älterer Sohn dort Ratmann, Brauherr und Kornhändler wurde, zogen, vielleicht im Todesjahre ihres Vaters, zwei jüngere Söhne nach Glauchau in der Grafschaft Schönburg im jetzigen Kgr. Sachsen: August Daniel, der sich 1749 dort als Kaufmann festsetzte, der spätere Großvater Gustavs; und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Johann Christoph, zuerst Kaufmann und später 1764 Bürgermeister daselbst. Im Glauchauischen Kirchenbuche findet sich nun stets die Schreibung „Schwetschke", die im Akenschen zuerst 1756 und dann dauernd so auftritt. Über einige Deutungen des Namens vergleiche den Anhang (5). Eines von den sieben Kindern August Daniels war Carl August Schwetschke, Gustavs Vater. Dieser ausgezeichnete, von seinen Kindern hochverehrte und geliebte Mann, der erste bedeutsame Träger des Namens, war in seinem 15. Lebensjahre zu Glauchau geneigt, sich dem väterlichen kaufmännischen Berufe zu widmen, doch fand sich gerade keine, vom Vater für ihn gewünschte auswärtige Lehrlingsstelle. Da hatte sein Onkel, der Bürgermeister in Glauchau, auf der Leipziger Messe erfahren, daß

eine Lehrlingsstelle in der hallischen Waisenhausbuchhandlung, dem hochangesehenen Bestandteile der Franckeschen Stiftungen, frei sei, und in diese Stelle trat der unter dem verdienten Rektor Henne in der Schule seiner Heimatstadt Vorgebildete zu Johannis 1771 mit Bewilligung seines Vaters ein. Durch diesen Zufall verließ Carl August den Beruf seiner Voreltern und meisten Verwandten, indem er von rein materiellen Handelszweigen zu dem Handel mit Erzeugnissen des Schrifttums, dem Buchhandel, überging. Zugleich tat er einen gewaltigen Schritt aufwärts zur Erweiterung seines Gesichtskreises, indem er aus der kleinen, gegen 3000 Einwohner zählenden „hochreichsgräflich Schönburgischen Hauptstadt", dem Land- und Weberstädtchen, in die gegen 13 000 Einwohner zählende Universitätsstadt übersiedelte, deren weltberühmte Hochschule sich in neuem Aufblühen befand.

Nach zwölf Lehr- und Wanderjahren, die ihn bis Bern (in die Hallersche Buchhandlung) führten, kehrte er nach Halle, nun seine zweite Heimat, zurück, und im Verlaufe eines 83jährigen arbeitsreichen Lebens wurde aus dem mit Glücksgütern nicht gesegneten jungen Mann durch seinen gediegenen Charakter, regsamen Geist und eine seltene Geschäftstüchtigkeit eine Zierde nicht nur der Stadt Halle, sondern des deutschen Buchhandels. Abrisse seines Lebens finden sich mehrfach (6). Bei dem Einfluß, welchen Vater und Vaterhaus auf Gustav Schwetschkes Entwicklung ausübten, müssen wir noch einige Zeit bei beider Schilderung verweilen.

Von der tiefen Grundlage von Carl Augusts Gemüt und infolgedessen von seiner wahrhaft christlichen Weltanschauung legen folgende schlichte, hier zuerst veröffentlichte, Briefworte (7) beredtes Zeugnis ab. Er schrieb sie als Einundsechziger an seinen noch nicht neunzehnjährigen ältesten Sohn Ferdinand, als dieser ihm von der freundlichen Aufnahme in der Familie des Buchhändlers Unzer in Königsberg berichtet hatte, in dessen Geschäft er arbeitete, während er zugleich dort sein Freiwilligenjahr abdiente:

„Mich hat die Güte, mit welcher Madame Unzer Dich behandelt, ungemein gerührt . . . Mir wird sie unvergeßlich bleiben, denn was sie Dir thut, betrachte ich, als ob es mir geschähe. Denn ich liebe Dich, weil ich schon Proben von Dir habe, daß Du suchest, in meinem Geiste und Sinne zu handeln, d. h. Nichts um sein selbst [d. h. des eigenen Vortheils] willen allein zu thun, sondern mehr aus Liebe und Pflichtgefühl gegen Gott und seinen Nächsten".

Dieser Geist und Sinn schlichter, warmer Gottes- und Nächstenliebe stand bei ihm nicht bloß auf dem Papier und erstreckte sich nicht

nur auf seine Familie, sondern äußerte sich in dankbar anerkannter und oft begehrter gemeinnütziger Wirksamkeit verschiedener Art. Ja, er hat sich, zumal in schweren Zeiten, wo oft guter Rat teuer, schleunige Hilfe von nöten war, um Halle sehr verdient gemacht. — Außer seiner Gottes- und Nächstenliebe beseelte ihn vor allem Liebe zur Arbeit. „Du weißt ja, daß Arbeit meine Lust ist", schreibt er wiederholt in Briefen an Ferdinand, wenn es damit hart hergeht; und sein Leben lang ist ihm diese Lust verblieben und ward auch von Erfolg gekrönt, jemehr sich sein Arbeitsfeld erweiterte. Dies begann, wie angedeutet, im Jahre 1783 mit seiner Zurückberufung nach Halle als Geschäftsführer („Faktor") der Hemmerdeschen Buchhandlung, deren Besitzer, der Verleger von Klopstocks Messiade, gestorben war. Dessen Witwe, die Besitzerin der Buchhandlung, gewann zu ihrem Geschäftsführer so viel Vertrauen, daß sie unaufgefordert ihn bereits nach fünf Jahren zum Mitbesitzer annahm. Der Buchhandlung wurde darauf die bis 1828, also 40 Jahre, beibehaltene Firma „Hemmerde und Schwetschke" gegeben. Verlag und Sortiment blühten nun schnell empor.

Die häusliche Zufriedenheit aber des mit Erfolg vorwärts strebenden Geschäftsmannes war durch drei glückliche Ehen begründet. Nachdem ihm die erste Gattin (eine Tochter des Dompredigers Hirsekorn in Halle) nach kurzer Ehe samt ihrem Kindlein durch den Tod entrissen war, verband er sich 1797, bereits im 41. Lebensjahre, mit einer Tochter (Sophie) des „vornehmen" Buchhändlers Johann Jacob Gebauer in Halle, der ein Sohn des 1732 von Jena nach Halle gezogenen, aus Waltershausen in Thüringen gebürtigen „Buchhandlungsdieners und Buchdruckergesellen" Johann Justinus Gebauer war. Durch diese Verbindung wurde Schwetschke Mitglied einer älteren, vielleicht schon 1692 in Halle vertretenen hochangesehenen Bürgerfamilie; denn beide Gebauers gehörten zu den bedeutendsten deutschen Buchhändlern und Buchdruckern ihrer Zeit. Wies doch der von dem bedeutenderen Johann Justinus 1733 gegründete, von seinem Sohne fortgeführte Verlag, um nur die beiden wissenschaftlich hervorragendsten Verlagswerke zu nennen, die noch jetzt wertvolle vierundzwanzigbändige Walchsche „Gesamtausgabe der Lutherschen Schriften" und die „Allgemeine Welthistorie" in 66 Bänden auf, eine von einem ganzen Stabe von Gelehrten besorgte Übersetzung eines englischen Unternehmens.

Und die Buchdruckerei, als deren Gründer der 1610 Bürger von Halle gewordene Christoff Bißmarck aus Dahlenwarsleben (Reg.-Bez.

Magdeburg) zu betrachten ist, muß von ähnlicher Bedeutung wie der Verlag gewesen sein. Sie befaßte sich, außer mit dem Druck des umfangreichen eigenen Verlags der Besitzer auch mit der Herstellung zahlreicher fremder Verlagswerke. Hauptsächlich waren es Hemmerde und Schwetschke in Halle und F. Nicolai in Berlin, welche jahraus, jahrein drucken ließen. Außerdem aber wurden noch Druckaufträge ausgeführt für andere Buchhandlungen in Halle und Berlin, Leipzig, Weimar, Altenburg und bis hinauf nach Hamburg, Altona und Königsberg i. Pr. u. a. m. Aus der geschäftlichen Verbindung mit Joh. Jac. Gebauer mag dann auch die Familienverbindung Schwetschkes mit ihm erwachsen sein.

Ein Familienglück nun, auf das, wie bemerkt, Carl August Schwetschke durch den baldigen Tod seiner ersten Gattin so schnell verzichten mußte, ward ihm durch die Verbindung mit dem Gebauerschen Hause lange dauernd vom Geschick beschert. Zwar verlor er auch seine zweite Gattin, Sophie Gebauer, nach siebenjähriger glücklicher Ehe. Doch hinterließ sie ihm, als sie im September 1804 starb, außer einem ihr bald nachfolgenden Knaben, noch drei, den Vater überlebende Kinder (ich nenne von den Vornamen hier bloß die Rufnamen): den ältesten Sohn Ferdinand (geb. 1798), eine Tochter Caroline (geb. 1802) und den 1804 geborenen Gustav. Sie starb an den Nachwirkungen dieser letzten Entbindung. Die Kinder aber hatten das Glück, ein Jahr nach dem Hinscheiden ihrer Mutter in deren jüngerer Schwester und Nachfolgerin Christiane eine zweite Mutter in der Tat und Wahrheit zu erhalten. Diese dritte Ehe Carl Augusts blieb kinderlos, aber wie Christiane den Kindern, so verschaffte sie ihrem Gatten in siebenundzwanzigjährigem Zusammenleben, geliebt und verehrt von Beiden, ein ungetrübtes Familienglück.

Begabte Söhne haben oft ihre Grundanlagen von der Mutter geerbt. Und so wäre es interessant, etwas von Gustavs Mutter zu erfahren. Leider aber ist über ihr Wesen und ihren Charakter nichts überliefert. Auch vereinzelte Nachrichten, die sich über ihre Schwester erhalten haben, sagen nichts davon, ob die Schwestern, was ja möglicherweise der Fall war, sich ähnlich gewesen seien. Sie sagen nur, daß Christiane eine liebevolle, gutherzige und freundliche Frau, fleißig und mit hübschem Mutterwitz begabt war, klein und rundlich von äußerer Erscheinung, die auch bei ihrem stets zu freundlicher Mitteilung geneigten, jedoch ruhig besonnenen Gatten klein und fein war. Ihm ähnlich an Gestalt war auch der älteste Sohn Ferdinand. Können wir demnach keine mütterliche Geisteserbschaft bei dem Sohne nach-

weisen, so hat dieser doch vom Vater den gründlich gediegenen ehrlichen, dabei aber lebensklugen und wie auch sein älterer Bruder, den aufgeweckten, zur Heiterkeit gewandten Sinn geerbt.

Christiane besaß bei ihrer Verheiratung außer ihren Eltern noch eine, einige Jahre ältere unverheiratete Schwester und einen 1786 geborenen Bruder Friedrich Wilhelm Ferdinand, der dann seit 1799 ununterbrochen im väterlichen Geschäftig tätig war, wo er als Setzerlehrling eintrat. —

Durch seine Abkunft von dem sächsischen Vater und von der, väterlicher- und mütterlicherseits, thüringischen Familien entstammenden Mutter, konnte Gustav Schwetschke als ein geborener hallischer Mustercharakter angesehen werden. Denn nicht unzutreffend schreibt ein ungenannter, nicht hallischer Freund in seinem „Versuch einer Charakteristik des Hallensers" an den seine Heimat treuliebenden Franz Knauth (8) über den eigentlichen Hallenser: er sei „eine merkwürdige Mischung von Thüringer und Sachse", indem dieser Freund den thüringischen Charakter kurz durch das Wort „gemütlich", den sächsischen durch „kritisch" bezeichnen zu können meint; „der Hallenser wäre sonach gemütlich-kritisch oder kritisch-gemütlich". — Inwieweit diese Paarung von nüchternem, kühlem Verstand, mit warmem leidenschaftlichem Gefühl sich auch bei Schwetschke zeigt, wird uns die Betrachtung seines Lebensganges lehren.



Erste Kindheit.

In diese, eine große Rolle in Gustavs Leben spielenden Familien- und Geschäftsverhältnisse hinein wurde er also als Carl Augusts jüngstes Kind im Jahre 1804 geboren. — Der 5. April ward stets als sein Geburtstag gefeiert und ist auch in die Lebensnachrichten über ihn übergegangen; — nach dem Taufregister „Unsrer lieben Frauen" (der Markt- oder Marienkirche) wurde er dagegen geboren „Freitag den 6. April 1804, Nachts 1/4 11 Uhr und Tags darauf, Sonnabend, den 7. April, getauft". Ähnlich erging es u. a. dem, ein Jahr früher in Darmstadt geborenen, großen Forscher Justus von Liebig; in der Familie ward als sein Geburtstag zeitlebens der 8. Mai gefeiert, während die Angaben der Kirchenbücher sogar Spielraum zwischen dem 4. bis 12. Mai lassen und der letztere Tag als sein Geburtstag amtlich betrachtet wird.

Schwetschkes Paten waren der Schöppenstuhl- und Gerichts-Assessor Niewandt, Frau Thalfaktor (9) Große und der Buchdruckereibesitzer Grunert. Gustav war ein dickes kräftiges Kind, das aus seinen großen blauen Augen schon früh teils sinnig-schalkhaft, teils klar, frisch und keck, in die Welt sehen mochte. Er erfreute sich, wie er selbst öfter erwähnte, ursprünglich einer „eisenfesten" Gesundheit — wohl ein Erbteil des Vaters, der bis an sein Lebensende im 83. Lebensjahr kein anderes Kranksein kannte, als von Zeit zu Zeit die Fußgicht, und auch diese nur in der so „selten vorkommenden guten Art". In seine früheste Kindheit fällt die große Schicksalswende Preußens: auf seinem Vormarsche in der Jagd nach der Weltherrschaft zerschmettert der schlacht- und sieggewohnte Franzosenkaiser mit ehernem Fußtritt bei Jena und Auerstädt die schlechtgeführten preußischen Heerscharen und stürzt den „auf seinen Lorbeeren eingeschlafenen Staat" Friedrichs des Großen zunächst in einen Abgrund siebenjähriger fast tödlicher Ohnmacht. Der ebenso grausame, wie hochmütige Sieger schaltet in dieser Zeit als harter Willkürherrscher im Lande. Halle selbst, das die Leidenszeit bis zur Neige mit durchkosten muß, wird sogleich einige Tage nach jenen unweit von ihm geschlagenen Unglücksschlachten als erste preußische Stadt zu einem Teil des Kriegsschauplatzes, indem ein in und um Halle aufgestelltes preußisches Reservekorps unter dem Herzog Eugen von Württemberg nach mörderischen Kämpfen von Bernadotte in die Flucht geschlagen wird.

Napoleon selbst, der Gewaltige, erscheint auf seinem Vordringen nach Berlin am 19. Oktober Nachmittags mit großem Gefolge in Halle. Anfangs gnädig gestimmt für Stadt und Universität, hob er diese nach 24 Stunden wider Erwarten — zum ersten Male — auf! Denn er haßte und fürchtete diese Brutstätte der deutschen, ihn hassenden und nicht fürchtenden „Ideologen".

Schon aus der Zeit kurz vor der Jenaer Schlacht stammt nun eine erste, noch vom gereiften Manne öfter mitgeteilte, früheste, kindliche Lebenserinnerung Schwetschkes. Er behauptete sich darin kaum zu täuschen, daß er als zweieinhalbjähriges Kind, vom Arme des mit ihm auf der Straße stehenden Dienstmädchens herabsehend, ein bleibendes Bild marschierender Soldaten jener Zeit in sich aufnahm; — der hallischen Ereignisse aus der Zeit der Befreiungskriege erinnere er sich dagegen „natürlich noch ganz genau". — Möglicherweise hatte das Mädchen sich aufgestellt, um ihrem Musketier oder Grenadier noch einen Abschiedsgruß zuzuwinken. Denn die alte Stadtgarnison (das seit 1717 in Halle liegende Anhalt-Dessauische, einst vom Alten

Dessauer selbst geführte, Regiment), damals fast das ganze Regiment von Renouard, rückte fast vollständig ebenfalls ins Feld, aus dem es übrigens, aufgelöst nach dem unglücklichen Kriege 1807, nicht wieder nach Halle zurückkehren sollte.

Zu weiteren mit der politischen Zeitgeschichte zusammenhängenden Erinnerungen gehörte zunächst die Bemerkung, daß Franzosen artig und kinderfreundlich gewesen seien und öfter durch äußerlich feines Benehmen sich ausgezeichnet hätten.

Der Ernst der Zeit und die für die Erwachsenen tiefschmerzliche Tatsache, daß durch den Frieden von Tilsit 1807 auch Halle von Preußen losgerissen und dem für Napoleons Bruder Jerome neu gebildeten Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel zugeteilt war, dies konnte natürlich erst allmählich den entsprechenden Eindruck auf den Knaben machen. Vorläufig ging das Kind sorg- und harmlos die Wege aller Kinder seines Alters. Diese Wege führten ihn zunächst im Hause und Laden seines Vaters umher, wie vor die Haustür. Gustavs Geburtshaus, das Wohn- und Geschäftshaus des Vaters, lag im Mittelpunkte der Stadt, an der Ecke der Kleinschmieden und des damals von alten Zeiten her „Saumarkt" genannten (aber längst nicht mehr zu diesem Zwecke benutzten) ausspringenden Winkels vom großen Marktplatze. Es bildete als selbständiges vierstöckiges Haus einen Teil des jetzigen stattlichen neuerbauten und ausgedehnteren Hauses der Stecknerschen Bank (Markt Nr. 19) (10 a). — Es befand sich gewissermaßen im engsten Bannkreis des einzigartigen gewaltigen „Roten Turmes", der kaum dreißig Schritte von ihm aufragt. Daß der Knabe so in unmittelbarer Nähe dieses und anderer steinerner Zeugen aus Halles bewegter Vorzeit aufwuchs, dies trug sicherlich viel zur Entwicklung des ihn als Mann auszeichnenden Sinnes für die, besonders die ältere, Stadtgeschichte, wie für die Schönheit alter Bauwerke bei. — Es ist in der Tat ein eigner schönheitlicher Reiz, der, um nur von dem Roten Turm zu sprechen, auf diesem 268 Fuß (84 m) hohen, nach italienischer Art alleinstehenden, von etwa 1418 bis 1506 erbauten Hauptglockenturm der Marienkirche ruht, obgleich er damals in Schwetschkes Jugend durch häßliche an und neben ihn gebaute Läden und Wohnräume, die seinen Fuß umlagerten, verunstaltet wurde. Dem Charakter der schlichten, kaufmännisch nüchternen, aber stolz aufstrebenden Aristokratie der die Stadt beherrschenden Geschlechter, die ihn begonnen, im allgemeinen Rechnung tragend, wirkt er dennoch als hervorragende Schönheit außer durch künstlerische Verteilung der Massen auch durch die ihm eigentümliche Abwechslung in den vier- und achteckigen

Grundformen seiner Glieder, die von einem ungleichseitigen rechtwinkligen Viereck aus in die Lüfte emporsteigen.

Der hallische Marktplatz, obgleich bis 1850 noch nicht gepflastert, war schon damals einer der schönsten mittelalterlichen Plätze Deutschlands durch diesen Turm und die eingangs im Überblick des Stadtbildes erwähnte viertürmige Marienkirche, durch die der Gruppe schräg gegenüberliegenden städtischen Gebäude des Rathauses und der Ratswage, wie andere städtische und Privathäuser zumeist aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammend; endlich durch die in sein großes weites Becken zahlreich einmündenden vielfach gewundenen engen alten Straßenzüge, wodurch auf der Karte die innere Stadt die Grundform eines Rades mit gebogenen Speichen und mit dem Markt als Nabe erhält. Ja, geradezu den schönsten Markt mittelalterlicher, deutscher Städte nennt ihn als Fachkenner der Wirkl. Geh. Oberbaurat Friedrich Adler in Berlin(10b); und der phantasievolle Dichter der schönen Form, Julius Grosse (11), bezeichnet seinen ersten Anblick mit Recht als überwältigend.

Führte die Nachbarschaft der alten Bauwerke den Geist des Knaben später unbewußt in die Vergangenheit, so war die Lage des Hauses, von dem aus man einen großen Teil des Marktplatzes übersehen konnte, noch mehr die Veranlassung, daß er schon von frühan das mannigfaltigste öffentliche Leben und Treiben von Hoch und Nieder beobachten und daran teilnehmen konnte, ein Umstand, der vielleicht mit den Grund dazu legte, ihn vor einseitiger Welt- und Menschen-Auffassung zu bewahren und mit dazu beitrug, in ihm trotz seiner Zugehörigkeit zu einer patrizisch-angesehenen Familie schon den Keim einer menschen- und volksfreundlichen Sinnesrichtung (im guten Sinne des Wortes) zu erwecken. Gar Vieles, was ihn anzog, sah und hörte er hier von klein auf. Da gab es aus erster Hand das, trotz des eingetretenen Friedens, in den nächsten sieben Jahren nie ganz aufhörende bunte kriegerische Treiben einquartierter und durchziehender Truppen; da spielte sich der regelmäßige Hauptverkehr der Bevölkerung ab, die allerdings infolge der unglücklichen politischen Ereignisse allmählich eine starke Einbuße an Zahl erlitten hatte; ebenso das Ankommen und Abziehen der Reisenden zu Fuß, Roß und Wagen, mit der Post oder mit anderen Fuhrwerken (das Postamt befand sich damals dicht am Markt in der Galg- (jetzt (Leipziger) Straße im südlichen Rathausflügel). An Markttagen erschienen außer städtischen Verkäufern, wie Käufern, auch ländliche mit allerlei Waren und Getier. Diese Landleute letzten sich drüben über dem Markt in der Schmor- oder

Schnudelbude zwischen dem Ratskeller und Hohenkräm (einer sehr alten jetzt verschwundenen Gasse) mangelnden Raumes wegen meist stehenden Fußes, an den warmen Getränken und Speisen, sonderlich Sauerkraut mit Würstchen, mit denen sie die „Schnudlerin" für ein Billiges versorgte (12). Ferner zeigten sich dann noch mehr, als sonst, zahlreiche der in Halle schon früher z. Zt. der „geistlichen Herrschaft" (Ruge) in Menge und seit dem Kriege besonders stark vertretenen Armen, Bettler und fahrendes Volk. Jeden Tag durchquerten auf ihrem Wege vom und zum Rathause die städtischen Beamten, hoch und nieder, den Platz; ebenso wanderten die Professoren (soweit sie nicht in ihren in den nahen Straßen belegenen Wohnungen lasen) und desgleichen die Studenten von und zu der als Universitätsgebäude benutzten Ratswage über den Markt. Ihn beherrschten sie überhaupt mit einer Art Alleinherrschaft, die sich die Bürger auch ruhig gefallen ließen. Denn was hätten sie anfangen sollen ohne die Stubenmiete, den Hauspump und sonstigen Verbrauch und Verzehr der zahlreichen Musensöhne!

Diese gruppierten sich (13) „mit ihren Kanonenstiefeln und Pfundsporen, langen bequasteten Tabakspfeifen und großen Hunden vor allem auf dem Mittelgang des Marktplatzes, die gebildeten Frauen und Mädchen in scheuer Entfernung haltend und sie zu weitem Umwege nötigend. Hier schnappte man Luft in den Pausen zwischen den einzelnen Vorlesungen in den dumpfigen Hörsälen, hier erging man sich einzeln und in Gruppen, hier beschwichtigte man die „Manichäer" (14) und empfing die Zitationen ad Magnificum aus den Händen der Pedelle, hier kneipte und kontrahierte man, hier fand man Gelegenheit zu zärtlichen Rendezvous, zu Reibereien mit den Soldaten und zu ernstlichen Fehden mit den „Knoten". Kommerse, Aufzüge und Schlittenfahrten bewegten sich vornehmlich auf dem Markte und nahmen wenigstens von ihm ihren Ausgang und zu ihm ihren Rückzug. Die Randalierfüchse ritten am Tage der Prorektorwahl auf den (seit 1823 angebrachten) Löwen des Brunnens (an Stelle des jetzigen Landsknechtsbrunnens) und nach vollbrachten Fackelzügen leuchtete die rote Lohe der verbrennenden Fackeln bis zu den Gipfeln der Türme, während der tausendstimmige Gesang des „Gaudeamus" zum dunkeln Himmel emporstieg.

Ach! Wie zusammengeschmolzen waren aber, mehr noch, als die Einwohner der Stadt (die nach allerdings nicht ganz zuverlässigen Schätzungen von 26 000 in 1806 auf rund 14 900 in 1810 zurückgegangen waren), die Mitglieder der vor dem Kriege so stolzen Universität! Zwar die von Napoleon in jähem Zorne aufgelöste alma

mater Fridericiana hatte sein Bruder, der neue Herr des neuen Königreichs Westfalen, durch ministeriellen Bescheid vom 20. Dezember 1807 wieder ins Leben zurückgerufen: den hochverdienstlichen Bemühungen des zugleich mit einigen anderen Vaterlandsfreunden nach Frankreich verschleppt gewesenen August Hermann Niemeyer war die Wiederherstellung der Universität, deren Kanzler er mit „Weltklugheit, Gerechtigkeit und uneigennütziger Hingabe" nun wurde, zu verdanken gewesen, ebenso wie die Erhaltung der unter seinem Direktorat stehenden Franckeschen Stiftungen. Aber, abgesehen von dem an Zahl und Beschaffenheit äußerst verringertem Lehrkörper der Universität fanden sich statt der 1280 Studierenden von 1806 nur 174 im Jahre der Wiedereröffnung 1808 zusammen, eine Zahl, die sich in der Zeit der Fremdherrschaft auch nur bis auf 342 vermehrte. Trotz der allgemein gedrückten politischen und wirtschaftlichen Zustände war indes das alte, wenn auch erst nach der Befreiung ganz wieder erstehende, Herrenleben der Musensöhne auf dem Marktplatze in jugendlichem Übermut und jugendlicher Sorglosigkeit nicht ganz ausgestorben. Das Auf- und Abspazieren besonders während der Freiviertelstunden, das Anrempeln auf dem Plattenweg des „Breiten Steines", der sich, wie in der Mitte der anderen bedenklich schlecht gepflasterten Hauptstraßen ohne genügende Fußsteige, so auch gerade über den Markt hinzog, vorbei am Roten Turm, der daneben liegenden Hauptwache und dem seitlich vor dem Schöppenstuhle (jetzigen Restaurant zur Börse) stehenden mächtigen, steinernem (ursprünglich hölzernem) Roland (15), — der der älteste bekannte Typus seiner Art! — jetzt mit aufgerichtetem Schwert am Turm die Wache hält, endlich die körperlichen Stärkungen der Akademiker mit Obst, Wurst, Wein und Bier bei der Frau „Gevatterin" in den beiden großen bretternen Gevatterbuden zwischen den Kleinschmieden und dem Roten Turme, sowie ihr gern geübter Spaß, die naturwüchsige Wut der (mit den Frankfurter Sachsenhäuserinnen verglichenen) Hökerinnen durch Neckereien zu entfesseln — doch teilt andererseits Georg Mayer, ein noch näher zu erwähnender Briefschreiber (1817) auch folgende Züge großer Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft einzelner dieser klassischen Damen des Marktes mit: „Die Hoken, berichtet er im Mai, verüben jetzt sehr edelmütige Taten, z. B., da vor Kurzem Altenburger Bauern hier Korn holten, so befand sich einer unter ihnen, welcher sein Geld verlohren hatte und an der Gevatterbude jämmerlich weinte. Die Funken ergriff sogleich voll edler Hitze den Armen und führte ihn in den Häusern herum. Jedoch die Strupeln, indem sie auch dem Armen helfen wollte, sprang sogleich von ihrem Stuhl und

verdoppelte die Wohltat" — Alles das lebte in Schwetschkes Seele fort, und alles das von kleinauf beobachtet und später selbst als Bruder Studio mitgemacht zu haben gehörte zu seinen heitersten Jugenderinnerungen.

Außer derartigen Bildern aus dem öffentlichen Leben hatten sich seiner Erinnerung mehrere „bemerkenswerte Ereignisse" seines Kindeslebens, angenehme und unangenehme, so fest eingeprägt, daß er sie öfter zum besten gegeben hat. Sie hingen alle mit einem anderen Hause, dem der Großeltern Gebauer, zusammen und verraten meist, wie derartig lächelnd erzählte Kindergeschichten, schon bezeichnende Wesenseigenschaften des Mannes. Hier sind sie, zugleich mit der Beschreibung des für ihn bedeutsamen und geschichtlich nicht uninteressanten Hauses.

Während der Vater mit Eifer und Fleiß im Geschäft tätig war, nahm entweder die Mutter selbst den kleinen Quälgeist zu ihren würdigen alten Eltern mit, oder sie schickte ihn mit dem zwei Jahre älteren Schwesterchen Caroline unbesorgt allein dorthin. Der Weg war doch so kurz und leicht zu finden: die östliche Seite des Marktes entlang am Rathaus vorbei in die vornehme, ruhige große Märkerstraße (16) hinein bis zur Ecke des stillen Kleinen-Berlin (17)-Platzes. Hier war das Eckhaus das der Großeltern. Neben ihm stand in einem Winkel mit dem Platz eine hohe Akazie; der Platzmitte gegenüber an der Straße zwei ebensolche schattige Kastanienbäume. Den Weg kannte der kleine Gustav bald auswendig, und er fühlte sich dazu derartig selbständig in dem Eigenwillen seiner aufkeimenden Männlichkeit, daß er sich einmal mit außerordentlich kräftigem, ein lautes Wehklagen erregenden Biß, — vielleicht der erste „Blutige", den er austeilte — von der Hand des ihn bemutternden, trotz all' seines Sträubens ihn nicht loslassenden Schwesterchens befreite. Auch als Mann liebte er weder im privaten, noch im staatlichen Leben eine weibliche „Führung", die sonstigen gemütlichen Vorzüge dieses Geschlechts jedoch voll anerkennend.

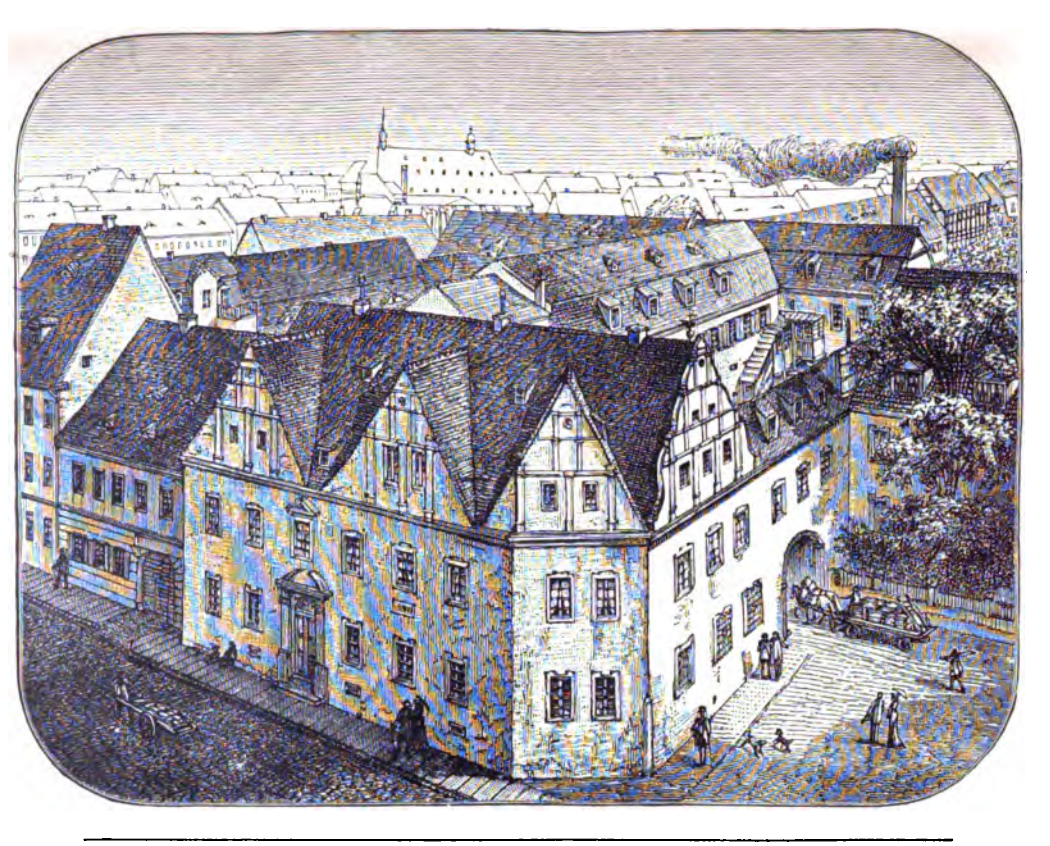
Das alte hohe Haus des Großvaters — es zog ihn ganz besonders an! Ahnte es dem Knaben wohl, daß er als Mann und Greis selbst einmal über ein halbes Jahrhundert lang, davon über vier Jahrzehnte als Hausherr darin hausen sollte?

Möge eine Schilderung des jetzt noch zu seinem damaligen Zwecke benutzten, wenn auch in inneren und äußeren Einzelheiten veränderten, Gebauer-Schwetschkeschen Geschäftshauses zugleich als ein kunst- und kulturgeschichtliches Bild deshalb hier zu entwerfen versucht werden. Das

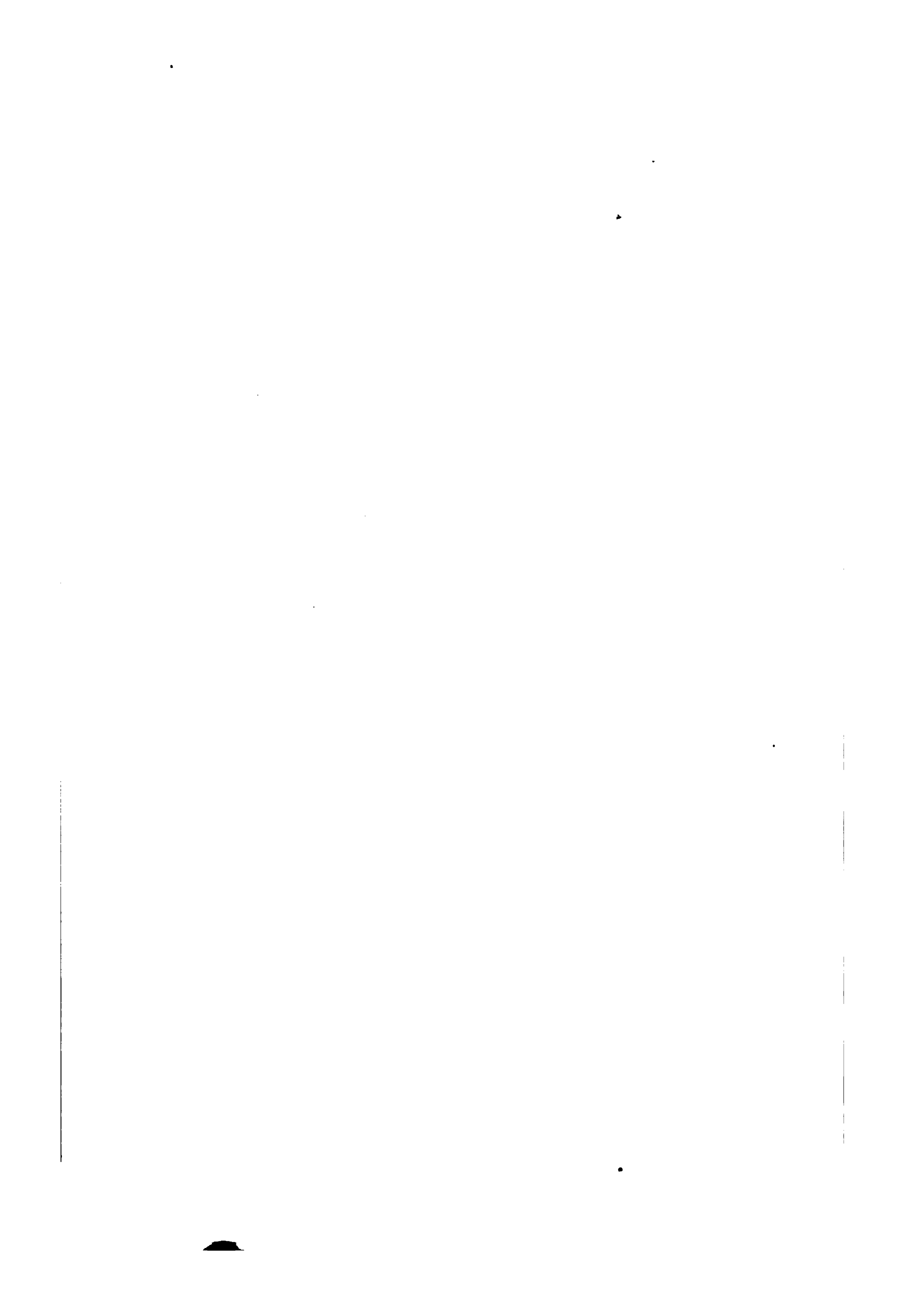
Haus war ein Werk des s. Zt. berühmten Hallischen Sohnes, des Baumeisters **Nickel** (Nicolaus) **Hofmann**, der u. a. die Marktkirche 1554 vollendet und viele Privathäuser aufgeführt hat. Dieses war für den Ratmann und Kaufmann Lorenz Brunner erbaut i. J. 1558, wie die vergoldete Jahreszahl über der Mitte des großen rundbogigen Haustores kündet. Das Haus gehörte somit (um 1867) zu den vier alten damaligen Privat-Häusern mit Jahreszahlen aus dem 16. Jahrhundert. Nur die ehemalige Herberge „Zum goldenen (Vorlege-)Schlößchen", wo Luther wohnte, als er seinen Freund Jonas besuchte, zeigt 1471 als Jahr ihrer Erbauung (18).

Der fahrbare Torweg führt von der inneren Platzecke aus unter dem Oberstock des Hauses hindurch in den Hof, welchen Geschäfts- und Wohnräume eines zusammenhängenden, teilweise während des 18. Jahrhunderts entstandenen, länglichen Gebäudevierecks umschließen. Der Stammbau als stattliches putzbeworfenes zweistöckiges Haus mit einem sehr hohen, über der Hälfte der südlichen Front in leicht geschwungenen Linien aufsteigenden teils bewohnbarem Giebel sieht nach dem Platze (diese Seite und das Erdgeschoß werden auf den ersten Baumeister zurückgeführt) (19); während drei jüngere, niedrigere geradlinige Giebel, damals mehrfach getrennt durch weitausladende Dachrinnen mit Drachenköpfen von rostigem Eisenblech als Wasserspeiern, in die Märkerstraße hineinblicken. Hier auf der Straßenseite führte zur Haustür, wie bei vielen Häusern Alt-Halles und alter Städte überhaupt, eine zweiseitige bis zur Straßenrinne fast reichende Freitreppe, bewehrt durch ein mit einem Paar großer Messingkugeln gekröntes eisernes gerades Geländer. In dem Winkel einer solchen abschüssigen Geländerstange hatte sich der kleine dicke Gustav einmal so festgerutscht, daß er erst auf sein angstvolles Zetergeschrei aus seiner Klemme befreit werden konnte. Auf der Plattform der Freitreppe aber ward er einst von seinen Angehörigen mit der Drohung geängstigt, der Polizeidiener werde ihn zum Einsperren abholen, weil der unnütze selbstrundliche Knabe dem in der Nähe auf dem Großen Berlin wohnenden vorübergehenden Kanzler Niemeyer, nicht nur innerlich einem der gewichtigsten, sondern auch einem der starkleibigsten Männer Halles, spottend zu- oder nachgerufen hatte: „Dickbauch! Dickbauch!"

Aus den Füllungen der beiden hohen Haustürflügel, die erhabenes Blattwerk in Holzschnitzerei bedeckt, beschauen zwei kleine messingene Mannsköpfe, wohl ehemals Teile von Türklopfern, mit ihren Hälsen neugierig hervorlugend den Herankommenden. Ihn empfängt beim



Das Gebauer-Schwetschke-Haus.



Eintritt in das Haus ein hoher verhältnismäßig breiter, in eine Schmalseite des Hofes ausmündender Flurgang mit weißer Stuckdecke, über dessen glatte blaugraue Sandsteinplatten fast der gesamte private und geschäftliche Verkehr des Hauses sich ergießt. Rechts gleich gegenüber der Hausmannswohnung liegt das Kleinod des Hauses: ein fast noch ganz in seinem ehemaligen Zustande erhaltenes dreifenstriges Staatszimmer des Philosophen Christian Wolff. Dieser so berühmte, einst vom Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. wegen vermeintlicher Irrlehren aus Preußen verbannte, einflußreichste Universitätslehrer des 18. Jahrhunderts war nämlich nach seiner ehrenvollsten Zurückberufung durch Friedrich den Großen als Vizekanzler der Universität von 1741 bis 1754 Besitzer des Hauses gewesen. Acht Jahre später hatte es dann der Urgroßvater Johann Justinus Gebauer für sich erwerben lassen und nach einigen Umbauten das Geschäft von der Rannischen Straße hierher verlegt. — Die Mitte des steinernen weißgrauen Kamins in dem Prunkzimmer schmückte das zierlich gemalte Wappen des Gelehrten, ein auf den Hinterfüßen schreitender Wolf. Die Decke des Zimmers war mit dunkel bräunlichem Bildwerk bemalt und an den Wänden standen und hingen verschiedene, wohl auch mit von der Neueinrichtung Johann Justinus Gebauers herrührende Geräte: altmodische dreieckige Eckschränke, unten mit eingelegten gewellten Holztüren, oben mit geraden Glastüren verschlossen, angefüllt mit weißem und buntem Meißner Porzellan und Nippsachen; zwischen den drei Fenstern zwei Pfeilertischchen mit rötlich grauen ausgeschweiften Marmorplatten, die auf je zwei ebenfalls geschweiften, mit Blumen- und Rokokozierrat reichlich geschmückten bräunlichen Holzfüßen ruhten. Über jedem Tischchen an der Wand ein schimmernder venezianischer Spiegel mit giebelartig gewellten Kopfenden, umrahmt von damals kunstvoll, wenn auch nach einfachen wiederkehrenden Mustern, bearbeitetem Spiegelglas. Gegenüber stand an der Wand neben dem Kamin ein viereckiges Spinett, ein sonderbares altes dünnstimmiges Klavierchen, dessen zierliche Klänge einst unsere Vorvorderen entzückten. Mehrere behäbige Rokokostühle luden die Zuhörer zum Niederlassen ein: die breit geschweiften Gestelle von Eichenholz in einfachen, stattlich-zierlichen Formen trugen Sitzpolster mit maigrüner Seide überzogen. Platz nehmend konnte man die mit buntgemalten Leinwandtapeten gezierten Wände bewundern, den bedeutsamsten Hauptschmuck des Zimmers. Da sah man als Hauptdarstellungen in schöner üppiger Waldlandschaft, aus der einige römische Tempelreste hervorlugten, die etwa halb lebensgroßen israelitischen Kundschafter Josua und Kaleb, eine Riesenweintraube als Zeichen der

Fruchtbarkeit des gelobten Landes an einem über ihre Schultern gelegtem Tragholz hängend ins Judenlager heimwärts bringen (4. Mose, Kap. 13 und 14), und unweit von ihnen den starken Recken Simson in Römertracht mit aufgerissenen Augen, fliegenden Haaren und gespreizten Beinen dastehend, wie er mit kräftigen Händen dem Löwen den Rachen aufreißt (Richter 14); daher wurde das Zimmer in der Familie „der Simson" genannt. Diese Szene war auch als Steingruppe — mit Simson als Bild der Gerechtigkeit — über dem Portale des zeitweiligen Pfälzer Kolonie-Gerichtes dargestellt (20). — An diese besondere Merkwürdigkeit des Hauses stieß der nach dem Platz zu gelegene, von dort zugängliche Laden der Gebauerschen Buchhandlung.

In dem genannten Hausdurchgang steigt zur Linken die ursprünglich freiliegende, später durch ein nüchternes Lattengitter abgeschlossene, breite dunkelfarbige Holztreppe in die Obergeschosse empor. Wie auf die Freitreppe zum Hauseingang, so führen einige Stufen auf einen der eigentlichen Treppe vorgelagerten Absatz. Er leitete rechts in die nach dem Hofe gelegenen ebenerdigen Wohnzimmer der Großeltern Gebauer. Geradeaus aber steigt die Treppe, in drei, zweimal gebrochenen Wendungen bis zur Diele des dritten Stockes im großen Giebel empor, der einst den später zum Wäschetrocknen verwendeten Hörsaal Wolffs barg. Die oft dämmerigen Treppenstufen begleitet ein massiges Eichengeländer, an einzelnen Treppenabsätzen bekrönt mit gewaltigen Holzkugeln in Form eines Kohlkopfes, oben geschlossen mit einer zierlichen rundblätterigen flachen Blume.

Betrat man den Flur des zweiten Stockes (eine Treppe hoch), der durch ein nach dem Hofe gehendes Fenster gut erhellt wurde, so fiel dem Ankommenden eine turmartige, u. a. künstlich mit einem Planiglobium versehene, vom Fußboden fast bis zur Decke reichende Standuhr in ausgelegtem Eichenholzgehäuse in die Augen, die neben dem Eingange zur Schlafstube der Großeltern ihres Amtes waltete. Zwischen dieser Tür und dem Eingange zu einer (in Schwetschkes Knabenjahren z. B. auch von Professor Wegscheider benutzten) Mietswohnung, schob sich ein nüchterner Kaminbau vor mit einem kaum gebrauchten durch eine Holztür verschlossenen Feuerherd, der bei plötzlichem Sonnendruck rauchend sein Dasein verriet. Die von einem Querbalken durchzogenen Zimmerdecken waren mit altertümlichem hellen Stuckwerk geziert und die Fußböden ebenso nach alter Sitte ungestrichen, rein gescheuert und mit weißem Sande bestreut.

Eine Tür an der Hofseite endlich führte durch mehrere Räumlichkeiten hindurch zur Buchdruckerei. Hier, in der Druckerei und im Setzersaal, wo auch Onkel Gebauer angetroffen ward, empfing der Knabe die ersten Eindrücke der später von ihm geübten „Schwarzen Kunst" Gutenbergs. Da standen in kurzen gleichlaufenden „Gassen" schweigsam arbeitend die fingerfertigen fleißigen Schriftsetzer vor den schrägen Schriftkästen und fügten mit maschinenartiger Geschwindigkeit die einzelnen Buchstaben zu Wörtern und Sätzen, Zeile für Zeile, aneinander, bis sie fest zu Seiten zusammengeschlossen, in die einzelnen in langer Reihe aufgestellten Pressen gebracht wurden. Und es stampften, wie in der Urzeit der Erfindung, die Buchdrucker mit ledernen Handballen die Schwärze auf den Satz und rollten die „Karren" mit den Satzformen unter die „Tiegel", welche durch einen mit der Hand gezogenen Schwengel den weißen Papierbogen auf den geschwärzten Satz einer Bogenseite „preßten". Und so oft wurde dieser „Druck" wiederholt, als Bogenseiten da waren und ein Buch Auflage haben sollte.

Aus der Druckerei tollte der Knabe hinunter in den mit Kieseln und Bruchsteinen schlecht gepflasterten Hof; obgleich dieser bei ziemlicher Länge so schmal war, daß ein Rollwagen, der Papierballen gebracht hatte, nicht umdrehen konnte, sondern stets durch die rückwärtstretenden Pferde hinausgeschoben wurde, mußte er dem Gebauer-Enkel doch als große Spielfläche erscheinen, gegenüber dem kaminartig engen Höfchen des Elternhauses. Die ebenerdige Papierniederlage bot zwischen der Masse bedruckter und unbedruckter Ballen erwünschte Gelegenheit zur Herstellung von Verstecken in Schlupfwinkeln und Höhlen, wie es auch andere dämmerige Ecken und Schlupfwinkel vom Fußboden bis unter den Dachfirst des Hauses taten, hier mit reizvoller Aussicht herab auf die nachbarlichen Häuser und Höfe. Beim Eingange zur Papierniederlage am hinteren Hofende standen zwei oder drei Maulbeerbäume, deren süße schwarze himbeerartige Früchte im Herbst nach den Anstrengungen des Versteckspielens herrlich mundeten. Sie stammten aus der Zeit, da Friedrich der Große den Seidenbau in seinem Staate einführte, und das Waisenhaus — vergeblich, wie überall im Norden — eine große „Maulbeerbaum-Plantage" zum Futter der Seidenraupen anlegen mußte. Gestärkt trollte dann das unstete Kindervölkchen wieder nach dem Hofeingange zurück zur Beobachtung des langen zweistöckigen Taubenhauses, das, belebt mit vielen oft gurrenden und sich verfolgenden Tauben, oben aus der Hauswand über der inneren Öffnung der Einfahrt heraussprang.

Auf dem Hofe nun spielte auch eine oft erzählte bezeichnende Kindergeschichte des sechseinhalbjährigen Gustav. Der gepackte Reisewagen stand nämlich schon längst zum Abfahren bereit, der die ältere Schwester seiner Mutter mit ihrem frisch angetrauten Eheherrn, dem wohlverordneten Prediger Daniel (21) in dessen nur wenige Stunden entferntes freundliches Dörfchen Nelben a. Saale (im Mansfelder Seekreis) heimführen sollte. Aber es kam und kam nicht zum Einsteigen des Paares, denn die am Wagen versammelten Freundinnen der jungen Frau, und vielleicht diese selbst, konnten durch stets neue rührende Tränenfluten und zärtliche Abschiedsworte nicht zum wirklichen Abschied hindurchdringen. Das war zuviel für die Geduld des beim Trennungsweh nicht in gleicher Tiefe beteiligten lebhaften Knaben; — und seine Stimme erscholl plötzlich laut: „Wer grunzt" (weint, schluchzt), „der melde sich! Wer grunzt, der melde sich!", während der Rufer, sich am gebogenen Schwengel der Pumpe in der Hofecke festhaltend und den Kopf hinten herabhängend, am Pumpenrohr auf und nieder kletterte. Er war eben schon von Kind auf „kein Freund von Traurigkeit" und langem Zaudern, der spätere humorliebende Spötter; aber die schnell erfolgende, ebenfalls althallisch unverblümte Zurechtweisuug: „Dummer Junge, willst Du wohl stille sein!" verschloß dem kleinen vorlauten Burschen den Mund.

Übrigens waren die Eltern und besonders die Großeltern, deren Liebling Ferdinand, der älteste Enkel, war, und die von Kindern und Enkeln nach der Zeitsitte noch mit „Sie" angeredet wurden, nicht allzu streng mit den im Grunde gut gearteten Kindern, die dafür mit voller Liebe und Ehrerbietung an ihnen hingen. Die Großmutter, eine Tochter des Hessisch-Rheinpfälzischen Justizamtmanns Hörnigk aus Treffurt in Thüringen, hat ihnen manchen Leckerbissen verabreicht und sonstiges Gutes angetan. Der Großvater zeigte ihnen, wenn seine geschäftliche Inanspruchnahme es gestattete und er dazu aufgelegt war, gern seine kostbare Naturaliensammlung von ausländischen Insekten, Seesternen, Seeigeln, Pflanzentieren (Zoophyten) und Conchylien, — 1802 hatte er ein systematisches Verzeichnis von ihr gedruckt. Durch die Neigung der Zeit und vielleicht auch durch seinen naturwissenschaftlichen Verlag veranlaßt, hatte er sie sich (als eine der neun privaten, neben drei öffentlichen, im Anfang des Jahrhunderts in Halle vorhandenen) angelegt (22). Oder er erklärte ihnen seine Sammlung guter gerahmter Kupferstiche, wie sich solche damals ebenfalls in vielen Privathaushaltungen in großer und minderer Zahl fanden, je nachdem die Besitzer Mittel, Geschmack und Kunstkenntnis hatten. Sie befand sich

ebenerdig im „Gartensaal" in demselben den Hof abschließenden Querflügel, der im oberen Stockwerk die Naturaliensammlung enthielt, und es bedeckten mit dichter Fülle ihre etwa hundert deutschen, englischen und französischen Stiche meist in schwarzen Holzrahmen die einfach maigrün tapezierten Saalwände. Da gab es berühmte niederländische Genrestücke, Darstellungen aus der Mythologie und der alten wie neueren deutschen und fremden Geschichte, mehrfach vom alten Fritz, besonders aber Landschaften und Seestücke. Die Griffel meist vorzüglicher Stecher und Ätzer des 18. Jahrhunderts wie Wille, Bause, Berger, Geyser, Keßler, B. Hübner, Le Veau, Ward u. a. gaben Bilder der Meister Rembrandt, G. Reni, Graff, Metsu, Hackert, van Breda, West, Schenau, J. Vernet, Gerard Daw, Smith, Northcote u. a. wieder. Zwischen den Bildern blickten auch hier von schicklichen Plätzen herab vier mittelgroße venezianische Spiegel, ähnlich denen im „Simson", jedem zu Seiten zwei nach oben wie unten sich verjüngende Schmalspiegel mit je einem hellgläsernen, gebogenen Lichtarm. Die mitten im Oberteil der Schmalspiegel angebrachte Taube mit dem Ölzweig im Schnabel ist der Ausdruck der Freude über den glücklich den Siebenjährigen Krieg beendenden Hubertusburger Frieden. Auf einem gleichzeitigen Trinkglas sind der Taube die Worte beigeschrieben: Ich bringe den Frieden mit. — Die Krone des Vergnügens aber für die Geschwister, ein wahres oft erwähntes „Paradies der Kindheit" (wie für den Mann und den Greis ein freudig-wehmütiges Kleinod der Erinnerung — wehmütig durch die mit den Jahren verringerte Schönheit und durch den Rückblick auf die lieben Verstorbenen, die ihn einst belebten) — das war der Garten, zu dem man vom Hofe aus gelangte, die grauen Sandsteinplatten des Gartensaales überschreitend.

Der Garten erstreckte sich als ziemlich gleichseitiges Viereck hinter dem genannten der Straßenseite gegenüberliegenden Quergebäude des Gebauerschen Gehöftes. Auf ihn hatte schon der Urgroßvater Johann Justinus viel Zeit und Geld verwendet. Zwei aneinander stoßende Seiten waren von Gebäuden eingeschlossen: die eine romantisch von der langen Scheune eines Nachbarn und daran anschließend von dem stillen kleinen, Gebauer ebenfalls gehörigen, bis zur engen Kleinen Märkerstraße nach vorn reichenden „Alten Hause" mit verschollener Geschichte. Es stammte mit seinem gebräunten Holzfachwerk und den in Blei gefaßten, teilweise runden Butzen-Fensterscheiben aus dem 16. Jahrhundert, war unbewohnt, und, als ob es ein Geheimnis zu hüten hätte, immer verschlossen. Vor ihm auf der Gartenseite in den schattigen Zweigen eines Paares großblätteriger Platanenbäume, wie in mehreren

Obstbäumen und durch das Weingeländer an der Scheunenwand huschten zwitschernde Vögel, die lauschige Stille lieblich unterbrechend.

Die anderen beiden Gartenseiten stießen frei an Nachbargärten. Mitten gegenüber dem Gartensaal erhob sich an der Grenzmauer ein eigenartiges ziegelgedecktes, vorn offenes Lusthäuschen, dessen innere Wände durchaus mit handgroßen, viereckigen Spiegelscheiben bekleidet waren. Durch die Witterung meist getrübt, strömten sie doch einen verhaltenen Glanz aus. Aber dieser künstliche Spiegelglanz in der freien Natur, an dem sich schon das bezopfte und bepuderte Geschlecht der Perrückenmänner und der Reifrockfrauen erfreut haben mochte, was war er gegen die natürliche Farbenpracht der Blumen und Sträucher, die die Kunst des Gärtners und die sorgsame Pflege der Gartenbesitzer hier verschwenderisch aufgezogen hatten! Bestand doch die Hälfte des Gartens in einer prächtigen Bowlingreen-Anlage: von Hecken umgebene vertieft gelegene saftig grüne Rasenstücke mit berauschend duftendem Flieder und in üppigen Blüten weiß, hell- und dunkelrot leuchtenden Päonienbüschen.

Auf den üppig und geschmackvoll bepflanzten Blumenbeeten, umflochten von Buchsbaumrändern, voneinander getrennt durch mit weißem Kies bestreute schmale Wege, drängten sich die Kinder Floras dem lebenspendenden Sonnenlicht entgegen und lösten sich ab, je nach ihrer Bestimmung, vom Frühling bis in den Herbst hinein: von Hyazinthen, Tulpen, Maiglöckchen, Schwertlilien, Reseda, Rosen und Nelken bis zur herbstlichen Aster.

In der Mitte der Anlage aber stand der steinerne Sonnenuhrständer, auf dessen Platte der Schattenfinger des allgewaltigen Tagesgestirns die Stunden zeigte.

Man wird bei Schilderung dieses Stadtgartens an den, ebenfalls von mütterlicher Seite großelterlichen, im alten Frankfurt a. M. erinnert, in den ein halbes Jahrhundert zuvor das junge Geschwisterpaar Goethe häufig eilte. Auch seine Eltern erfreuten sich keines Gartens am Hause, und so suchten auch da die Kinder gern das „friedliche Revier des ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden der Wohnung sich erstreckenden und sehr gut unterhaltenen" großelterlichen Gartens auf, in welchem der Großvater Stadtschultheiß allabendlich mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgte. Der frankfurter Garten aber war durch größere materielle Genüsse vor dem hallischen ausgezeichnet. Er hatte als besonders großer Obstgarten durch eine unabsehbare Reihe von Johannis-

und Stachelbeerbüschen der kindlichen „Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst hinein eröffnet“.

Durch den kleineren großelterlichen hallischen Stadtgarten nun wurde sicherlich in dem, ebenfalls genußfrohen, Knaben mit der Grund zur Naturliebe gelegt, die, ohne sich zur Naturforschung im Einzelnen zu entwickeln, ein mitbestimmender Zug im Wesen des Mannes blieb.



In der Manitius'schen Vorschule während der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege.

Um jene Zeit nun, vielleicht schon zu Ostern 1810 — die Hochzeit des „Onkels Daniel“ war im September dieses Jahres — mögen sich dem Knaben, zu seinem Heile, die Pforten der Schule geöffnet haben und zwar einer, zu ihrer Zeit eine nicht unbedeutende Rolle in der Schulstadt Halle spielenden, privaten Lehranstalt. Die dort zugebrachten Jahre hatten einen solchen bleibenden Eindruck bei Schwetschke hinterlassen, daß der gereifte Mann dieser Schule oft mit Dankbarkeit und ihres Leiters mit Verehrung gedachte; ja selbst im Alter noch, wie man ihm ansah, war seine Erinnerung beseelt von einer mit kindlicher Scheu gemischten Liebe und Achtung vor seinem ersten Lehrer. Seine Denkweise gemahnte an die Luthers: „Einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben getreulich zieht und lehret, den kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Geld bezahlen. — Und wenn ich vom Predigtamt und anderen Sachen ablassen könnte und müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist, — und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist.“

Diese Anstalt war die fast ein Vierteljahrhundert (von 1802 bis 1826) blühende Manitius'sche Vorschule zu den höheren Schulen für Söhne der höheren und mittleren Stände. Die besondere Bedeutung dieser Schule für Schwetschke, wie für viele andere Söhne Halles, rechtfertigt, ja erfordert hier einiges Eingehen auf sie. — Wenn bereits von dem jungen Lehrer, dem Sohne eines berliner Packhofs-

beamten, ein Zeugnis rühmte: „er zeigt große Anlagen mit Kindern umzugehen", so haben diese Anlagen in einer sehr langen Wirksamkeit sich glänzend bewährt. Der Hauptvorzug seiner Anstalt war, daß er mit gleichem Eifer wie für den Unterricht, auch für die Erziehung der ihm anvertrauten Kinder sorgte, indem er in beständiger Fühlung mit der elterlichen Erziehung seiner Pfleglinge blieb. Kein geringerer Erzieher und Gelehrter, als „eines hallischen Maurers Sohn": der Rektor der hallischen Latina und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen, zuletzt Rektor der Thomasschule in Leipzig, Friedrich August Eckstein, jahrelang Amtsgenosse und Vorgesetzter von Manitius, der vier Jahrzehnte lang Kollege an der Latina war, — sowie ferner ein früherer Schüler und dann Lehrer der Manitiusschen Anstalt selbst, Professor Jacobs in Berlin, haben das Lob des trefflichen Schulmannes der Nachwelt u. a. mit folgenden Worten aufbewahrt.

Nachdem Eckstein (23) beim Manitius'schen Unterricht dessen innere Lebhaftigkeit, die auch äußerlich wahrnehmbare Freundlichkeit und sein Geschick „weiser Einmischung anziehender Gegenstände aus dem Kreise der Jugend, sobald bei den reizlosen die Aufmerksamkeit ermatten wollte", gerühmt hatte, fährt er fort: „Die Ruhe und Würde seiner äußeren Erscheinung, die gemessene wohltönende Sprache, der mit Milde gepaarte Ernst seines Wesens, das seltene Geschick, mit der Jugend zu verkehren und dieselbe doch stets in ehrerbietiger Ferne von sich zu halten, hat stets eine gute Wirkung gehabt und selbst tolle Knaben haben es nicht gewagt, seinen mahnenden Blicken oder seinen erinnernden Worten zu widerstehen". „Mich nicht kränken"! war nach Gustav Schwetschkes, wie auch nach seines ältesten Sohnes Felix Mitteilung, der auf der Latina ebenfalls Schüler von Manitius war, die Zauberformel, mit welcher noch der Greis entstehenden allzugroßen Jugendübermut seiner Schüler im Keime erstickte.

Und Professor Jacobs berichtet (24): „Manitius war ein Lehrer der hallischen Jugend im besten Sinne des Wortes, ein stiller, zufriedener Schulmann, ein Muster von Amtstreue und Gewissenhaftigkeit während einer beinahe 50jährigen Führung des Lehramtes. Der Haupt- und Grundzug in der pädagogischen Leitung des Instituts blieb bei ihm unverändert die Sorge für die sittliche Bildung seiner Schüler . . . ., die Bekanntmachung mit den heiligen Schriften, das Auswendiglernen von Kernsprüchen und guten Liedern wurde fleißig betrieben, aber aller Geisteszwang, alles mechanische Herbeten war entfernt".

Ähnlich bedeutsam für den späteren Bildungsgang von Schwetschkes Herz und Geist, wie der Unterricht in den Grundlagen der Religion, deren glückliche freiere Auffassung nach dem Wort: der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig! überhaupt in Halle seine hervorragendste Pflege seit langem fand — ähnlich bedeutsam, worauf wir später noch zurückkommen, wurden dem lernbegierigen Schüler auch die lebendige Einführung in die „Anfangsgründe der Geschichte", wurden ihm „zweckmäßige Stylübungen in der Muttersprache, eine mäßige Fertigkeit im Lateinischen und Französischen" und andere weise und liebevoll von der Hand des Manitius und einiger Hilfslehrer in die junge Seele gepflanzten und in ihr gehegten Keime des Könnens und Wissens. Der gute Unterricht in den Sprachen, vor allen im Lateinischen (wie er selbst hervorhob) war bei Schwetschkes Veranlagung dazu grundlegend für sein ganzes späteres, ihm eigentümliches Schaffen in dieser Sprache.

Das Ganze hatte den Anschein eines großen Familienlebens, denn wenn andere Amtsgeschäfte Manitius und die Lehrer abriefen, übernahm die treue Hausfrau voll freundlichen Ernstes die Sorge für die Ordnung; und mehrfache im Laufe des Jahres gefeierte Schulfeste, u. a. außer selbstverständlich des Königs, auch Manitius' eigener Geburtstag, der 4. Mai, wie Stadtrat Jordan, ebenfalls sein Schüler, launig (in „Halle vor einem Menschenalter" S. 62) berichtet, ferner Stiftungsfest, Frühlings- und Erntefeiern erhöhten das freudige Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Erst 1826, wie gleich im Zusammenhange berichtet sei, gab Manitius, fälschlich verletzt durch die Einrichtung einer allgemeinen städtischen Schulinspektion, der auch er, der Erprobte sich unterwerfen sollte, seine Anstalt auf und behielt nur noch die Stellung eines Kollegen an der Latina bis zu seinem erst 1848 erfolgten Tode bei. Seine Schule hatte sich mit der Gesamtzahl von 598 Zöglingen, „die es immer in seinen Augen lasen, daß er seine Welt in ihnen fand", unausgesetzt im Vertrauen der Einwohner von Halle behauptet: Nur um weniges war in den drückenden Kriegsjahren 1813 bis 1814 die Schülerzahl zurückgegangen, die, wie gewöhnlich, so auch um 1810, wo Gustav wohl eintrat, 70 bis 80 Schüler in fünf Klassen betrug.

Bis zum Herbst 1815 — also während der Hauptzeit der Fremdherrschaft und während ihrer Abschüttelung — dauerte diese erste ideale Schulzeit, und in dieser Zeit begann wohl auch der, Schwetschke eignende, Sinn für die Zeitgeschichte und die sie gestaltenden Persönlichkeiten sich in ihm zu entwickeln.

Von den, wie Arndt sagt, „ungeheuren Freuden und Schrecken der beiden ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts": der jähen Niederwerfung und der todesmutigen Erhebung Preußen-Deutschlands und der andern, von Napoleon bekriegten und unterjochten Völker — haftete vieles in der Seele des lebhaft empfindenden und scharf beobachtenden Knaben, besonders, was seine Vaterstadt in höchst interessanter Weise unmittelbar berührte; der bejahrte Mann noch kam auf diese oder jene Erinnerung zurück; den in früheren Jahren von ihm erzählten, jedenfalls noch zahlreicheren, Erinnerungen zu lauschen, war mir leider nicht vergönnt. Eine kurze andeutende Schilderung jener großen Zeit hallischer und deutscher Geschichte auch vor 1810, soweit sie den Knaben allmählich berühren und ihm verständlich sein konnte, ist dahier am Platze (25). Jedes vaterländisch fühlende Herz aber wird sich stets gern von neuem an jeder Erinnerung, selbst von Nebenereignissen, aus jener deutschen Heldenzeit erfreuen, aufrichten und belehren. War doch diese Helden- wie die ihr vorhergegangene Unglücks-Zeit außerdem, was von uns Jetztlebenden nicht vergessen werden darf, der erste Anstoß zur Wiedergewinnung der deutschen Einheit und zur Einführung der jetzt überall in Deutschland, selbst auch in den Mecklenburgs, geltenden neuzeitlichen verfassungsmäßigen Staatsform, die durch Gesamtvolksvertretungen eine Teilnahme des ganzen Volkes an seiner eigenen — nicht mehr nur unbeschränkten Selbstherrschern zustehenden — Regierung gesetzlich verbürgt.

Im Vordergrunde der Aufmerksamkeit stand natürlich Napoleon. Seine für Halle einschneidendsten Taten waren: die Einverleibung der Stadt in das französische Königreich Westfalen und die über ein Jahr währende Auflösung der durch seinen Bruder Jerôme nur notdürftig wieder hergestellten Universität. Halle aber blieb „diejenige der früher preußischen Städte, welche der neuen Herrschaft sittlich und geistig am ausdauerndsten widerstand, wo die Anhänglichkeit an den Staat der Hohenzollern am zähesten festgehalten wurde (26)". Zwar fehlte es natürlich auch hier nicht an einer Minderheit, welche aus verschiedenen Gründen sich in die neuen Verhältnisse leicht fand. Ja, die selbst bis in die engsten Familien- und Verkehrskreise dringende gefürchtete Geheimpolizei des Saaledepartements, dem Halle zugehörte — die widerwärtigste Masche in dem über das ganze Königreich geworfenen Netze der Fremdherrschaft — zählte schlimme Persönlichkeiten beider Geschlechter aus Halle und Umgegend in ihren Reihen, und Andeutungen über sie mochte auch der Knabe vernehmen — trotz aller ängstlichen Vorsicht der Erwachsenen bei den Äußerungen

ihrer Gefühle. „Im ganzen aber war bei den edleren Naturen die preußische Gesinnung, bei den meisten auch der inbrünstige Haß gegen das Franzosentum und die nur leicht verschleierte Fremdherrschaft unbesiegbar". Außerordentlich starke Kriegssteuern und längere oder kürzere Einquartierungen feindlicher Truppen hörten fast während der ganzen Dauer der westfälischen Fremdherrschaft nicht auf. Ein Vorzug der französischen Zeit war eine schnellere Rechtspflege; Handel und Wandel aber lagen, trotz der eingeführten Gewerbefreiheit, durch die Kontinentalsperre und die Entwertung des preußischen Geldes arg darnieder.

Das Jahr 1809 brachte den Hallern zwei Ereignisse, die ihnen in der immer niederdrückenderen dumpfen Schwüle der Fremdherrschaft wie Wetterleuchten einer kommenden Befreiung erschienen: die nächtliche gelungene Überrumpelung der mit einer westfälischen Veteranen-Kompagnie belegten Stadt am 3. Mai durch 150 Mann Schillscher Husaren unter Rittmeister von Brunnow, und den eintägigen Aufenthalt des tapferen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig am 27. Juli mit seiner „schwarzen Schar" (1300 Mann Fußvolk, 650 Reiter, 4 Geschütze mit 80 Kanonieren). Mit ihr hatte er am 24. Juli von Zwickau aus den verwegenen Marsch nach der Nordsee angetreten, um nach der Niederlage der von ihm unterstützten Östreicher durch die Franzosen bei Wagram nun die Verbindung mit den Engländern zu gewinnen. — Beide Male jauchzten die Haller, indem sie ihr innerstes Fühlen verrieten, den scheinbaren Vorboten der Wiederbefreiung des Vaterlandes mit leidenschaftlichem Jubel zu, vergriffen sich sogar wütend an den Wappenzeichen der westfälischen Herrschaft und begrüßten mit allgemeiner Freude die Anbringung eines preußischen, aus einer Rumpelkammer der Post hervorgezogenen Adlers am Rathause. Aber die Wetterleuchten verschwanden ohne erlösende Gewitter und die bleierne Nacht der Knechtschaft, der Schande lag drückender denn je zuvor auf den Gemütern. Konnte der Knabe diese tapferen Vaterlandsverteidiger, in den Jubel der Erwachsenen einstimmend, mit begrüßen, so beschlich ihn wohl ahnungsvoll im nächsten Jahre ein Hauch der allgemeinen Trauer bei der Kunde vom Tode der allgeliebten, an gebrochenem Herzen über das Leid des Vaterlandes gestorbenen herrlichen Königin Luise. Endlich kam die Entscheidung zum Besseren. Das Jahr 1812, an seinem Ende mit Yorks heldenhafter Übereinkunft zu Tauroggen, brachte die Lawine ins Rollen, welche den in seinem Größenwahnwitz von Völkerblut triefenden neuzeitlichen Attila begrub. Denn es folgte der ewig unvergeßliche Aufschwung preußischer und deutscher Volks-

kraft in den Kriegen der Befreiung vom französischen Joche — Kriege, die in ihrer Art noch größer waren, als die Heldenkämpfe von 1870/71 um die Einigung: dort der todesfreudige Freiheitskampf ausgesogener, zerrissener, seit sieben Jahren mittel- und unmittelbar unter fremdem Joch seufzender — hier der hoffnungsfreudige Einigungskampf freier, reicher, gut gerüsteter, vorher klug verbündeter Stämme. Über Ereignisse aus 1812 und 1813 liegt eine kurze Erzählung Schwetschkes vor, wie er sie im Jahre 1858 seinen beiden jüngeren 14 und 12 jährigen Knaben zu deren besonderer Freude eines Abends zum besten gab — in Abwechslung zu seinen, ihnen damals oft erzählten „Ritter- und Räubergeschichten", in denen die „Guten" immer siegten. Der Verfasser dieses Buches hatte die väterliche Erzählung als deutsche Schularbeit ziemlich wörtlich wiedergegeben. Diese Erzählung lautete, die Erlebnisse eines Knaben im Tone für Knaben berichtend, mit einigen in ( ) gesetzten Ergänzungen des Verfassers.

„Ihr Jungens müßt es schon wissen" (was die Beiden von der Sache etwa wußten, hatten sie noch nicht aus dem gymnasialen antiken Geschichtsunterricht gelernt!), „daß der Kaiser Napoleon sich die meisten europäischen Völker unterjocht hatte und nun im Jahre 1812 ein gewaltiges Heer rüstete, um sich auch das mächtige russische Reich zu erobern. Sein Heer bestand aber nicht bloß aus Franzosen, sondern viele Truppen der unterjochten Völker mußten sich ihm anschließen. Da wurde nun auch Halle — schon im Frühjahr — ein Schauplatz des lautesten Gewimmels, das ich als etwa Achtjähriger miterlebte. Es sah sehr stattlich aus, wenn die geraden französischen Grenadiere durchmarschierten; voran ein mächtiger Tambourmajor, der seine Geschicklichkeit zeigte, indem er beim Marschieren seinen Tambourmajorstock in die Höhe warf und wieder auffing, zwischen den Fingern drehte usw. Nun, damals dachte Niemand anders, als daß sich Napoleon mit diesem furchtbaren Heere in kurzer Zeit Rußlands bemächtigen würde. Aber der liebe Gott hatte es anders beschlossen. Zwar hatte Napoleon im Anfang Erfolge und schickte seinen Franzosen u. a. zum Beweise dafür einen gefangenen russischen Gutsbesitzer mit seiner Familie. Wie es aber mit Napoleon kam, wißt ihr: das ganze große Heer wurde durch die Kälte, den Brand von Moskau und die beständigen Angriffe der Kosaken fast aufgerieben.

Nun erhoben die unterdrückten Fürsten wieder mutiger ihr Haupt. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., erließ schon im Februar 1813 einen Aufruf, der zunächst nur im Allgemeinen zur Bildung freiwilliger Jägerkorps aufforderte. Dann aber erschien am

17. März der berühmte Aufruf: „An mein Volk". Nun rüstete sich Alles zum heiligen Freiheitskampfe. Unbeschreiblich war der Jubel der Hallenser, als in der zweiten Hälfte des April das erste preußische Bataillon, ein Infanteriebataillon vom Kleistschen Armeekorps, dort wieder einzog. Die sehr bald durch einige verbündete russische Truppen verstärkten Preußen warfen nun an der Hohen Brücke einen Brückenkopf, das ist eine Verschanzung am Eingang der Brücke, und am Ufer der Saale noch mehrere kleine Verschanzungen, auf. Darauf erschienen gegenüber in der Saalaue am 28. April die Franzosen und beschossen von 4 Uhr nachmittags an bis spät in die Nacht die Stadt. Außer daß sie ein Gehöft auf dem Strohhof (einer Vorstadt) in Brand setzten, taten sie aber weiter keinen großen Schaden. Als der 29. April anbrach, verhielten sich die Feinde ruhig. Unterdessen befürchteten die (zusammen etwa 4000 Mann zählenden) Preußen oder hatten auch schon die Nachricht empfangen, daß die Franzosen (mehr als 10 000 Mann unter Marschall Macdonald) bei Merseburg über die Saale gegangen seien; kurz, sie zogen (um nicht von dem großen Yorkschen Heere abgeschnitten zu werden) in der Nacht vom 29. zum 30. April still (nach Schkeuditz und Leipzig hin) ab. Am 30. April nahmen nun die Franzosen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Preußen abgezogen seien, Besitz von Halle. Der 1. Mai verfloß still. Sonntag, den 2. Mai aber geriet das Korps Bülows, der auf der Straße von Möšlich gekommen war (um im Auftrage des Generals Wittgenstein die Bewegungen der Hauptarmee der Verbündeten auf Lützen durch Wegnahme von Halle zu unterstützen), früh um 6 Uhr zuerst außerhalb der Stadt mit den Franzosen in Kampf, erstürmte die verschanzten Tore, äußere und innere, im Osten und Norden der Stadt, (wobei auch die Ortskenntnis vieler freiwilliger Jäger, die in Halle studiert hatten, den Preußen günstig war), und mußte auch noch in der Stadt mit den weichenden Franzosen kämpfen. Wir wohnten damals am Markte und sahen durch das Fenster, wie die verwundeten Franzosen hereingeschafft wurden. Gegen elf Uhr stellten sich die Franzosen auf dem Fleischmarkt (einem Teil des großen Marktes) in Front nach der Leipzigerstraße, damals Galgstraße, zu auf. Bald hörten wir Pferdegetrappel in ihr, und als Husaren am Ausgang zum Markte erschienen, wurden sie von einer Salve der Franzosen empfangen, die ihnen aber keinen Schaden tat. — Doch nun hieß es „Fort Kinder vom Fenster", und wir mußten hinunter gehen". (Nach einer Erzählung von Schwetschkes Schwester wurden sie zu ihrer Sicherheit in den Obstkeller gesteckt, in dessen Vorräten sie ordentlich aufräumten (27)).

„Dort hörten wir das Schießen, Kampfgeschrei, Pferdegetrappel und Säbelklirren. Jedoch bald wurden wir wieder hinaufgerufen mit dem Freudenruf: „Kommt! Kommt! Die Preußen haben gewonnen!"

Nun wurden die Haustüren geöffnet und alle Einwohner brachten freudig Erquickungen heraus. An unserem Nachbarhaus befand sich eine Steinbank, auf welcher ostpreußische Jäger saßen, die Speise und Trank auch ordentlich zusprachen. Die Franzosen waren vertrieben; die Preußen aber zogen den nächstnächsten Tag wieder ab". — So weit Schwetschkes Erzählung. Hinzugefügt sei noch Folgendes:

Nach dem für die Verbündeten ungünstigen Ausfall der ersten großen Schlacht der Befreiungskriege bei Lützen (Großgörschen), ebenfalls am 2. Mai, sah der abziehende tapfere Erstürmer Halles, General von Bülow, sich zur Deckung der preußischen Hauptstadt genötigt und ging wieder nach der Elbe und der Mark zurück. Seine schwierige und gefährliche Aufgabe aber, Halle von Feinden zu säubern, hatte er, obgleich sich große französische Heeresmassen zwischen ihn und das Hauptheer der Verbündeten geschoben hatten, glänzend gelöst. Von der Größe des Kampfes möge folgende Zahlenangabe eine Vorstellung geben. Auf seiten der Preußen hatten 5000 Mann mit 24 Geschützen, auf seiten der Franzosen etwa vier Bataillone, 8000 Mann, mit sechs Kanonen gekämpft. Drei Kanonen, drei Pulverwagen, an Gefangenen 12 Offiziere und 420 Mann waren in den Händen der Sieger, an Toten und Verwundeten zählten die Franzosen gegen 500 Mann. Der Verlust der Preußen betrug sechs verwundete Offiziere und 150 Mann an toten und verwundeten Soldaten. Die reichlich gefüllten Salzmagazine wurden als königlich westfälisches Eigentum für gute Beute erklärt, obschon Bülow meinte, daß er hiervon wenig Gebrauch machen werde, da es bei seinen Soldaten eines Reizmittels zum Durste nicht bedürfe (28).

Außer diesem Glanzpunkte seiner Erinnerungen an jene Tage: der Vertreibung der Franzosen durch die Preußen aus Halle, der er, wenn auch in beschränktem Maße, mit beiwohnen konnte, hatte sich dem Knaben noch besonders die bekannte Kinderfreundlichkeit der Kosaken eingeprägt. Schwetschke erzählte seinen Söhnen ebenfalls davon; besonders lustig mag es für ihn gewesen sein, als am 11. bis 16. April zwei Regimenter dieser russischen Steppensöhne, geführt vom Baron v. Winzingerode, auf dem weiten Marktpatze biwakierten, der hierdurch in einen förmlichen Pferdestall umgewandelt wurde.

Von den übrigen Ereignissen der unvergeßlichen Erhebung seien zunächst nur folgende ohne geschichtliche Zeitbezeichnung hervorgehoben.

Unter den Mengen der in jener Zeit in Halle zu- und abströmenden Truppen befanden sich auch Lützower, in deren schwarze todesmutige Schar sich viele junge Leute aus der Stadt und aus dem sie umgebenden Saalkreis aufnehmen ließen. Und konnte dies Wunder nehmen? Saß doch kein Geringerer, als der bestrickende Heldenjüngling, Leutnant Theodor Körner, dessen deutsche Leyer so herrlich zu ertönen begann, als Werber im „Goldenen Ringe" am Markt. Als der hinweg war, setzte der junge Wucherer aus Halle die Werbung fort; der treffliche 1861 als Stadtältester gestorbene, um seine Vaterstadt, die eine Straße mit seinem Namen benannte, höchst verdiente Mann war ein Freund der Familie Schwetschke. Ebenso ein anderer Haller und Lützower, der späterhin weit bekannte und angesehene hallische (auch Schwetschkes langjähriger) Arzt Dr. Gutike. Beide, Wucherer und Gutike, bei dem schmählichen Überfall von Kitzen (17. Juni) in französische Gefangenschaft geraten, sollten nach Frankreich abgeführt werden, entkamen aber glücklich in Gelnhausen. „En dix minutes il sera fusilé!" So hatte Gutike seine ihn auf einem Hausboden vergeblich suchenden Verfolger wütend drohen hören, wo er klopfenden Herzens sich totenstill unter dem äußersten Dachrand versteckt hielt. Auch der Kröllwitzer Papiermüller Ludwig Keferstein, der gelehrte, später auch als Schriftsteller bekannte Domprediger und Professor Blanc, der berühmte Mediziner Professor Krukenberg, Meckel, der Sohn des Anatomen, und viele andere später stadtbekannte Persönlichkeiten und Schwetschkesche Befreundete fochten als Lützower den heiligen Krieg der Befreiung mit.

Auch zu den übrigen Teilen des preußischen Heeres strömte, mit List und unter Gefahren sich über die Grenze stehlend, die Jugend aus allen Ständen der „westfälischen" Stadt Halle. Die meisten Studenten traten in das Heer — bis Ostern hatten aktenmäßig 212 die Universität verlassen — „keine neue Aufnahme, Schluß der Universität" — bemerkt Schraders amtliche Statistik kurz zu dem ohne Studentenzahl angeführten Jahre 1813. Auch viele Lehrer und Schüler der oberen Klassen der Franckeschen Stiftungen zogen ins Feld.

Der Sommer und Herbst brachten Halle nebst vielen Durchmärschen und Einquartierungen manchen Besuch merkwürdiger oder berühmter Persönlichkeiten, deren äußeres Bild dem Knaben sich ebenfalls einprägte. So sah er (im Juni) seinen damaligen Landesherrn, den König von Westfalen auf der Durchreise während des Waffenstillstands nach Dresden zu dem großen Bruder Napoleon. Des Knaben Eindruck von der Persönlichkeit des Königs „Morgen wieder lustik"

stimmte mit der Schilderung des Augenzeugen in der „Kurzen Geschichte" (25): „So ritt er durch die, trotz vorheriger Aufforderung der Obrigkeit zu Lebehochs, stummen Reihen der neugierigen Volksmenge, die nur mit starrer Bewunderung die ausgemergelte, vertrocknete Figur betrachtete, welche wir unsern König nennen mußten. — Auch ließ er sich ziemlich ungnädig über uns vernehmen". „Eine Jammergestalt in weißer Uniform, von Mittelgröße, schmächtig, mit fahlem italienischem Gesicht, durchaus den Eindruck eines effeminierten Menschen machend" — so beschreibt ihn eine andere Quelle (29). Vom 2. bis 3. Juli hielt sich Hieronymus auf der Rückkehr von Dresden nach Kassel, seiner Hauptstadt, wieder in Halle auf und am 12. abends um 11 Uhr wechselte Napoleon selbst, den der Knabe jedoch nicht sah, bei der Rückkehr von einer Besichtigungsreise vor dem jetzigen Leipziger Tore seine Pferde.

Er ergoß sich in den heftigsten und drohendsten Äußerungen gegen die ihn begrüßenden Spitzen der Stadt und der Universität: diejenigen Bürger, die bei Bülows Kampf in der Stadt (am 2. Mai) auf französische Soldaten geschossen hätten (was sich jedoch bei späterer Untersuchung bei niemand bewahrheitete) sollten mit dem Tode bestraft, die Professoren, welche die Studenten von dem Eintritt ins preußische Heer nicht nur nicht zurückgehalten, sondern sie sogar zum Eidbruch gegen ihn und seinen Bruder, ihren König, aufgestachelt hätten, sollten „zum Teufel gejagt" und Halle, wenn es nicht binnen vier Wochen vier Millionen Franken Strafgelder zahle, mit 15 000 Mann Einquartierung belegt und dann ohne weiteres in Brand gesteckt werden. Bis auf den höchsten Grad gesteigerter ingrimmiger Haß gegen den Tyrannen war die nächste Folge solches Auftretens bei den geängsteten und empörten Einwohnern der bedrohten Stadt. Mit dem Haß wechselte dann Nichtbeachtung der Drohungen des Zwingherrn, denn „die stille, aber feste Hoffnung auf baldige Wiedergewinnung des längst ersehnten süßen Himmelsbildes der Freiheit bemächtigte sich der Gemüter".

Und die herrlichen Siege Bülows bei Großbeeren, Blüchers an der Katzbach, Kleists bei Nollendorf (am 23., 26. und 30. August), wiederum Bülows bei Dennewitz (am 6. September) und Yorks bei Wartenburg (4. Oktober) — sie rückten die Erfüllung dieser göttlichen Hoffnung in immer greifbarere Nähe. Was wollte gegen all diese Freuden das ohnmächtige Schreckbild einer zweiten, bereits am 19. Juli in Kassel verfügten, Aufhebung der Universität besagen? Ebenso das Tedeum, welches über Napoleons Sieg bei Dresden (26. bis 27. August)

in Halle angestimmt werden mußte? Mochten auch die unter französischer Aufsicht gedruckten einheimischen Zeitungen von großen Siegen der Franzosen, gerade wie anno 1870 die französischen Blätter, berichten, — verbotene, aber heimlich beschaffte auswärtige Blätter brachten auch in Halle die Wahrheit ans Licht.

Nach einem für die Franzosen unglücklichen Gefecht bei Merseburg am 18. September zog in der Nacht, zur großen Freude der Haller, der letzte westfälische Stadtkommandant mit hundert französischen Soldaten für immer ab. Und bald folgte eine andere frohe Überraschung. Es wurde nämlich durch einen Handstreich des kühnen russischen Generals Tschernitscheff einer Anzahl Gefangener aus Halle und dem Saalkreis ermöglicht, aus dem Kastell zu Kassel, wohin sie geschleppt waren, zu entkommen. Unter den Augen mehrerer Tausend hallischer Einwohner hatten in diesen Tagen außerdem dicht vor den Toren der Stadt wenige Kosaken ein siegreiches Scharmützel mit überlegener französischer Reiterei. In der ersten Oktoberhälfte aber wurden endlich Halles Bürger „die begeisterten Zeugen der nächsten Vorbereitungen zu der Völkerschlacht bei Leipzig. Jetzt erst wurde aber auch die Stadt, die der Einquartierungen bereits so viele gesehen hatte, mit Truppen wahrhaft überfüllt; es waren aber jetzt endlich nur befreundete“. Vom 11. bis 12. Oktober zog die Masse des Schlesischen Heeres durch Halle; Langerons russisches Korps nach dem nahen Merseburg; York bezog mit seinem Heerhaufen an der Heide bei der Stadt ein großes Lager. Er selbst, der Oberanführer, der herrliche greise Held Blücher, ein leuchtender Stern am Horizonte des preußischen Vaterlandes, wohnte einige Tage beim Kanzler Niemeyer, der General Hünerbein mit seiner Brigade, Yorks und Blüchers Stab mit Gneisenau lagen in der Stadt. Andere Blüchersche Truppen lagerten vor dem Galgtore. Die kurze Zeit der Ruhe vor der bevorstehenden Hauptschlacht wurde in Halle zu den verschiedensten Vorbereitungen für die Pflege der in Menge zu erwartenden Verwundeten, aber auch zur Feier einiger frohen Feste benutzt: so zu Ehren Yorks am Fuß des ruinengeschmückten Giebichensteins an der Saale, so zu heiterm — für Viele wohl letztem — irdischen Beisammensein bei einem Kommers auf dem Ratskeller am Markte, wo „Studierte und Nichtstudierte, Landwehrmänner und Stabsoffiziere mit „Landesvater“ und durchstoßener Feldmütze das hallische Studententum erneuerten“. Am 15. Oktober begann der Ausmarsch der Truppen aus Halle nach Leipzig. Vor Schwetschkes Vaterhaus, unmittelbar vor den Augen des Knaben, hielten in der früher erwähnten Ausbuchtung des Marktes Blücher,

Yorк und andere Heerführer, indem sie vorbeiziehendes russisches Fußvolk musterten. Blücher trank an demselben Tage am Ende der kurzen Mittagstafel bei Niemeyer sein letztes volles Glas auf „das Wohl der guten Stadt Halle" mit unverkennbar warmer Teilnahme. War ihm doch die bereits im Juli zutage getretene, im Falle einer Niederlage der Verbündeten, höchst verderbliche Gesinnung Napoleons gegen die Stadt wohlbekannt. „Mit Gott werden wir siegen!" so sprach voll gläubigen Mutes der hochherzige Greis beim Abschied zu seinem Wirte. Sein Glaube hat ihn nicht betrogen.

Der nächste Tag war der Tag seines, durch Yorks Eingreifen entschiedenen großen Sieges bei Möckern, der blutigste der viertägigen Schlacht um Leipzig, die „zum trauernden Mordrevier" gewordene „freundliche Lindenstadt". Die Lage Möckerns nach Halle zu machte es, daß man hier jetzt ebenso etwas von dem unaufhörlichen Kanonengebrüll der für Deutschland entscheidenden Glücksschlacht der napoleonischen Kriegszeit vor dem Galgtore vernehmen konnte, das Ohr an die Erde gelegt, wie man es neun Jahre früher von Jena her vernahm, der entscheidenden, demütigendsten Unglückswahlstatt Preußen-Deutschlands. Jedoch — so fügen wir, noch jetzt zum Trost, hier die kundigen Worte Bismarcks, des staatsmännischen Marschall Vorwärts, am 31. Juli 1892 auf dem ihm gegebenen Marktfeste zu Jena ein: „ohne Zusammenbruch der Vergangenheit wäre das Erwachen des deutschen Nationalgefühls im preußischen Lande, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, kaum möglich gewesen". Und — ohne deutsches Nationalgefühl, wie gäbe es ein rechtes Preußen?

Als deutliche Zeichen der Erfolge der Verbündeten erschienen am folgenden Tag früh, von Kosaken geführt, in Halle mehr als 2000, bald weiter nordwärts beförderte, französische Gefangene und einige sechzig erbeutete französische Kanonen — nicht ohne die schmerzliche Zugabe stöhnender preußischer, russischer und schwedischer Verwundeter auf Karren und Wagen. — Am Morgen des 19. Oktober aber rückte Yorks siegreiches Korps wieder in Halle ein, von stürmischer Freude begrüßt, die um so erlösender wirkte, weil am Abend vorher das unbegründete Gerücht allgemeine Bestürzung verbreitet und böse Verwirrung erzeugt hatte, ein französisches Korps rücke von Merseburg auf die Stadt zu. Mit dem zwei Tage darauf in Halle ganz ungewöhnlich deutlich vernommenen Donner des Kampfes, den York noch einmal mit den Franzosen bei Freiburg an der Unstrut, dem späteren

unfreiwilligen Heim des alten Jahn, zu bestehen hatte, nahm das Schlachtgetümmel in der hallischen Gegend dann ein Ende, wenn auch Truppendurchzüge noch oft stattfanden. —

Was von nun an die Aufmerksamkeit und angespannten Kräfte der hallischen Einwohnerschaft ganz besonders in Anspruch nahm, — auch schon der alte Held York hatte in ergreifenden Worten dazu aufgefordert, — das war die Pflege der von Leipzig massenhaft herübergebrachten Verwundeten. Ihre Zahl stieg bald bis auf 7000, nach Andern 9000. Fast alle Kirchen waren zu Lazaretten hergerichtet, ebenso eine größere Anzahl anderer dazu geeigneter Gebäude. Leider war die Zahl der zur Verfügung stehenden Ärzte ganz ungenügend, so daß in den ersten Tagen viele Schwerverwundete starben. Als die um die Krankenpflege in jenen schweren Tagen und noch lange hinaus verdienstvollsten Personen sind neben einer Anzahl anderer Samariter noch heute hier rühmend zu nennen: der Professor Maaß und die wackere Schneidermeisterswitwe Lehmann. Auch Vater Schwetschke war als Mitglied des Kirchenkollegiums Vorsteher des Lazaretts in der Marienkirche; dieses und das im Waisenhaus waren die beiden größten. Trotz aller hilfsbereiten und nicht immer geschickten Anstrengungen starben aber bis Ende Januar 1814 schon mehr als 2500 verwundete Preußen und Russen; dazu wütete seit Mitte November bis Mitte Februar 1814 der in die Bürgerschaft übergegangene Lazarett-Typhus, der mit Vorliebe kräftige Männer, darunter den berühmten Arzt Reil, wegraffte. Fast 3000 Einwohner erlagen der schrecklichen Seuche. Als eigentümliche Mittel dagegen wurden amtliche Durchräucherungen der dann wieder zurückgegebenen Kleidung der am Nervenfieber Verstorbenen angewendet, „auch wurden auf dem Marktplatze", wovon Schwetschke noch später erzählte, „und auf anderen öffentlichen Plätzen täglich große Feuer angezündet, und durch alle Straßen der Stadt ward geräuchert, sowie es jedem männlichen Bewohner zur Pflicht gemacht wurde, überall auf jedem seiner Wege Tabak zu rauchen"! Merkwürdiger Gegensatz zu dem früher und noch Jahrzehnte später geltenden bureaukratischen Verbot des Tabakrauchens auf den Straßen wegen Feuersgefahr! Der Krankheit halber mußten aus Vorsicht auch die Schulen vom Januar 1814 bis weit in den April hinein geschlossen werden — trotz allen Ernstes der Lage und gewiß trotz der Anhänglichkeit des Knaben an seine Schule ihm doch vielleicht nicht ganz unangenehme Ferien! Blieben doch seine Eltern und Geschwister, wie auch er, glücklich von dem Würgengel verschont. Tiefen Eindruck aber mußte es auf ihn gemacht haben, als sein ge-

3*

liebter Lehrer bei einer Gottesverehrung in der Schule im Jahre 1814 bewegten Herzens bei einer Gesamtzahl von siebzig Schülern fünfundzwanzig! von ihnen Trost zusprach, denen die Jahre 1813 und 1814 den Vater oder die Mutter oder gar beide Eltern geraubt hatten.

In dieser Zeit wird des alten Albinus Kirchenlied: „Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu" in Halle oft erklungen oder seiner gedacht sein. Der von Lebenskraft und Lebenslust erfüllte Knabe aber, der bereits auf seine eigene Art philosophierte, mag damals — oder auch früher — die kühne Betrachtung angestellt haben, von der er später erzählte: „es ist ja noch gar nicht ausgemacht, daß alle Menschen sterben müssen; einer" (dessen Persönlichkeit ihm nicht zweifelhaft war) „kann doch vielleicht übrig bleiben"! Und wenn ihm dann doch ein Zweifel an der Richtigkeit seiner Annahme kam, so nahm er sich vor, „wenigstens hundert Jahre alt zu werden". — —

Doch, auch diese Prüfung ging vorüber. Die Zahl der Verwundeten verringerte sich mit jedem Tage, viele waren gestorben, die Geheilten hatten die Stadt verlassen, so daß nur noch die Wiedergenesenden vorhanden waren. Und zu dieser Freude kam nach so manchen hocherfreulichen Nachrichten aus dem Felde — erst am Osterabend, den 9. April! — durch einen reitenden Posteilboten die Kunde von den am 31. März erfolgten siegreichen Einzuge der Verbündeten in des Feindes Hauptstadt. Sie wurde hoch gefeiert mit festlicher Bewirtung der verwundeten und kranken Krieger, Gesängen des Stadtsingechores vorm Rathause, in die die Volksmenge einstimmte, öffentlicher Ansprache des Kanzlers Niemeyer an sie. Abends erleuchteten sich alle Fenster und die Luft ertönte von unzähligen Freudenschüssen. „Fast die ganze Nacht hindurch währte der frohe Jubel, denn das stolze Paris war ja gefallen und der Friede nun bald zu erwarten!" —

Am 7. Mai folgte die kirchliche Feier des Siegesfestes ähnlich wie sie für den Leipziger Sieg am 7. November 1813 gewesen, der auch vorher eine ähnliche Volksfeier vorangegangen war.

„Die erfreulichste aller Botschaften aber war die vom Abschluß des Pariser Friedens vom 30. Mai, die wir", schreibt begeistert der Zeitgenosse in der oft angeführten Kurzen Geschichte, „einige Wochen darauf erhielten. Das große Werk der Errettung Deutschlands war vollendet, war mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. In Staub geworfen war der übermütige Korse, zerbrochen seine Macht, verstummt sein Toben, vernichtet alle seine für die Menschheit so verderblichen Pläne und Entwürfe. Erwacht waren wir aus dem schweren Traume,

der uns sieben Jahre hindurch geängstigt hatte, und freier hob sich die Brust. — Darum füllte der wärmste, innigste Dank gegen Gott, dessen mächtiger Arm uns geholfen, Aller Herzen, und dieser Dank konnte nicht verschlossen bleiben im Innern, er mußte sich aussprechen durch eine frohe Feier: — Eine festliche Parade der Bürgermiliz fand statt, darauf Versammlung der Stadtbehörden unter dem anerkannt schönen Geläute der hallischen Glocken vor dem Rathause, vor dem alle einen Kreis bildeten. Von dem Balkon herab aber, auf dem sich sämtliche Geistlichkeit der Stadt versammelt hatte, hielt der Superintendent Dr. Wagnitz (30) eine von allen Anwesenden mit inniger Rührung angehörte Rede, und die feierliche Handlung beschloß ein lautjauchzendes Lebehoch dem König! sowie das abermalige Läuten der Glocken". —

Noch zwei vaterländische Festtage dieses Jahres machten besonderen Eindruck auf den Knaben: der 26. Juli, als die preußischen Garden auf ihrem Rückmarsch aus Frankreich in Halle als der ersten preußischen Stadt feierlichst und freudigst empfangen wurden. Ihren Zug schlossen ungefähr dreißig Mann vom Schillschen Korps, die aus ihrer bisherigen Galeerensklaverei befreit worden waren und deren zerlumpte Kleidung grell gegen den Glanz der Gardetruppen abstach. „Auch sie", schreibt der Zeitgenosse, „wurden mit Blumenkränzen reichlich geschmückt und mit Ehrenbezeigungen überhäuft, deren sie in der Tat auch so würdig waren".

Der andere festliche Tag war der 3. August, der erste Geburtstag des wiedergewonnenen geliebten „Heldenkönigs". Am Tage vorher wurden zwei Ehrensäulen eingeweiht, welche das Maurer- und Schieferdeckergewerk den bei Leipzig verwundeten und hier in den Lazaretten verstorbenen braven Kriegern auf deren Begräbnisplätzen, der kleinen Wiese und dem Soldaten-Gottesacker, errichteten. Hier waren auch die am 2. Mai 1813 in Halle gefallenen preußischen Krieger zur letzten Ruhe gebettet.

Aus der reichhaltigen Festordnung des Königlichen Geburtstages seien außer den Gottesdiensten, Festmahl im Salon der Reilschen Solbadeanstalt im Fürstental, studentischem Fackelzug und allgemeinen Belustigungen folgende in kulturgeschichtlicher und vaterländischer Beziehung bezeichnende Einzelheiten hervorgehoben. Häuser, Straßen und Tore waren mit Blumen und Kränzen geschmückt. Gesang der Waisenkinder vom Altan des Waisenhauses eröffnete früh fünf Uhr die Feier des Tages. Der Fahnenweihe der Bürgergarde folgte „nach altem Brauch und Sitte ein fröhlicher Reiftanz der Böttcher vor dem

Rathause". Darauf: Einweihung der von dem Zimmergewerk den verstorbenen Kriegern auf dem Leichenfelde der Lehmbreite (jetzt Königsplatz) errichteten Ehrensäule. Festzug der durch Friedrich Wilhelm III. „zu neuem Flor erhobenen" Universität von dem Bibliotheksaale nach der Domkirche: voran „eine Anzahl neuerlich aus dem Felde zurückgekehrter Studierender, die freiwillig sich dem Kampfe fürs Vaterland geweiht hatten", mit den Szeptern, ein Geschenk König Friedrichs I., des Universitäts-Stifters, und den übrigen Insignien: Siegeln, Statuten, Schlüsseln und Matrikeln; dann das ganze Personal der Professoren und Beamten nebst einer Anzahl Studierender. In der Kirche Gesänge der seit kurzem gebildeten Singakademie. Hierauf hielt der berühmte Professor der Beredsamkeit, Hofrat Schütz, „eine deutsche Rede in poetischen Stanzen" und Händels, des großen hallischen Sohnes, „Hallelujah" schloß die Feier. —

Auch die Klasse der „dienenden Mädchen" bezeugte ihre Teilnahme an dem Fest: ihr Verein hatte 194 Rthlr. 14 Gr. 4 Pf. zusammengebracht, wofür sie die noch zurückgebliebenen geheilten Krieger auf dem mit Blumen verzierten Paradeplatze vor der Ruine der Moritzburg nachmittags mit Kaffee und abends mit Essen „nebst einer halben Bouteille Wein" für den Mann bewirteten. Ihre Gäste saßen, ganz mit Blumenkränzen umwunden und behängt an langen Tafeln und überließen sich ganz dem Frohsinn und „einer seligen Heiterkeit". Weiß gekleidet erschienen die wackeren Mädchen im Salon, der oben genannten Stätte des Festmahles, um die Behörden einzuladen, teilzunehmen an ihrer und der braven Krieger Freude.

Im Schauspiel wurde „Der dritte August" oder „Der Geburtstag des Königs und die freiwilligen Jäger" mit lautem Beifall aufgeführt. Das Stück war zu dem Tage von August Lafontaine verfaßt (an den noch lange Lafontaines Garten vor dem Kirchtore erinnerte), dem früheren Feldprediger im hallischen (alten „Anhaltischen") Regiment v. Chadden, der damals als unendlich fruchtbarer Hauptvertreter des empfindsamen Familienromans die Leser- und mehr noch die Leserinnenwelt beherrschte. Am Schlusse des Schauspiels umkränzte man die Büste des Königs, die aufgestellt war vor der erleuchteten Inschrift: „König, Freiheit, Vaterland". (Diese Worte bezogen sich, wie hier hinzugefügt sei, möglicherweise auf den Wahlspruch, der unter dem unmittelbaren Einfluß der Berliner Studentenverbindung „Vandalia" und von Jahn und Friesen gestandenen, Jenaer „Vandalia": „Ehre, Freiheit, Vaterland", die ihn bereits 1812 als, wenn auch vielleicht nicht allgemeinen, Wahlspruch führte. Später, wie weiter

unten zu erwähnen ist, ging er von Halle auf die Allgemeine Deutsche Burschenschaft über. Zum Feldgeschrei der Befreiungskriege war bekanntlich vom König der Wahlspruch des Eisernen Kreuzes bestimmt worden: „Mit Gott für König und Vaterland"! Diese hallische Königs Geburtstags-Inschrift erscheint also als eine Auswahl aus beiden Wahlsprüchen). Nach dem Schauspiel ging der erwähnte Fackelzug der Studenten von dem Domplatz nach dem großen Marktplatz, wo sie dem verehrten Monarchen aus vollen Kehlen ein Lebehoch! riefen. Die verschiedensten festlichen Vereinigungen, wie Bälle usw. hielten bis spät in die Nacht und früh in den Morgen die Bürger in allgemeinstem, durch nichts getrübten, Frohsinn zusammen wie eine große Familie, zu der auch die ebensolange die Straßen durchziehende Menge gehörte, die sich an der festlichen, für jene Zeit großartigen, Beleuchtung der Häuser nicht satt sehen konnte. Der Tag hatte übrigens seine besondere Weihe durch die Mitteilungen des Bürgermeisters Kriegsrat Streiber und des Kanzlers Niemeyer erhalten, daß ihnen der König tags zuvor bei seiner Durchreise durch Leipzig bezeugt habe: Er wisse wohl wie Halle in schweren Zeiten Treue und Liebe bewahrt hätte, und wenn nur erst die allgemeine Ruhe gewonnen sei, solle auch bei uns alles ins alte Gleis zurückkehren.

Folgende Zahlen, welche die „Kurze Geschichte" im einzelnen, soweit möglich, belegt, geben einen zusammengedrängten Begriff von der Ausdehnung und unmittelbaren finanziellen Wirkung des Kriegstreibens in Halle vom Januar 1813 bis August 1814. In dieser Zeit waren einquartiert 998 177 Mann Verbündete und 22 001 Mann französische Kriegsgefangene. Zusammen 1 020 178 Mann in 20 Monaten. An Lieferungen und Kriegskosten brachte die Stadt in dieser Zeit auf für 637 383 Thlr. 3 Gr. 10 Pf., d. h. gegen 2 000 000 Mk. — In den Kriegsjahren 1806 bis 1808 hatten jedoch die entsprechenden an den Feind gezahlten Summen — teilweise allerdings nur nach Schätzung — noch mehr betragen: 800 000 Thlr., gegen 2 500 000 Mark! — Doch, noch war mit Napoleons Verbannung nach Elba die Ruhe der Völker vor ihm nicht wiedergewonnen. Als er am 1. März 1815 wieder in Frankreich gelandet war, brach ein neuer Krieg mit ihm aus, zu dem gerade in Halle eine erstaunlich große Zahl junger Männer freiwillig unter die vaterländischen Fahnen trat. Zu diesen gehörte auch ein von Gustav Schwetschke gewiß mit jugendlicher Hochachtung und vaterländischer Anteilnahme betrachteter junger Lehrling der großväterlichen Buchdruckerei, Christian Winter, der am 24. April unter die „Dessauer Freiwilligen ging und am 18. Dezember wieder angenommen wurde,

nachdem er 34 Wochen abwesend war, welche Zeit ihm aber an seiner Lehrzeit keinen Eintrag tun sollen". So berichtet eine Art Geschäftschronik der Druckerei, in der mancherlei Spuren der napoleonischen, besonders der Befreiungskriege, durch mitgeteilte Soldatenaushebungen unter dem Personal sich finden. Auch von zwei Lehrburschen wird berichtet, die schon den 8. Januar 1814 „heimlich fort und nach Merseburg unters Militär gegangen, bei ihrer Zurückkunft aber, da sie von dort wieder nach Hause geschickt worden, vom Herrn nicht wieder angenommen sind".

Es ist bekannt, wie endlich Derjenige dauernd vom 16. Oktober 1815 bis zu seinem Tode am 5. Mai 1821 in der Isolierzelle St. Helena in Haft gehalten wurde, von dem ein gleichzeitiges Volkslied treffend singt:

„Auf Erden wollt' er gebieten allein,
Und glaubte voll Wahnwitz, Gott selber zu sein",

— was unser Volksheld Bismarck ähnlich so ausdrückt(31): „Das Kriegsglück machte ihn rauflustig und übermütig. Er begab sich in seinem Allerwelts-Herrscherdünkel in Gefahren ohne Ende und kam darin um". —

Ehe ihm Helena nach seiner zweiten Niederwerfung zum Aufenthaltsort bestimmt war, bezeugte ein hallischer Bürger bei einer Erleuchtung der Stadt seinen und der Übrigen vaterländischen Sinn durch den hallisch-kräftigen Spruch:

Es lebe Friedrich Wilhelm hoch! Der Menschheit Geißel sterbe!
Und wer mit Vater Blücher zog, sei des Tyrannen Erbe!
Und wünschet ihr Napoleon bei seinem zweiten Falle,
Ihr Herrscher, den gerechten Lohn, so schickt ihn nur nach Halle"(32).

Sicherer war er aber doch in St. Helena aufgehoben.

Und dieser nach allem Vorgefallenen wohlbegründete nachhaltige Haß der Haller gegen Napoleon klingt auch noch durch den Anfang eines, sonst Napoleons Geist anerkennenden, Schwetschkeschen Gedichtes aus 1845 hindurch:

„Der Kaiser der Franzosen,
Ich haß' ihn bis aufs Blut". —

Auch im Jahre 1815 lagen noch hintereinander 164 598 Mann als Einquartierung in der Stadt. —

Halle, noch im Oktober 1813 bald nach der Schlacht bei Leipzig wieder in preußischen Besitz genommen, ward nun ein Teil der neugebildeten preußischen Provinz Sachsen. Die neuen, bisher kursächsischen

Untertanen huldigten zu Merseburg, die alten in Magdeburg, der Hauptstadt der Provinz. Vater Schwetschke, der bereits seit 1808 mit anderen ehrenwerten Männern in der hallischen Gemeindevertretung gesessen hatte, war zur Erbhuldigung nach Magdeburg mit abgeordnet worden (33) neben dem Bürgermeister Mellin und den Professoren Voigtel und Düffer für Halle und die Amtsstädte Neumarkt und Glaucha, dem Kanzler Niemeyer für die Universität, den Superintendenten Fulda und Dohlhoff für die Geistlichkeit und den Siedemeistern Frosch und Kosowsky für die Salzwirkerbrüderschaft. Nachdem so die äußere Ordnung überall wieder eingekehrt war, konnte denn höchst glänzend und voll patriotischer Begeisterung in Halle am 18. Januar 1816 ein großes Fest des allgemeinen Friedens gefeiert werden, der fortan für lange Jahre nicht wieder gestört werden sollte.

Schwetschke also, 1813 ein neunjähriger Knabe, konnte die Befreiungskriege zwar als Mitkämpfer nicht mitmachen. Doch senkten die hohen Ideale der mitdurchlebten großen Zeit: Volksehre, Freiheit, Vaterland — in ihrer Reinheit ohne parteipolitische Beimischung sich tief in sein Gemüt und schlugen darin unausrottbare Wurzeln. Aus diesen Wurzeln erwuchsen dann in seinem jugendlich empfänglichen Herzen zunächst kräftige Helden-Verehrung für den König und die großen Männer der Befreiungszeit, und es erwuchs die nachhaltige deutsche und dichterische Freude und Erhebung an den Kriegs- und Vaterlandsgesängen eines Körner, Arndt, Schenkendorf, Rückert, Uhland, Fouqué, Staegemann, Hinkel, Wächter, Will (Heran, heran zu Sieg oder Tod) und wie sie sonst — berühmte und weniger berühmte — noch heißen, ganz zu schweigen von der Verehrung für unsern großen, nicht mehr unter den Lebenden weilenden Freiheits- und Vaterlandssänger Schiller, dessen markige, unsterbliche Dichtungen die Kämpfer für Freiheit und Vaterland fast nicht minder begeistert hatten, als die der Zeitgenossen.

Ein Beweis wie tief die Teilnahme an der Lyrik der Befreiungskriege in ihm haftete, ist die folgende kleine Erfahrung.

Als man nach fünfzig Jahren, 1863, jene unvergeßliche Erhebung des deutschen Volkes wieder einmal allgemein feierte, hatte der Verfasser dieses Buches bei einer Schulfeier den packenden „Aufruf" von Th. Körner: „Frisch auf! mein Volk, die Flammenzeichen rauchen", vorzutragen. Da sprach ihm der neunundfünfzigjährige Vater vorher aus eigenem Antriebe und auf alle Einzelheiten eingehend die wirkungsvolle Betonung der verschiedenen Stellen vor, und unter der männlich ernsten Herzenswärme für das Gedicht glühte noch verhalten das

Jugendfeuer, mit dem er es einst in sich aufgenommen. — Auch der zahlreichen, zeitgenössischen, mitunter unflätigen Spottgedichte und Spottgegenstände auf den unterlegenen Napoleon gedachte er später. Aber er erkannte in gerechter Beurteilung die Riesenleistungen des Gewaltigen an und mißbilligte, der selbst zum Spott Veranlagte, mit feinem Sinn manche gewöhnliche, über das Ziel hinausschießende Verhöhnung. So den Vers des in Schlesien gesungenen Volksliedes:

Napoleon, Du Schusterssohn,
Wirst abgesetzt von Deinem Thron,
Du Lumpenkaiser! (34)

Die Leute hätten wirklich geglaubt, daß der Tyrann eines Schusters Sohn gewesen sei und ihn mit solcher Herkunft verächtlich machen wollen ohne zu bedenken, daß es den Geist des Korsen doppelt geehrt haben würde, wenn er sich aus so kleinen und geringen Verhältnissen zu seinem mächtigen Thron emporgearbeitet hätte.



Auf der Lateinischen Hauptschule.

Mit dem Friedensjahr 1815 war die Zeit des riesenhaften kriegerischen Ringens um die Befreiung des geliebten Vaterlandes vom Feindesjoch vorbei. Gehobenen Herzens und gesammelteren Geistes tat nun der Knabe im Herbst jenes Jahres auf der friedlichen Stufenleiter der Schulen einen bedeutsamen Schritt aufwärts. Er trat aus der Manitius'schen Vorschule in die Klein- (jetzt Unter-) Sexta des Gymnasiums: Lateinische Hauptschule der Franckeschen Stiftungen am 12. Oktober (35) über, deren Klassen wohl noch von Prima bis Nona gingen.

Die früher erwähnte, längst weltberühmte Vereinigung mehrerer Schul- und Erziehungsanstalten hatte nach den Worten einer königlichen Kabinettsordre vom 24. April 1806 (36) „ein ganzes Jahrhundert hindurch ohne alle Unterstützung von seiten des Staates demselben Tausende der geschicktesten und besten Diener gebildet und noch mehrere hilflose Waisen ernährt und zu fleißigen und nützlichen Staatsbürgern erzogen", und fuhr nun, von der Gunst des Königs getragen, dank der von ihm bewilligten, seitdem ihr verbliebenen Staatsunterstützung in ihrem ersprießlichen Wirken fort. Sie lag, wie früher bemerkt, in der erst zwei Jahre später mit Halle vereinigten, ihm südlich vorgelagerten Vorstadt Glaucha (nicht zu verwechseln mit dem früher genannten sächsischen Glauchau). Noch waren Glaucha

und Halle getrennt durch die stattlichen, wenn auch nicht mehr wehrhaft instand gehaltenen, mittelalterlichen Befestigungen der einst so trutzigen kriegerischen Stadt Halle. Noch standen da, wo jetzt über dem zugeschütteten Ring des alten Stadtgrabens breite Promenaden mit Häuserreihen sich hinziehen, an dieser Stelle große Teile der erst in den 1860 er Jahren und später ganz verschwundenen mächtigen Stadtmauer mit dem bis 1818 betürmten inneren Rannischen oder Unterranstädter Tor. Von ihm aus führte eine Brücke über den Graben nach Glaucha hinüber. Uber sie hinweg ergoß sich täglich vor- und nachmittags hin- und zurückflutend (Mittwochs und Sonnabends nachmittags war jedoch keine Schule) der Strom der lernbegierigen und erziehungsbedürftigen hallischen und auswärtigen Jugend beiderlei Geschlechts, sofern sie nicht als Waisenknaben und Waisenmädchen oder als oft von weither den Stiftungen anvertraute Pensionäre („Pädagogisten und Hausschüler") in ihnen wohnten.

Die „Latina" (wie die lateinische Hauptschule kurz genannt wurde), zählte 1817 351 Zöglinge, von denen 210 auf der Pensionsanstalt („Kettenhunde" genannt), 32 auf der Waisenanstalt, 109 in der Stadt als „Stadtklepper" wohnten. Das Pädagogium (das andere Gymnasium der Anstalt) mochte in jener Zeit gegen 80 Schüler haben. Die Waisenstellen waren 1817 auf 114 für Knaben und 16 für Mädchen festgesetzt. Für die anderen Schulen stehen mir in jener Zeit keine Zahlen zu Gebote, doch mag der Gesamtbesuch der Stiftungen die stattliche Zahl von 1000 bis 1500 Schülern und Schülerinnen betragen haben.

Die Franckeschen Stiftungen beherrschten als zwei sich gleichstehende Direktoren Prof. G. Chr. Knapp, und der mehrfach genannte Urenkel des Stifters, der hochverdiente Kanzler A. H. Niemeyer, den man mit Recht den zweiten Gründer der Stiftungen genannt hat, weil seinen persönlichen Bemühungen allein die für ihr großes Fortbestehen nötige Staatsunterstützung, sowie die Erhaltung in westfälischer Zeit zu danken war. Die lateinische Schule regierte als Rektor Prof. Dr. Joh. Gottl. Diek.

Hier auf der Latina fand Schwetschke seinen geliebten Lehrer wieder, dessen Anstalt er eben verlassen, der aber, wie schon erwähnt, außer in jener noch auf der Latina in mehreren Klassen, hauptsächlich wohl in der lateinischen Sprache, unterrichtete.

So hat sich noch ein Schulheft Schwetschkes aus den Jahren 1817 bis 1819 von „Klein-Quarta" bis „Groß-Tertia" erhalten mit des Besitzers Aufschriften: Latina exercitia, 1817 bis 1818 „apud Manitium",

1818 bis 1819 „apud D. Schirlitzium". Dieser zensiert schon nach neuerer Art mit Zahlen, während jener seine „Bene!" (am häufigsten), „Probo! Bene, illis maculis exceptis! Placuit! Perbene (1 mal!) Ut antea! (sc. Bene!) Progressuum specimen laudabile!" unterschreibt. Die von Manitius diktierten Übungen tragen einen anschaulichen, auf praktische Anwendung gehenden Charakter, daher ihr fesselnder Eindruck auf die Schüler. Dr. Schirlitz ist im ganzen ebenfalls recht befriedigt; er setzt vierzehnmal seine 2a, zehnmal die 1, dreimal 2b und nur einmal die 3 unter die Übungen.

Auf den fortgesetzten anregenden Lateinunterricht seines ersten Lehrers mag sich wohl Schwetschkes sonst etwas übertrieben klingende Äußerung mit beziehen: er habe bei Manitius mehr Latein gelernt, als auf der Lateinischen Schule. Ein später lächelnd wiederholt abgegebenes Selstbekenntnis über sein Betragen aus den ersten Jahren auf der Latina liegt in der eigenartigen Ermahnung eines Lehrers an ihn mit der hallischen Redewendung: „Du hast so hibsche Eltern in der Stadt" und bist so unartig! Einen ähnlichen Einfluß, wie Manitius auf der Vorschule, hat vielleicht sein neuer Rektor Diek nur in einem Punkte auf ihn ausgeübt. Diek war eines der früher in den kleineren Städten häufiger bemerkbaren Originale, und zwar ein durch und durch achtbares. Sein Hauptbeiname „Der Monarch" bezeichnet am besten das Verhältnis, das zwischen ihm und seinen Lehrern und Schülern bestand. Er hieß auch der „Dans", weil er das Wort „das" und viele andere nur mit einem zwischen Selbst- und Mitlauter eingeschobenen Nasenlaut aussprechen konnte. Er war bis zu seinem Tode (1833, nach achtundvierzigjähriger Lehrtätigkeit an der Latina) die alles bewegende Seele des Ganzen, aber nicht bloß durch seine streng befolgten Anordnungen, sondern durch die große Achtung und herzliche Liebe, die er genoß. Alle waren mit ihm eines Geistes und eines Herzens. Denn er selbst wollte nichts, gar nichts anderes sein, als der Rektor seiner Schule und ging vollständig in der Sorge für die Angehörigen seiner Anstalt auf. Er war ein völlig wahrhaftiger, rationalistisch gebildeter, tief religiöser, gegen andere Standpunkte duldsamer Mann, ohne jede Frivolität, kraftvoll an Körper und Willen. Er war rastlos tätig, von seltener Uneigennützigkeit. Wenn aus seinen Schülern tüchtige Menschen würden, körperlich und geistig wohl ausgebildete, mit Kenntnissen und Wissen gehörig ausgestattete, ganz besonders aber sittlich gute Menschen, so glaubte er das Ziel alles seines Strebens erreicht zu haben. Wenn der Pädagogiums-Professor Voigt, dessen dankenswerter, ausführlicher Charakterschilderung Dieks in seinen

Skizzen ich folge, an dieser Stelle (S. 10) hinzufügt (und Ähnliches später): „Das Ziel wäre freilich ein höheres gewesen, wenn er, statt nur moralisch gute Menschen gläubige Christen hätte erziehen wollen (d. h. ihren Glauben durch die Tat beweisende Christen)", so wäre es, meine ich, bei dem Wechsel dessen, was im Laufe der Zeit für „gläubiges Christentum" gehalten worden ist und gehalten werden wird, vielleicht sachentsprechender gewesen, wenn sich der rechtgläubige Charakterschilderer etwas von dem oben erwähnten Zartgefühl des „tief religiösen" Diefs gegenüber Andersgläubigen angeeignet und diese seine persönliche Ansicht eines höheren Zieles für Schulerziehung nicht über die des alten erprobten rationalistischen Schulmannes gestellt hätte.

Körperliche, wie seelische Weichlinge waren Dief verhaßt, Heuchelei seinem ehrlichen und graden Wesen zuwider. Eines der stärksten Gefühle, das ihn erfüllte, war das des preußischen Patriotismus und des Hasses gegen die Franzosen und es war daher kein Wunder, daß dasselbe auch seine Lehrer und Schüler erfüllte. Auf eigene Weise hat er diesen Gefühlen nach dem Einzug der Franzosen in Halle Luft gemacht. Drei Tage lang schloß er sich ein, am vierten erschien er als Trauernder wieder in der Klasse: mit abgeschnittenem natürlichem schwarzen Haar, das er bisher nach der Sitte der Zeit frisiert und gepudert getragen hatte. Den Zopf trug er in einem Beutel weiter. (Auch Vater Schwetschke trug sein Zöpfchen bis an sein Lebensende.) Seinem Unwillen gegen den aufgedrungenen König Jerôme gab er dadurch Ausdruck, daß er, sobald dieser, vom Kanzler Niemeyer geführt, zur Besichtigung der Anstalten auf dem Vorderhofe erschien, hinter dem Schülerspalier in seine Wohnung eilte und nicht wieder zum Vorschein kam. Friedrich den Großen verehrte er mit einer Art von Heroenkultus, seinen Geburtstag beging er, wie dies u. a. auch Friedrich Faber, der Verleger der „Magdeburgischen Zeitung" von 1809 bis 1846 tat (37), alljährlich festlich mit einigen vertrauten Freunden. Denn der große König galt ihm durch seine Weisheit, seine Gerechtigkeit, sein Feldherrntalent und vor allem durch seinen Heldenmut (seine religiösen Ansichten pflegte er nicht zu berühren, nur seine Taten hob er hervor) als Ideal eines Fürsten, das er mit höchster Bewunderung anstaunte.

Einmal — es war zur Zeit der westfälischen Fremdherrschaft — fiel der Wochenschluß mit Friedrichs des Großen Geburtstag zusammen. Dief nahm seinen Helden daher zum Gegenstande des Vortrages, den er zu halten hatte, — zu halten hatte auf den Trümmern

des friderizianischen Staatsgebäudes, das vor kurzem noch scheinbar in Herrlichkeit dastand. Die Tränen, die der vaterlandsliebende Mann dabei in der Glut seiner Empfindungen vergoß und seinen Zuhörern entlockte, sind jedoch nicht vergebens geflossen. Sie hatten in den Herzen der Jünglinge und Knaben den Entschluß befruchtet, für die Neuaufrichtung des Vaterlandes später zu kämpfen und, wenn es sein mußte, zu sterben.

Diese, jedenfalls auch nach dem Befreiungskriege, zur Zeit von Schwetschkes Schülerschaft noch zutage getretene, mit Franzosenhaß verbundene Liebe zum preußischen Vaterlande, aber besonders diese dauernde verehrungsvolle Hingebung seines Rektors an Friedrich den Einzigen mag bei dem Schüler, obgleich mir keine diesbezügliche Äußerung darüber bekannt ist, mit den Grund für die ebenfalls ganz hervorragend hohe Friedrichs-Verehrung Schwetschkes gelegt haben, der er bei mannigfachen Gelegenheiten sein Leben hindurch schriftstellerischen Ausdruck verlieh.

Als ein Mittel, vaterländischen Geist wachzurufen und wachzuhalten, waren etwa seit 1805 militärische Übungen der Schüler der Franckeschen Stiftungen eingeführt, an denen die Brüder Schwetschke als Zöglinge der Latina später teilnahmen. Diek hatte auch während der Fremdherrschaft diese Übungen fortdauern lassen und zwar kühn — mit den alten Fahnen in preußischen Farben und geschmückt mit dem preußischen Adler! Sonderbarerweise haben die westfälischen Behörden dieses ausgesprochen preußische Soldatenspiel nicht unterdrückt. In ihren Augen galt das unschädliche Kinderspiel mit diesen Fahnen und Farben vielleicht als unfreiwillige Verspottung des, wie sie meinten, für immer unterlegenen Preußens. Sie ahnten nicht, daß bei gar manchem Teilnehmer aus dem Spiel die Anregung zu ernster Erhebung gegen die Fremdherrschaft mit hervorgehen werde! — —

Aus dieser Schulzeit auf der Latina haben sich — ein besonderer Glücksfall bei den wenigen vorhandenen Briefen Schwetschkes — neun, für die Kenntnis seiner Geistesentwicklung sehr bezeichnende Briefe an seinen Bruder erhalten (7). Zum vollen Verständnis der Briefe ist es nötig, über den sechs Jahre älteren Bruder Ferdinand folgendes zu sagen: Er nahm, nachdem er 1813 die Latina mit dem Zeugnis für Prima verlassen und während er seine buchhändlerische Lehrzeit im väterlichen Geschäft durchmachte, trotz des Altersunterschiedes offenbar noch stets mit Liebe am Leben, Streben und Treiben des jüngeren

Bruders und eines anderen, gleich näher zu erwähnenden jüngeren Hausgenossen Georg Mayer nach Möglichkeit teil, und Gustav brachte seinem Bruder die gleiche herzliche Teilnahme entgegen. Überhaupt blieb das brüderliche Verhältnis Beider lebenslang, nach Gustavs späteren wiederholten Äußerungen, ein besonders inniges, zärtliches. Nun war Ferdinand auf ein Jahr als Buchhandlungsgehilfe bei dem Geschäftsfreund seines Vaters: Wilhelm Unzer in Königsberg i. Pr. eingetreten, wo er zugleich sein Freiwilligenjahr abdiente (gemäß der nicht lange vorher, am 3. September 1814, erfolgten Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen). Dann ging er ein weiteres Jahr nach St. Petersburg, um einem anderen Geschäftsfreund des Vaters buchhändlerisch zur Seite zu stehen, Wilhelm Mayer, dem Kommissionär der Kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften, bei dem der unternehmende Vater C. A. Schwetschke ein großes Bücherlager unterhielt. Zugleich beherbergte der letztere in Halle Mayers jungen, die Latina besuchenden Sohn Georg als Pensionär, den oben erwähnten Hausgenossen der Brüder.

Diese Schülerbriefe von 1817 bis 1818 aus bald zwei Jahren von Groß-Quinta bis Klein-Tertia mögen hier fast unverkürzt wiedergegeben werden. Sie enthalten zwar auch Anspruchsloses und über andere Briefe Dreizehn- und Vierzehnjähriger nicht Hervorragendes, doch sind sie mehrfach von besonderer Bedeutung. Sie geben nach dem Wort: Das Kind ist des Mannes Vater, nicht bloß Beweise für den, in seiner schon fast fertig erscheinenden Grundmischung von Ernst und Spott hervortretenden Charakter und Geist ihres, mitunter in Nachahmung lateinischer Satzbildung befangenen, aber verhältnismäßig stilgewandten Schreibers, sowie für die Kenntnis seiner Lebensführung als Knabe; sie umfassen auch teilweise interessante Mitteilungen aus der Stadt, der Schule und der Universität.

Wenden wir uns nun zu den Briefen selbst, deren erste sechs an den am 9. März früh drei Uhr mit sechsspänniger Post: dem damaligen besten Verkehrsmittel, nach Königsberg i. Pr. abgereisten und dort von der Familie des Buchhändlers Unzer sehr freundlich aufgenommenen Bruder gerichtet sind. Das in der Familie Schwetschke unvergessene erste Abenteuer war das, für die damaligen Wegezustände bezeichnende, Einsinken von Roß und Wagen in den Morast gleich vor dem Steintor (beim „Grünen Hofe", dem Rastorte der vielen an Halle vorüberfahrenden Frachtwagen) gewesen. „Den vereinten Anstrengungen von neun Pferden und fünf Postillions gelang es endlich nach drei

Stunden um sechs Uhr", schreibt Ferdinand in einem angefangenen Reisetagebuch, „den alten Kasten wieder flott zu machen". Bis dahin mußten die Reisenden „zum gesegneten Anfang bis über die Knöchel in halb gefrorenem Schlamm stehen".

Die Briefe lauten in fast unveränderter Wortschreibung (nur ist für die meist lateinisch geschriebenen Personen- und Ortsnamen durchgehend die deutsche Schrift angewendet) und mit vom Herausgeber herrührenden Zusätzen:

A. Briefe nach Königsberg i. Pr.

[1. Brief.] Halle d. 7ten April 1817.

Liebster Bruder,

Wir alle haben uns sehr über Deine glückliche Reise, und Ankunft, sowie über Deine gute Aufnahme, herzlich gefreut. Daß Du immer gesund bleiben mögest, ist unser aller Wunsch. Ich will Dir nun Neuigkeiten aus Halle mittheilen: Wegen den Streitigkeiten der Studenten ist eine Commission unter den Herrn von Heeringen, von Magdeburg hier hergekommen. Der Student Lüdike*) hat Caution gegeben, und Fräulein Stelzer ist seine Braut. Viele Studierende sitzen auf dem Rathhause, und auf der Waage**) [in Untersuchungshaft], und der Ausspruch über ihre Streitigkeiten ist noch nicht gekommen. Der Orden der Teutonen ist in Halle gänzlich aufgehoben und Dr. Eberhard, dem man, die Prügeley veranstaltet zu haben, schuld gab, hat sich in unserm Wochenblatt vertheidigt, indem er sagt, daß die besonnenste Handlung des rechtschaffensten Mannes oft sehr unglückliche Irrungen herbeyführen könne; soviel von diesem***).

Der Herr Dr. Dzondy, der Vorsteher des chirurgischen Klinikums, ist seiner Stelle ohne die mindesten Ursachen entsetzt und ein gewisser Weinhold

---

*) Später Bürgermeister in Köthen.

**) Dem damaligen Universitätsgebäude am Markt.

***) Gemeint sind die bekannten, von dem später berühmten Schriftsteller Immermann mit durchkämpften studentischen tiefgehenden Zerwürfnisse, welche auf die, von Ferdinand noch in Halle erlebte, Mißhandlung eines armen, Nachdrucke vertreibenden Studenten durch Mitglieder der Verbindung Teutonia am 28. Februar 1817 folgten und wohl noch im gleichen Jahre zur Gründung der ersten hallischen Burschenschaft führten. — In der Orts-, Literatur- und Buchhandlungsgeschichte bisher unbeachtet geblieben ist die öffentliche Hineinziehung des durch sein klassisches Idyll „Hannchen und die Küchlein" noch jetzt bekannten Schriftstellers A. G. Eberhard (des Besitzers der Rengerschen Buchhandlung und des prächtigen, jetzt Geh. Kommerzienrat Lehmann gehörenden, Gartens auf den Giebichensteiner Felsen) in diesen Studentenstreit. Angeregt durch obige Briefstelle habe ich die Beschuldigung Eberhards, der mit C. A. Schwetschke ein tätiges Mitglied eines hallischen Buchhändlervereins gegen den Nachdruck war und auch hier eine Vorstellung gegen dessen Verbreitung erhoben hatte, in dem Aufsatz „Von der Teutonia in Halle 1817" (Burschenschaftliche Blätter, Berlin W., 1905/06 Nr. 4 und 5) untersucht und ihren Ungrund erwiesen.

an dieselbe gekommen; aber ersterer will nach Berlin zu dem König gehen, und Gerechtigkeit forderen*).

Onkel Gebauer ist mit Wagnern und Gneisten zu des letzteren Schwester in die Gegend bey Eu [Ei] lenburg gereist und vorgestern wiedergekommen.

Der Schleusenbau**) ist durch das große Wasser, in der Nacht vom grünen Donnerstag bis Charfreitag, sehr gehemmt worden; aber übrigens ist er recht weit vorgeschritten.

Ich und Georg sind den Sonnabend, als den 29. März, nach Nelben***) gegangen, und haben uns sehr in der freyen Luft mit Kantor-Fritzen und mehrerern Bauer-, Drescher- und Schifferjungen am Soldatenspiele erlustirt****). Während meines Aufenthaltes daselbst, habe ich den Benvenuto Cellini gelesen — [die Goethe'sche Übersetzung der eigenen Lebensgeschichte des Künstlers], welcher mir recht gefällt. Der Onkel und die Tante befinden sich

---

*) Dzondi's, des namhaften Chirurgen, der den Brüdern als ein Schriftsteller des väterlichen Verlages bekannt war, widerrechtliche Verdrängung (durch Meckel) bestätigt Schrader, zugleich dessen üblen Nachfolger kennzeichnend (Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle, 2, 69. — Berlin, Dümmler 1894). „Dzondi's Garten" an der Saale (jetzt Eigentum des Geh. Kommerzienrats Emil Steckner) hat sich mit dieser Benennung wohl noch bis in die Neuzeit erhalten.

**) Bei der Schiefer- oder Schifferbrücke; eine der sieben in den Jahren 1817—22 angelegten steinernen Schleusen zur Schiffbarmachung der Saale bis hinauf zur Unstrut — ein besonders wertvolles Unternehmen zum Wiederaufleben der wirtschaftlichen Tätigkeit nach Eintritt des Friedens. (Hertzberg, 3, 460.)

***) Nelben, freundliches Dorf, in einem von der Saale durchströmten weiten, buschdurchsetzten Wiesen- und Feldertal, zu beiden Seiten begleitet von sanftgeschwungenen, teils mit Feldern und Weideland bedeckten, teils felsigen Höhenzügen, war das oben (S. 20) erwähnte Pfarrdorf von „Onkel Daniel" und „sein Tusculum", wo der wackere, kinderlose Pfarrherr neben der Erfüllung seiner amtlichen Pflichten gastfrei, „nicht abgeneigt gemütlicher Lust und heiterm Scherz", wie er selbst schreibt, „den Freunden und den Musen seine übrigen Lebenstage weihete", indem er zugleich als „Bücherwurm", wie ihn sein Schwager, der Vater Schwetschke, nennt, seine Bücher- und Bilderliebhaberei pflegte. Unter seiner und seiner Gattin Obhut und Pflege verbrachte nicht nur Gustav mit seinem Stubenkameraden und jüngeren Mitschüler auf der Latina, Georg Mayer, wiederholt zu Fuß hin- und zurückwandernd, teilweise die Schulferien der guten Jahreszeit; auch Vater Schwetschke zog zu seiner Erholung von anstrengender Geschäftstätigkeit mit Frau und junger Tochter gern auf eine Woche hinaus „in das schöne Saaletal von Nelben, dieses Tempe", wie er sich wiederholt begeistert ausdrückt. — Georgs Briefe und geschicktere Federzeichnungen an Ferdinand, der auch mit ihm gemütlich verkehrte, ergänzen oft sehr willkommen Einzelheiten in Gustavs Briefen.

****) Georg schreibt darüber: „z. B. Wir exercierten die Bauerjungens, wobei sie oft Schmiere bekamen, lieferten auch Schlachten, wobei Gustav und ich natürlich die Anführer waren;" — Gustav schweigt von letzterem Umstand und von der „Schmiere", wie es überhaupt bezeichnend zu sein scheint für den Gefühlsgrad der Beiden, daß der junge petersburger „Freund und Bruder" (so unterschreibt er sich immer nach der Zeitsitte) an Ferdinand auch gern von „Prügeleien" berichtet. So von einer studentischen, wobei „einst ein Solverist (Sulphurist) Namens Schmidt, ein sehr starker Kerl", von einer großen Überzahl Teutonen auf seiner Stube durchgeprügelt wurde, weil er einen Teutonen, der ihn auf dem breiten Steine Sch—d geschimpft hatte und nicht Raum geben wollte, eine Ohrfeige verabreicht hatte; ebenso berichtet er mit bildlicher Darstellung beider Helden von einem „heftigen Kampf" unter zwei sich nicht ausweichen wollenden „Knoten", die er aber auch „Cav(a)lire" nennt. Gustavs feinfühligerer und poetischer Sinn dagegen — worauf gleich hier aufmerksam zu machen ist — hielt ihn ab, an der Hervorhebung roher und prosaischer „Keilereien" besonderes, jugendliches Ergötzen zu finden.

recht wohl, und haben sich über Deinen Brief sehr gefreut. Am Charfreytage gingen wir wieder nach Halle, weil ich gern meinen Geburtstag daselbst feyern wollte, der den 5ten April fiel.

Da ich nun früh in die Wohnstube kam, beschenkte mich Debbonale mit einer recht niedlichen Briese [Halskragen] von blauer Farbe. Der Vater war im Laden und die Mutter bey dem Bäcker. Bald darauf kam sie, und nach ihr wurden 5 Kuchen geschleppt; nun beschenkte mich der Vater mit einem Finken, der herrlich schlägt. Nachdem nun jeder seinen Magen gehörig gefüllt hatte, ging ich zu den Großeltern, wo ich eine große Brätzel, ein seidnes Halstuch und einen Speciesthaler bekam. Ich empfing auch noch von der Mutter ein paar neue Hosen, von den lieben, kleinen Wilmerchen eine Torte, und in Nelben hatte ich eine Weste gekrigt.

Wir haben einen neuen Jungen [Laufburschen im Geschäft], nahmens Johann Gottlieb Fischer*), hinter Leipzig her, bekommen, und Heinrich kann mit ihm in keinen Betracht kommen, denn er ist sehr wißbegierig und nicht so tückisch und kriechend, wie der Bengel. Seine Strümpfe strickt er selber und schläft bey uns in dem kleinen Kämmerchen, wo erst Christiane [das frühere Dienstmädchen] schlief, die sich mit ihren Mann und Mägdlein wohl befindet. Alle befinden sich wohl, und grüßen Dich, und ich

NB. Grüße Herrn und Frau Unzer, sowie die Kinder derselben.

verbleibe
Dein Dich ewig liebender Bruder
Carl Gustav Schwetschke.

[2. Brief.] Halle d. 29ten May 17.

Lieber Ferdinand,

Wir alle, außer dem Vater, der das Podagra hat, befinden uns noch recht wohl, und wünschen Dir auch Gesundheit. Am 25ten May war des Großvaters Geburtstag, wo es hoch herging, und wo Deine Gesundheit getrunken wurde. Der Großvater hat einen Fußteppich in den Gartensaal (Vgl. S. 21) legen lassen, damit es nicht so kalt ist. Der Garten ist sehr schön, denn jetzt blüht der Flieder, die Mayblümchen, die Tulpen, die blauen Lilien und viele andere Blumen. Mit der Gesellschaft bey Hermanns ist es noch garnichts, und der Vater und viele andere meinten, sie würde nicht lange bestehen. Wucherer (s. S. 31) hat mit der Wenzeln in Brachstedt Hochzeit gehabt, sowie Weber mit der Pallas. Die Kriegsrath Schwarzen ist gestorben; auch sind bey der Schieferbrücke 2 Menschen ertrunken, weil ein Floß mit dem Rammler unterging. Es sind jetzt zwey Dämme bey der Mühle gemacht, weil diese fast ganz neu gebaut wird.**) Der Schleusenbau ist weit vorgerückt, es sind 4 Pumpen angelegt und auch ein Rad, wodurch diese getrieben werden.

---

*) Er, wie später sein, noch jetzt zu Halle lebender Sohn Ferdinand, wurden langjährige treue Angestellte des Geschäfts.

**) Die sogen. Neu-Mühle an einem andern Arm der Saale, einige Minuten unterhalb des Schleusenbaues und der Schieferbrücke.

Es sind jetzt zum Pfingstmarkt*) viele Merkwürdigkeiten zu sehen, drey holländische Kunstkinder, eine ungeheuer starke Indianerinn, ein Wasserkünstler (Karl Hallupp**), ein politisches Schwein, gelehrte Kanarienvögel, ein Seelöwe, ein Wachsfiguren-Kabinett, vorstellend Elysium, und eine ungeheuer starke Bayerin. Wir haben uns zuerst bei einer ungeheuren Hitze am 20ten May gebadet; das Wasser war ziemlich kalt. Weiter wüßte ich Dir nichts zu schreiben. Alle lassen Herrn Unzer, Frau Unzer und Dich grüßen. Lebewohl

ich bleibe
Dein Dich ewig liebender Bruder
Carl Gustav Schwetschke.

Rum, bum bi dibum
So macht meine Trumm.

NB. Ich träumte in dieser Nacht von Dir, als ob Du wieder da wärest.

[3. Brief.] Halle, d. 2. August 1817.

Lieber Bruder,

Ich wünsche Dir zu Deinem Geburtstage herzlich Glück, und hoffe, daß Du ihn noch recht lange erleben mögest. Ich will Dir nun auch, als Geschenk von mir, recht viele Nachrichten aus Halle mitteilen. Zwar nehmen die traurigen den ersten Platz ein, aber Du wirst sie bald über die freudigen vergessen.

Es ertranken nemlich vor Johannis ungewöhnlich viel Menschen, worunter sich zwey Soldaten und zwey Studenten befanden. Auch verunglückten zwey Arbeiter an dem Schleusenbau, mit dem es jetzt rasch vorwärts geht; denn es ist schon sehr tief gegraben und auch zu mauern angefangen. Das Wasser, was in den Bau dringen könnte, wird durch 4 Pumpen, die Tag und Nacht in Bewegung sind und die durch ein Rad getrieben werden, herausgeschafft, und an einem Theile des Bodens sind schon Eichenpfähle eingerammelt. Die Schieferbrücke ist gänzlich abgetragen***). und oberhalb derselben ist eine Nothbrücke gebaut, die erst vor kurzer Zeit fertig geworden ist. Die Mühle ist fast ganz niedergerissen, weil das Gebälke verfault und das Gemäuer sehr schadhaft war; aber, damit kein Wasser dahinfließen könne, ist oben bey der Eremitage [Erfrischungsort] und unten bey dem Jägerberge [Nordwall vor der Moritzburg-Ruine, ehemals mit der Jägerei der magdeburgischen Erzbischöfe] ein Damm aufgeführt, wodurch das Wasser bey der Klausbrücke sehr hoch steht, weil es blos durch den kleinen Arm der Saale, der in die Schiffsaale fließt, seinen Abfluß haben kann.

---

*) Ein, in den 1870er oder 80er Jahren aufgehobener 3tägiger, später wohl kürzerer Markt von Pfingstmittwoch an auf dem nw. Teile des Franckeplatzes und einem Teil des Moritzzwingers. (Schmidt.)

**) (früher Halob) aus Österreich, also nicht von Halloren, wie öfter angenommen, stammend, zog mit seiner Familie umher, um seine Künste als Wasserspringer, Taucher, Schwimmer und dergl. zu zeigen, und machte sich vor 1819 in Halle ansässig mit einem schwunghaft betriebenen Handel von Kurz- und Spielwaren. Gefällige Mitteilung seines Enkels, des Herrn Magistratssekretärs Hallupp.

***) Aus Anlaß des Schleusenbaues. Vgl. hierzu v. Hagen I. 343.

Es ist auch eine Brücke bei Gimmritz [Gut auf der Nachtigalleninsel, j. städt. Eigentum mit beliebtem Erfrischungsort] erbaut, ohnweit des Badeplatzes, wobei ich Dir erzählen muß, daß ich vom Brette gesprungen und über die Saale geschwommen bin; aber wie habsüchtig die Halloren noch sind [diese alteingeborene, wol von Kelten mit fränkischer Beimischung abstammende hallische Salzsiederschaft stellte auch die Schwimm- und Bademeister, „Badehalloren" genannt]*), davon will ich Dich durch folgende Anekdote überzeigen: Nemlich Pfahl [der Schwimmmeister, vgl. auch 7. Brief] hatte eine kleine Krankheit gehabt und sprach in voriger Woche mit mir, indem er mich bat, ich möchte es doch dem Vater sagen, daß er ihm jetzt die 3 Thlr. für [den Unterricht von] Georg geben möchte, da er den Arzt bezahlen müßte; auch frug er, wo Du wärest, und als ich Deinen Aufenthaltort gesagt hatte, äußerte er den Wunsch, an Dich zu schreiben, that, als ob er sich auf Deinen Namen nicht besinnen könnte, pries seine Freundschaft mit Dir**) und bat mich, Dir ein paar Zeilen zu schicken, welche er mir morgen, nemlich nach der Unterredung, geben wollte. Aber, nachdem er sein Geld eingestrichen hatte, war bey ihm an's Schreiben nicht zu denken. Des andern Tages frug er mich, wo Du Dich aufhieltest, und da ich ihm sagte, er wüßte es schon, so versicherte er, daß ich es nicht ihm, sondern Tellern [ein anderer Hallore] gesagt hätte: Du siehst also, was dieser Pfahl für ein elender Kerl ist, den nur blos Geld bestimmt.

Jetzt geht es auf dem Waisenhause [d. h. seiner Lateinischen Schule] sehr fidel zu, da wir schon seit ein paar Wochen, wie ehemals zu Deiner Zeit, Soldaten spielen, welches ich Dir jetzt beschreiben will.

Wir sind ungefähr 220 in Allem [von 351 Schülern vgl. S. 43 u. 46]. Der Major heißt Jacob und hatt 3 Jahre als Unteroffizier gedient. Wir bestehen aus 4 Kompagnien, wovon jede 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Feldwebel und 4 Unteroffiziere hat. Die Spielleute sind 14—16 Mann stark, und alle Schüler. Unsere zwey Fahnen sind gemahlt, die eine blau, die andere gelb. Die Offiziere tragen blaue mit Silberschnur besetzte Mützen, schwarze oder blaue Leibröcke und Säbel, außer dem Major, der bey der Parade einen Degen und goldene Epolets hat. Die Spielleute haben Mützen mit Wachsleinewand überzogen, schwarze Leibröcke und Nankinghosen***), auch Hirschfänger. Die beyden Fahnenjunker haben blaue mit Silberschnur besetzte Mützen, schwarze Leibröcke, feine, weiße leinewandene Hosen, schwarzsammtne Gurte, mit Silber gestickt, und weiße Säbelgehänge. Die 3 Trommler tragen blaue Leibröcke und Mützen mit Wachsleinwand überzogen. Die Unteroffiziere haben ebensolche Mützen, weiße Säbelgehänge und weiße Riemen zur Patrontasche, die von Pappe ist. Die Gemeinen endlich haben fast alle graue Überröcke und graue Tuchhosen, filzene Tzschakows, hölzerne Gewehre, papperne Patrontaschen mit weißen Riemen.

---

*) Über Halloren vgl. die Angaben in Hertzbergs Werk und E. Schwetschke, „Zur Gewerbegeschichte der Stadt Halle a. S. von 1680—1880. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volkswirtschaft, f. Bd. 1680—1806. 1. Teil: Salzwesen, Brauwesen, Stärkebereitung. S. 125—165. Halle 1883".

**) Georg schreibt darüber ebenfalls an Ferdinand: „Der Halorum Pfahl wollte Dir schreiben, hat sich aber wieder besonnen. Er erzählte uns viel von Deinem Schwimmen und wie lieb er Dich hätte, indem er sagte: Du währest sein Goldsohn".

***) Nanking = ursprünglich gelbes chinesisches Baumwollenzeug.



Federzeichnungen aus 1817 von Georg und Gustav.

Hier folgt eine bunt ausgefüllte schwarze Tuschzeichnung von des Briefschreibers Tzschakow (ähnlich dem der Bergleute, ohne Stutz,) roter Kompagniezahl 3 auf hellblauem Grund), Gewehr und Patrontasche. Für dies Soldatenspiel zeigte noch 1831 der Kronprinz (später König Friedrich Wilhelm IV.) bei seinem Aufenthalt in Halle besondere Teilnahme. —

Der Rest des Briefes, sowie der folgende Brief bedürfen einer längeren kulturgeschichtlichen Erklärung, um nicht mißverstanden zu werden. Sie führen uns in „Demosthenes", dem originellen „Präsidenten des Stromer-" (d. h. hier Straßenkünstler-) „Kommerses", eine mit dichterischem Spotte frei ausgestaltete, sonst unbekannte Persönlichkeit aus der Bekanntschaft der Brüder und ihres Freundes vor. Nach des Letzteren Federzeichnungen war er ein vielleicht aus besseren Verhältnissen herabgekommener Straßenmusikant, und nach mehreren Briefstellen, auch Georgs, ebenso beliebt, wie belacht seiner Beschränktheit und allzu großer Gutmütigkeit, wie seiner eigenartigen Beredsamkeit wegen — daher von den spottlustigen Gymnasiasten „Demosthenes" getauft. — Er spielt auf einer der Zeichnungen das Triangel, mit breitrandigem Filzhut, schnürenbesetztem Rock, knickebeinig in kurzen Schlappstiefeln stehend; eine andere zeigt ihn im Paradeschritt marschierend, wohl teilweise in der Ausrüstung der von 1814—17 bestehenden Bürgerwehr, (38) die Kokarde am Hut, Gewehr über, Patrontasche nach hinten umgehängt; ihm folgt seine halb erfreut, halb verschämt furchtbar grinsende Frau, in der Hand den Pompadour. — Er machte offenbar, vielleicht als Straßensänger-Trio mit seiner Gattin und seinem langen „Waffengefährten" und Kunstbruder (dem „Storchbein" des nächsten Briefes), der das Tamburin schüttelnd in Husarenjacke und -Hosen abgeschildert ist, seine Kunstreisen in der Stadt und Umgegend. Ein dritter von Georg dargestellter fahrender Kunstgenosse ist der Guckkastenmann Liberin (mit seiner stehenden Erklärung des geschichtlichen Augenblicks: „Da kömmt der Fürst von Schwarzenberg gesprengt und sagt: Eure Majestät, die Schlacht bei Leipzig ist gewunnen!" und mit dem gewöhnlichen Schlußwort seiner Vorführungen: „Und für düßmal war fürbei"). Alle drei armen Schlucker, (s. Bild) hatten wohl zum Teil den Krieg mitgemacht und mochten wie viele andere Schicksalsgenossen dem Vater Schwetschke schon aus seiner Mitgliedschaft bei der Verwaltung des Armenwesens bekannt sein, der jetzt im Teuerungsjahr 1817 Mitvorsteher eines Vereins zur Brotverteilung unter die Armen und zur Errichtung von Suppenanstalten war. Das Hauptquartier, die „Stammkneipe", des in hallischer Mundart von Gustav „Stromer" genannten umherströmen-

den Völkchens lag in unmittelbarer Nähe des Schwetschke'schen Hauses; daher sicher die, für die Jugend eines gewissen romantischen Reizes nicht entbehrende nähere Bekanntschaft mit dieser wohl im Grunde harmlosen Bohème, d. i. Bummlergesellschaft des Demosthenes. Diese ihre Kneipe war eine am Roten Turm nebst andern Läden angebaute Branntweinschenke, wie sie, bevor sich das Bier als Getränk der unteren Klassen verbreitete, sehr zahlreich vorkamen. (Das hallische Adreßverzeichnis auf 1804 führt in seiner Gewerbestatistik noch 140 Branntweinschenker als die zahlreichsten Nahrungsmittelverkäufer an. Auch zur Verbesserung des schlechten Bieres und des Broyhans wurde Branntwein viel getrunken). Georg nennt in einem Briefe an Ferdinand die Schenke „das schöne Wirtshaus unter dem Roten Turm, die lahme Laus (39) genannt, welche Du auch oft besucht hast". Die Besuche der sonst gut erzogenen, wenn auch mitunter keck umherschweifenden Knaben in diesem Erfrischungsort minderer Güte haben natürlich dem Genuß der feurigen Reden des „Demosthenes", nicht dem des Feuerwassers selbst gegolten. Nach dieser erläuternden Erklärung über den nicht standesgemäßen, aber ihnen offenbar nicht weiter nachteilig gewesenen, Umgang der Jungens folge nun zunächst der Schluß des Briefes.

Wichtige Begebenheit.

Gestern hatten sämmtliche Stromer großen Commers, bey welchem der edle Demosthenes präsidierte. Da der Branntwein die sämmtlichen Commersierenden berauscht hatte, konnte sich Demosthenes nicht enthalten ein schönes neues Lied von einem sehr braven Manne vorzulesen, das besonders die Freuden des Lebens anbetraf und wovon folgende Stelle besonders auszuzeichnen ist: nemlich

Saure Gurken und Leberwurst
Sapperment ich habe Durst.

Es wurde von sämmtlichen Stromern mit Beifall aufgenommen und die Leyerkastenleute baten demüthig winselnd um dasselbe.

Alle grüßen Dich mein lieber Ferdinand, und wünschen Dir zu Deinem Geburtstage Glück. Lebwohl

und vergiß nicht
Deinem Dich innig liebenden Bruder
Carl Gustav Schwetschke.

Das „die Freuden des Lebens „derart besingende", schöne neue Lied" eines sehr braven Mannes mit der Hervorhebung von zwei berühmten eßbaren Erzeugnissen Halles (mit den sauren sind wohl Salz-Gurken gemeint) dürfte von dem Briefschreiber hergestammt haben.

Die folgende Stelle in einem Juli-Briefe Georgs weist ebenfalls mit romantischer Selbstironie auf eine Anwendung dieses leckeren

„Eß- und Trinkliedes" hin, wie auf Georgs, von der Gustavs etwas abweichende Geschmacksrichtung: „Vor kurzem waren wir in Nelben, um die Kirschzeit zu genießen. Auf der [Fuß-]Reise hin ging es gut, aber hierher schlecht; denn wir waren noch sehr ermattet von dem vielen Herumlaufen; jedoch erquickten uns zwei junge Pursche mit ihrem Gesang. Dies waren nehmlich Knaben, die die freien Künste (40) ausbildeten; ihr Gesang lautete ungefähr also: Schweinebraten, Leberwurst saperment ich habe Durst u. s. w." Hätte der Dichter in späteren Jahren sein Leben, wie Freund Hoffmann von Fallersleben das Seine, in die kindlichen Anfänge seines Dichtens hinein beschrieben, so wären auch diese, vielleicht allerersten Reimversuche, wie diejenigen Hoffmanns, (41) auf das gewissenhafteste der Nachwelt „voll und ganz" überliefert worden. —

Kaum haben wir so, wenn auch flüchtig, den, wie Georg ihn ebenfalls bezeichnet, „gutmütigen, edeln, menschenfreundlichen" Stromer-Kommers-Vorsitzenden inmitten seiner dichterisch verherrlichten „Freuden des Lebens" kennen gelernt und sind neugierig geworden, in den nächsten Briefen etwa weiteres Erheiterndes von diesem eigenartigen Freunde der Dichtkunst zu erfahren, so spielt er uns den Streich und stirbt! Georg berichtet bereits in einem Juli-Brief an Ferdinand, der Brave habe, was für seine ursprünglich bessere innere Grundlage spricht, „die freie Kunst" des Straßenmusicirens „auf- und sich fleißiger Arbeit hingegeben", aber sei davon „ganz mager" geworden. Der durch übermäßigen Branntweingenuß, verbunden vielleicht mit besonderen Entbehrungen des Hungerjahres 1817, geschwächte Körper war den Anstrengungen ungewohnter Arbeit offenbar nicht mehr gewachsen. Doch für diese Art von Tragik ist die übermütige Jugend nicht besonders empfänglich. Georg knüpfte an die Todesnachricht im November den kecken Witz, er vermute, daß die Sehnsucht nach dem „so weit entfernten Ferdinand, seinem besten Freund", ihn dahin gerafft habe. „Seine Gesellen jammern laut . . , die Wittwen und Waisen wehklagen und verzweifeln; Alles ist hier in der größten Unruhe! — —

Demosthenes ist nun tot und mit ihm alle Freuden,
Drum trink ich grünen Thee und lese Werthers Leiden."

Mit diesem spöttlichen Trostvers beruhigt er sich. Gustav aber, der bisherige wahrheitsgetreue sachliche Berichterstatter in seinen Briefen, wird gerade bei dieser ernsten Gelegenheit, seinen späteren besonderen Charakter als Dichter so im Voraus ankündigend, zum phantasievoll die ganze Persönlichkeit beleuchtenden dichterischen Schalk. Den Strohtod und das jedenfalls schlichteste, nüchternste Begräbnis ihres gemein-

samen Freundes dem Bruder schmucklos oder gar wehleidig mitzuteilen, widerstrebt seinem lebensfrischen, für Niedere zwar nicht gefühllosen, aber jetzt nur für homerisches Heldentum der Ilias schwärmenden und in humanistischem Geiste Heiteres mit Ernstem verbindenden Dichtergemüte. So erhält des Klein-Quartaners Brief mit der Todesnachricht folgende Gestalt, und aus dem seligen Straßenmusikus wird halb ein zürnender Achilleus, halb ein, aus Ilion-Halle mutig zur Schlacht hinauseilender, Hektor.

[4. Brief.] [November 1817.]

Dicker, heißgeliebter, wohlgenährter,
mit Back- und Schnautzbart wohl versehener
und, was das beste ist, munterer und gesunder
Carl Ferdinand Schwetschke, Halensis.

Einleitung.

Wie gehts, wie stehts, hat Löcher im Backen und Schu . .*) im Nacken!

Du wirst vom Schauder ergriffen werden, Du Ruhm von Halle, bey der traurigen Nachricht vom — — Tode des *Δεμοσθενς* [so!], des ruhmwürdigen, des göttlichen, ja was noch mehr ist, des unsterblichen. Nimmer wird sein Andenken bey uns verlöschen. Denn, wären es nur seine Heldenthaten, die schon verdienen ins Reichsargiv [so!] mit goldnen Buchstaben niedergelegt zu werden, so wär dieß schon genug ihm die Unsterblichkeit zuzusichern, so aber, es wird Dich nicht befremden, übertrafen seine Herzensgüte, sein Edelmuth, seine Humanität, seine Herzlichkeit, seine Empfänglichkeit für Freundschaft, kurz alles, was man nur mit dem Namen des Guten belegt, seine Kriegesthaten in einem hohen Grade. Die Art seines Todes und sein Begräbnis will ich Dir kurz beschreiben:

Lange schon glühte Demosth'nes d. Edle voll Zorn; denn schwer hatten ihn die Cröllwitzer Mistbauern beleidigt.**) Doch länger konnte er's nicht tragen, und zürnend also sprach er einst zu seinem Geliebten, dem langen Storchbein: Eile, mein Freund, ziehe die Rosse hervor, die unsterblichen, denn ich meine, sie sollen mich heut in die männerehrende Feldschlacht tragen. Aber den Krug auch bringe herbey, den mir edle Cönneraner [Gastfreunde aus der Stadt Cönnern im Saalkreis] scheidend als Gastgeschenk hinterließen, damit ich dem Jupiter opfere. Also sprach er, und der treffliche Freund eilte, das Gebotene zu erfüllen. Als nun der Selige aus dem Kruge ge-

*) Dieses und ein anderes unausgeschriebenes Wort weiter unten sind vom Briefschreiber selbst verhüllte derbe Ausdrücke.

**) Kröllwitz an der Saale, Dorf in der Nähe von Halle, durch seine 1716 angelegte Papierfabrik noch jetzt bekannt. Des Demosthenes Beleidigung war vielleicht im Zusammenhange mit dem erbitterten Gefecht vom Himmelfahrtstage 1816 erfolgt, welches die mit brennenden Tabakspfeifen die Haide gegen das Verbot der Forstbeamten besuchende hallische Volksmenge dem in Kröllwitz aufgebotenen Landsturm lieferte. (Vgl. Hertzberg 3, 445.)

sprengt hatte, rief er aus: ... „Vater Zeus, o verleihe mir glückliche Rückkehr und trage Verderben in der Barbaren ungeordneten Haufen!" Dann schwang er sich auf den Streitwagen, daß die eherne Rüstung klirrte und fuhr kampflustig aus dem Schieferthore [Skäisches Tor!]. Hier hatten sich schon unzählige Feinde gesammelt, um durch gewaltigen Andrang ihn zurückzudrängen; aber dieses nicht achtend, schwang er unaufhörlich die eschene Lanze und alle flohen ob seinem Wüthen, denn schon manches Herzblut hatte der Speer getrunken, und begierig nach neuem Morde verfolgte er die Fliehenden. Aber nicht mit dem Spieß that er dieß, sondern dafür diente ihm ein spanisch Rohr. Kaum sahen dieß die Barbaren, als sie sich umwanden [so!] und ihn fast mit einem Steinhagel bedeckten; zwar tödteten sie den Edlen nicht, aber stöhnend mit zerschmettertem Nasenbein und 3mal gebrochener Ribbe sank der Getroffene ohnmächtig hin. Sogleich sprangen die wilden Feinde herbey, um ihm die eherne Rüstung und das ganz neue Chemonsett [Chemisett] und den guten Castor [Hut von Biberhaaren] zu rauben, aber ein Gott verhinderte es, denn Zeus tödtete mit einem Blitzstrahl alle Gegner des Edlen, der sein Leben unter den Händen der trefflichen Freunde, die ihm zu Hülfe geeilt waren, aushauchte. — Der Leichnam des Seligen wurde in die Stadt gebracht, 3 Tage aufs Paradebett gelegt und dann auf solche Weise zur Erde bestattet:

1. Ein Herold mit dem Heroldstabe.
2. 6 Ehrenherren.
3. 1. Musikchor.
4. 6 Marschälle mit starker Pr. ...
5. Der Leichenwagen mit der Leiche. NB. Auf des Seligen Sarg lagen Castor, Speer, Rüstung, spanisches Rohr; — und seine Gattinn, die sich nicht von ihrem Gemahl trennen ließ, saß auf dem Sarg. NB. Glaubwürdige Nachricht.
6. Des Seligen Freunde und Verwandten.
7. 2. Musikchor.
8. Ein Herold
9. 12 Ehrenherren.
10. Des Seligen Rosse, seinen Streitwagen ziehend; Storchbein, der Wagenlenker, führt sie.
11. Seine Hunde und Miaukatzen, von 26 Marschällen geführt.
12. Volk der Wittwen und Waisen.
13. Die ganze Universität von Beelberg.
14. Der Ceremonienmeister.
15. Ein Herold.
16. 3. Musikchor.
17. 6 Herolde.
18. Reiter, so Gold und Silber unter das Volk streuen.
19. Race.

Ein wunderlicher Trauerzug von reichem Inhalt, der etwas näher zu betrachten ist!

Der Einteilung des tragikomischen, aus antiken und modernen Bestandteilen gemischten, Zuges liegt im allgemeinen die Ord-

nung bei einer feierlichen Studenten-Beerdigung zugrunde, wie sie im „hallischen Burschenkomment" aus dem Jahre 1795 angegeben ist. Ob eine solche Zugordnung noch zu Schwetschkes Jugendzeit bestand, ist mir nicht bekannt. Jener Burschenkomment aber, enthalten in den, auch in Schwetschkes Bücherei befindlich gewesenen: „Bemerkungen eines Akademikers über Halle" (42) bestimmt unter anderem: „Die Ordnung ist eben dieselbe, wie bei der Beerdigung eines Professors", d. h.: „die ein Trauerlied blasenden Stadtmusikanten, — hierbei das einzige Musikkorps — eröffnen den Zug", dessen 10 Gruppen durch wenigstens 14 studentische „Chapeaux d'honneur" (Schwetschke setzt dafür den deutschen Ausdruck: Ehrenherren) und „Marschälle" geführt werden. „Auf dem Sarge liegt, statt des Doktorhuthes der Fakultät beim Professorensarge", als kommentmäßige Ausrüstung eines flotten Burschen, „ein Federhuth, ein Staatsdegen, ein Paar Sporen und ein Paar Handschuhe". Die Leichenrede (über die der jugendliche Fabulant des Demosthenischen Leichenbegängnisses schweigt) erfolgte entweder vorher im Trauerhause oder, nachdem der Verstorbene auf die beschriebene Art „zur Erde bestattet" (s. oben) war.

Nun zu einigen Gruppen noch einige wünschenswerte oder notwendige Bemerkungen. Gruppe 12, das „Volk der Wittwen und Waisen", vielleicht besonders zahlreich von Opfern der Befreiungskriege, scheint ebensowohl gefolgt zu sein zu Ehren des menschenfreundlichen Verstorbenen (vgl. auch S. 55), der sie mit geflügeltem Wort öfter beklagt haben mochte, wie zum Troste seiner Witwe. Daß der erdichtende Berichter ihr Sitzen auf dem Sarge des Eheherrn nur einer glaubwürdigen Nachricht zufolge, nicht aus eigner dichterischer Anschauung, wie die übrigen Teile des Zuges, mitteilt, ist ein kleines Herausfallen aus seiner Rolle. —

Unter der nächsten Gruppe, Nr. 13 „Die ganze Universität von Beelberg", sind zu verstehen „ein Dutzend und mehr magerer, senkrückiger Saumpferde, welche in schwerfälligem Gänsemarsche von einem Knechte in bocksledernen Unaussprechlichen geleitet, die Mehlsäcke aus den Mühlen (des Dorfes Böllberg) in die einzelnen Backhäuser der Stadt trugen"(43). Sie hießen im Volksmunde „die Böllberger Studenten". Denn mit diesem Zuge der Saumtiere verglichen offenbar die zum Spott aufgelegten Hallenser Korps (44) und die Bürger die vielen fleißigen, aber armen Theologie Studierenden, welche, „in langen Reihen, schmutzig und gedrückt, vom Waisenhaus in die Kollegien und von den Kollegien ins Waisenhaus zurückzuziehen pflegten", (45) wo sie, um 1795 über 150 an Zahl, gegen freie Kost Unterricht erteilten.

Bei der 18. Gruppe, den „Gold und Silber unter das Volk streuenden Reitern", schwebte dem jungen belesenen Briefschreiber wohl der Erbschatzmeister des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation als Vorbild vor, der zum amtlichen Schluß der öffentlichen Krönungsfeierlichkeiten in Frankfurt am Main aus einem Paar prächtig gestickter Beutel, die anstatt der Pistolenhalfter zu beiden Seiten des Sattels hingen, von seinem Rosse herab rechts und links Gold- und Silbermünzen in die Volksmasse freigebig ausstreute. So berichtet es bebekanntlich Goethe gegen Ende des 1. Teiles von „Aus meinem Leben" bei der Krönung Josefs II. —

Die letzte Gruppe endlich ist das, der sogen. „schönen Leiche", d. h. dem stattlichen Leichenzug, nachdrängende schaulustige Straßenvolk (meist wohl entsprechend dem genußgierigen Pöbel in der Goetheschen Beschreibung). Es ist das Publikum des einstigen Straßenmusikanten, das dieser, gehänselt von ihm, nicht selten selbst mit dem hallischen Ausdruck der Verachtung „Race"! (s. v. w. entartete Rasse) bezeichnet haben mag. Jetzt aber werden, o edle Rache des Menschenfreundes oder der Seinigen!, bei dem Verstummen seiner Kunst den Trauernden zur Aufheiterung, den Bedürftigen zur Unterstützung noch klingende Andenken an ihn gespendet.

Es folgen nun im Briefe drei humoristische Federzeichnungen Schwetschke's, die, wenn auch grob nur umrissen, doch charakteristisch sind. Sie haben die Überschriften:

„Des Seligen Leichenstein."

Auf einem obeliskartigen Grabstein die unbekleidete Büste, Seitenansicht nach links, das Haupt bedeckt von einer großen mit zweifachem antikem Lorbeerkranz umwundenen Schirmmütze; am Unterbau die Inschrift:

> „Aus Achtung und Liebe widmen dieses Denkmal dem unsterblichen Demosthenes dessen Freunde. Halle 1817".

„Portrait des Seligen".

Gutmütiges Lächeln verklärt, wie bei der Denkmalsbüste, das rundliche Antlitz des Menschenfreundes. Hervorzuheben ist hier die rein antike Auffassung. Der dreifache Kranz erinnert an die Form der corona civica, der Bürgerkrone, und über Schultern und Brust zeigt sich der Ansatz antiker Gewandung, (s. Bild zu S. 53.)

„Portrait seiner Wittwe".

Ebenfalls mit einfachem Gewande. — Im Übrigen beide ähnlich zwei früher beschriebenen Zeichnungen Georgs.

Die Beschreibung der Demosthenischen Todes-Schlacht und des feierlichen Leichenzuges endigt in einiger Selbstzufriedenheit des Schreibers also:

> „Nun mein lieb Brüderlein, gelt, das will Dir gefallen? Du bist doch noch immer der alte, brave Ferdinand".

Ferdinand, ebenfalls satirisch-humoristisch und selbst mit hübschem Zeichentalent veranlagt, schreibt auch dem Vater, daß die Briefe und Zeichnungen der Jungens vom „Volkshelden" D. ihn sehr ergötzt hätten.

Wir aber müssen auf die übermütige, schnell hingeworfene Burleske mit einem Schlußwort nochmals kurz zurückkommen, da der junge Briefschreiber hier zum ersten Male ein von ihm später wiederholt mit Glück angebautes Feld betrat.

Es ist wohl nicht bloß als etwas Zufälliges und Kindliches zu betrachten, sondern als ein Vorzeichen für die ganze spätere Art des Schwetschkeschen Genius, daß er dem ihn, wie seinen Bruder und Freund, jedenfalls monatelang erfüllenden romantisch-ironischen Verhältnis zu dem gefeierten Verstorbenen in seiner briefstellerischen Apotheose oder Heroisierung keinen romantisch krankhaft trüben, sondern einen zwar travestierenden, aber doch gesunden, ganz klassisch heiter abschließenden Nachklang widmete, einen Nachklang, wie er gleicherweise in seiner angeborenen Geistesrichtung und in seiner gymnasialen Ausbildung begründet lag.

Die possenhafte wirkende Vermengung homerischer Darstellungsart (Homer hatte der Quartaner aus den ewig jungen Becker'schen „Erzählungen aus der alten Welt" oder der Vossischen Übersetzung der Ilias kennen gelernt) mit modernen sachlichen und jetzt nicht mehr genau erkennbaren persönlichen Bezugnahmen übt auch noch auf unsere Lachmuskeln ihre Wirkung aus. So die Zusammenstellungen der homerischen „eschenen Lanze" mit dem „spanischen Rohr", dem Spazierstock des uns in seinem etwaigen wirklichen Heldentum nicht näher bekannt gewordenen Helden; und der, diesem besonders teuern Gegenstände: des „ganz neuen Chemonsetts", sowie des „guten Castor"-Hutes mit der „ehernen Rüstung". Für das moderne Gefühl muß ja zuerst das Hineinbringen komischer und entweihender Bestandteile gerade in ein Leichenbegängnis verletzend wirken: das Aufführen der Hunde und

„Miaukatzen" mit der auffallend großen Zahl von Marschällen, der vierbeinigen „Studenten", der Gold und Silber unter die Menge streuenden Reiter. Es ergibt sich jedoch bei näherem Zusehen, daß mit Anbringung dieser Züge der junge Freund des Altertums dem Bilde vielleicht unbewußt die richtige humanistisch-heitere Färbung gegeben hat. Denn auch bei den großen römischen Leichenbegängnissen sprach in Berücksichtigung der vollen Menschlichkeit, sowohl des Verstorbenen, wie der zuschauenden Volksmenge — zur wahren Kennzeichnung jenes, wie zur Belustigung dieser — eine im Zuge mitschreitende Mimenschar nicht bloß auf den Verstorbenen passende Stellen tragischer Dichter, sondern stellte auch komische Szenen dar, in denen sogar wohl ziemlich drastisch und Lachen erregend die Sonderbarkeiten im Charakter des von einem Schauspieler nachgeahmten Abgeschiedenen verspottet wurden. (46) Und nichts anderes, als die Verspottung von Sonderbarkeiten des Originals der Universitätsstadt hatten ja die mehrfachen komischen Bestandteile seines Leichenzuges zum Zweck; — eines hallischen Originals, das vielleicht an ein etwas späteres heidelberger, den uns im Konterfei erhaltenen „alten Diehl", (47) jenen zugrunde gegangenen Nadler von Profession, erinnern mag, dem die ihn aufziehenden Studenten den Beinamen „Hofrat" gegeben hatten, da er sich immer in gelehrten Reden bewegte, deren Unsinn er mit einer Menge unrichtiger Fremdwörter zu würzen pflegte.

Der Brief schließt:

Wir haben einen neuen [Stuben-] Cameraden an Herrmann Schnee*) gekriegt, der diese Michaelis hier auf die Schule gekommen ist. Schreibe ja, wenn Du Zeit hast, bald wieder, denn es freut mich immer, wenn es heißt, von Nando de la Cocha ist wieder ein Brief angekommen. Der meinige wird Dir wohl ein wenig Unterhaltung gewähren. Lebwohl, lieber Bruder, ich bin

Dein Dich liebender Bruder

C. G. Schw.

[5. Brief.] Halle, den 10ten Febr. 1818.

Geliebter Bruder,

Nichts konnte mir erfreulicher seyn, als daß Du gesund und wohlbehalten in das neue Jahr eingetreten bist, welches Du, wie ich von Herzen wünsche und hoffe, ebenso, wie jenes verflossene, verleben mögest.

---

*) Später Kreisgerichtsrat in Potsdam, Sohn des Predigers Schnee in Schartau b. Burg a. d. S., eines erfolgreichen land- und hauswirtschaftlichen Schriftstellers des Verlages von C. A. Schwetschke. Sein Buch „Der angehende Pachter" erschien 1836/37 in 4. Auflage.

Sohn des Kreisgerichtsrates ist der bekannte Landschaftsmaler Prof. Hermann Schnee in Berlin.

Was die Weihnachtsgeschenke anbetrifft, über welche Du Auskunft zu haben äußertest, so sind diese mir mehr als je erfreulich gewesen, indem ein Dukaten von der guten Tante Zehner an der Spitze der Geschenke stand, woraus Du auf die andern schließen kannst, weil ich Dir durch die Herzählung derselben Langeweile zu machen befürchten muß. Übrigens aber ist mir jedes sehr willkommen gewesen. Das neue Jahr habe ich glücklich betreten und ich befinde mich jetzt noch vollkommen wohl. In dem Klavierspiel bin ich auch bey unserm guten Focke, der Dich grüßen läßt, weiter vorgerückt und in Hinsicht auf die Schule bin ich jetzt ein Klein-Quartaner und hoffe auf Ostern mit fortzukommen. Am 6ten wurde das Geburtsfest der lieben Großmutter recht fröhlich begangen, und Du kannst nicht glauben, wie sie sich über Deinen Brief gefreut hat, welchen die Mutter unter die Serviette, wie Du es wünschtest, gelegt hatte. Auch der Großvater fand 42 Thlr., welche er in der Lotterie gewonnen hatte, auf dem Teller, indem das Geld an den Vater, welcher 60 Thlr. gewonnen hat, geschickt war und dieser es, um dem Großvater diesen schon so erfreulichen Tag noch mehr zu verschönern, bis dahin aufgehoben hatte. Die Tante aus Nelben befindet sich jetzt schon seit 8 Tagen hier und wird auch noch einige Wochen verweilen. Alles ist noch in der alten Ordnung, allein gestern, als den 9ten Abends um 11 Uhr raubte uns der Tod unsre liebe Tante Zehner*), nachdem sie viele Wochen auf dem Krankenbette zugebracht hatte; sie starb an Entkräftung in ihrem 80ten Lebensjahre mit dem Bewußtseyn, ein reines und schuldloses Leben geführt zu haben. Den Donnerstag wird sie beerdigt werden. Übrigens befinden sich Alle wohl und lassen Dich Alle grüßen, ich aber bleibe

Dein Dich liebender Bruder
Carl Gustav Schwetschke.

NB. Grüße die ganze
Unzersche Familie.

[6. Brief.] Halle d. [25.] April 1818.

Geliebter Bruder,

Du wirst es mir verzeyhen, daß ich schon so lange nicht an Dich geschrieben habe, indem, während meines letzten Briefes bis zum Anfang der [alljährlich um Ostern in Leipzig behufs Jahresabrechnung stattfindenden deutschen Buchhändler-] Messe theils nichts Wichtiges vorgegangen ist, und ich auch theils wußte, daß Herr Unzer nach Leipzig kommen würde, welcher die Güte haben wird, Dir diesen Brief zu übergeben. — Wir beyde, Georg und ich, wohnen jetzt auf Deiner sonstigen Stube allein, indem der Studiosus Schnee auf eine andere gezogen ist. —

*) Verwandte der verstorbenen Witwe Hemmerde und Erbin ihres Mitbesitzes am Geschäft, das bis zu ihrem Tode auf gemeinschaftliche Rechnung geführt wurde, und Haus. Sie stand der Familie Schwetschke sehr nahe, daher von den Kindern „Tante" genannt, und Vater Schwetschke schloß die Mitteilung ihres Todes an Ferdinand mit den ihn selbst und sie ehrenden Worten: „Du weißt, in welchem engen Verhältnis ich mit ihr stand und daß, je früher und eher sie starb, desto größerer Gewinn in pekuniärer Hinsicht für mich daraus entstand; aber ich segne nicht deshalb ihre Asche, sondern mit reinem Gefühl, nie auf ihren Tod gewartet zu haben." Er erhielt nun die Handlung mit Haus und Nebenhaus zu alleinigem Besitz.

Die Ferien haben wir meistentheils in Nelben zugebracht, wo uns Hagemann major sowohl als Hagemann minor sehr ergötzt haben. Diese beyden Jünglinge berechtigen Nelben ganz zu den Hoffnungen, die man von ihnen hegt, und nur Niederträchtige und Neider sind es, welche das Verdienst verdunkeln wollen, welches diesen braven jungen Leuten im höchsten Grade gebührt. Wären dieselben nicht fromme und andächtige Christen, so würde man gewiß nicht zweifeln, daß sich Jupiter wie ehemals vom hohen Olympos zu einer Nelbenschen Schönheit in Schwanesgestalt herabgelassen und mit derselben diese zwey Brüder gezeugt hätte; und ich läugne es nicht, daß hierüber mein Geist noch in schweren Zweifeln befangen ist, indem diese beyden Brüder eine so zärtliche Neigung zu einander haben, deren kein sterbliches Herz fähig ist, und indem besonders Hagemann major, denn senior wage ich ihn nicht zu nennen, weil er nicht nur an Geistestalenten, sondern auch an Körperstärke und an riesiger Länge vor seinem Bruder hervorragt, in der Gesichtsbildung und im Gange viel Ähnlichkeit mit einem Schwane, oder vielmehr mit einer Gans, da hier die Gänse üblicher als die Schwäne sind, besitzt, welches aber auch dem Hagemann minor nicht fehlt. Übrigens muß man nicht glauben, daß ich hierdurch die Verdienste des Letzteren schmälern will, denn war es nicht ein P. Cornelius Scipio Aemilianus Africanus minor, welcher sich der Zerstörung Carthagos, dieser mächtigen Nebenbuhlerin Roms, rühmt? Und wirklich geht jetzt H. minor mit Plänen, die Zerstörung Nauendorffs [des nelbischen Nachbardorfes Strenznaundorf] betreffend, schwanger, denn diese wortbrüchige Stadt, im hiesigen Dialekte Dorf genannt, hat ihn aufs empfindlichste beleidigt. Man höre hier die genaue Beschreibung davon.

Ein Seitenstück von im ganzen heiterer Natur zu Demosthenes' Todesschlacht und Leichenzug — so könnte man die spannende Schilderung des Groß-Quartaners von siegreichen Kämpfen der nelbischen gegen die naundörfer Dorfjugend nennen. Auch hier sieht man, fast durchgeführter, als vorhin, wie der Briefschreiber als echter Gymnasiast früherer Zeiten bereits sich mit einer gewissen sicheren Freude und Nachempfindung in der antiken Gedankenwelt bewegt und Parallelen zu seiner Gegenwart zieht*).

Nach einer heißen Feldschlacht in Nelbens Gefilden, in welcher Hagemanns majoris et min. Muth und eiserne Tapferkeit über die Feigheit der Feinde triumphirt hatte, war ersterer durch einen Steinwurf tödtlich verwundet worden, und da man ihn für todt hielt, schwur der andere Bruder bey den Manen des Gefallenen, diese Stadt zu zerstören und führte auch schon seine Völker gegen sie, als die Nauendorffer baarhaupt und baarfuß erschienen, ihre Wermechen [Würmchen] (Kinder) zu dem blauen Aether emporgehoben und die Großmuth des Siegers um Schonung anflehend. Noch war dieser unschlüssig, was er thuen sollte, als aber die Nachricht kam, sein edler Bruder sey wieder

*) Ad. Harnack in seiner Rede über die „Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit" am 29. 11. 1904 im Wilhelms-Gymnasium zu Berlin vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums.

lebendig geworden, verzieh er großmüthig der Stadt und legte ihr nur einen geringen Tribut zur Strafe auf. Ermattet zogen die Nelbenschen Krieger zur Heimath und überließen sich sorglos dem Schlummer, als der Feind, ehe noch Aurora sich vom Lager des Thiton erhoben hatte, raubend und belkend (schreyend) zu den Thoren Nelbens hereinbrach; und sicher wäre es verloren gewesen, wenn nicht Hagemann minor, durch böse Träume aufgeschreckt, dieses Scandal erblickt hätte. Mit schneller Besonnenheit wirft er sich, da die Rüstung dem Waffenschmidt wegen der Ausbesserung der Schäden in der gestrigen Mordschlacht übergeben war, in das, reich mit Gold gestickte, Jagdhabit, besteigt einen Ziegenbock von auserlesener Stärke und Größe und ordnet schnell die Reiterey, die er durch einen Herold hat zusammentrompeten lassen, befiehlt dann dem Fußvolke, die Ausgänge des Kirchhofes und die Hauptstraße, welche das Haus des Ludimagister von dem des edlen Feldherrn trennt, zu besetzen und dem Feind, den er herbey treiben wolle, mit vorgehaltenen Piken zu begegnen. Nun zieht er und mit ihm seine Gefährten den Pallasch und sie dringen in geschlossnen Gliedern mit Hurraruf dem Feind, der sich schnell geordnet hat, in Rücken und treiben die Nauendorffer in die verhängnisvolle Hauptstraße, wo sie dem Fußvolke in die Lanzen rennen.

„Nicht vorwärts konnten sie und nicht zurück,
„Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
„Da rief Herr Ha'mann ihrem Führer zu,
„In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben.*)

Doch dieser, wüthend und verzweifelnd, spornt den Bock in die Wampen (Seiten) und dringt auf die feindlichen Reiter an, allein sein schwarzes Geschick ist nahe; durchbohrt von des edeln Hagemanns Spieß haucht er sein Leben aus und mit ihm die ganze treulose Schaar. Doch gelang es einigen, die Mauer des Kirchhofes zu übersteigen und zu entfliehen, allein der tapfere Heerführer schneidet diesen mit seinen Reiterschaaren den Rückweg ab und nimmt sie gefangen. Triumphirend mit Sieg und Preis gekrönt zieht der edle Streiter in Nelben ein und wird nicht unpassend, ebenso wie Camillus mit dem Beynamen eines Romulus, eines Erhalters der Stadt und eines zweiten Gründers derselben, belegt. Hagemann Major, der durch die empfangene Wunde zum ferneren Kriegsdienste unbrauchbar gemacht ist, arbeitet jetzt im Kabinette**) und legt eine Sammlung von antiken Steinen u. s. w. an, um die Sammlung, welche die Akademie besitzt, deren Ritter er ist, zu bereichern. Hagemann Minor ist jetzt zum ersten Feldherrn der Republik ernannt und ist eifrig damit bemüht, Belagerungsmaschinen zu erbauen, mit denen er binnen 2 Monaten Nauendorff zu erobern gedenkt.

Gneist ist mit der Scheuffelhut verlobt, die übrigen Neuigkeiten wird Dir Georg geschrieben haben. Alle lassen Dich grüßen. Lebwohl

Dein treuer Bruder
C. G. Schwetschke.

NB. Grüße an Madame
Unzer u. Kinder.

---

*) Nach Schiller, Wallensteins Tod 4, 10.

**) Das Arbeiten eines durch eine Wunde für den Kriegsdienst unfähig gewordenen Heerführers im (königl.?) Kabinette. — Anspielung auf die Befreiungskriege?

B. Briefe nach St. Petersburg.

[7. Brief.] Halle, den 22ten Jul. 1818.

Lieber Bruder,

Nichts konnte mir wohl erfreulicher seyn als Deine glückliche Ankunft in Petersburg, und ich wünsche, daß Du ebenso glücklich und fröhlich, und mit eben den gegründeten Ansprüchen auf des Vaters Wohlwollen und Liebe gegen Dich die Stadt verläßt, mit welchen Du sie betratest. Wichtige Veränderungen sind hier nicht vorgefallen, alles befindet sich wohl und grüßt Dich herzlich.

Neulich sind Georg und ich in Nelben gewesen, wo wir alles gesund antrafen. Des Onkels Bibliothek wächst gewaltig, und auch seine Portrait-Sammlung, welche erstere er zu vermehren in Halle gute Gelegenheit fand, da der Vater sehr viel Makulatur machen [unverkäufliche ältere Bücher ausscheiden] ließ, was ich auch zur Vergrößerung der meinigen benutzte, indem oft unter den alten Sachen manches gute, ja sogar klassische Werk war, z. B. die Fabeln des Burkard Waldis*), mehreres von A. Haller**) usw. Wir baden uns, wenn es das Wetter verstattet, jetzt fast täglich, was Du vielleicht in der Newa auch thun wirst. Die Halloren haben dieses Jahr ein Brett sowohl, als eine Laube errichtet, und ich springe, sowie schon vor zwey Jahren, rüstig hinab und schwimme jedesmal, wenn ich bade, zwey bis drei, ja selbst viermal über die Saale. Gestern sprach Pfahl [Vgl. S. 52] mit mir und erinnerte sich Deiner mit herzlicher Freude, trug mir auch auf, sobald ich an Dich schriebe, Dich von ihm zu grüßen, wozu ich alleweile die beste Gelegenheit habe.

Die übrigen Stadtneuigkeiten, vorzüglich aber die Bälle, Verlobungen und dergleichen wichtige Sachen, wirst Du schon von Carolinen und aus dem Wochenblatt erfahren haben, da mich dergleichen Dinge nicht sehr interessiren. Focke wird wahrscheinlich zu Ostern eine Predigerstelle in den Bernburgschen Landen bekommen, welches ihm der Fürst selbst versprochen hat, weswegen er jetzt außerordentlich fleißig ist und seyn muß und uns aus Mangel an Zeit die Klavierstunde hat aufsagen müssen. In der Schule geht alles noch recht gut, ich sitze in Groß-Quarta und hoffe auf Michaeli Klein-Tertianer zu werden.

Alles ist nochmals wohl und grüßt und küßt Dich herzlich,

sowie

Dein Dich liebender Bruder
Carl Gustav Schwetschke.

[8. Brief.] Halle, d. 22ten September 18.

Mein theurer Bruder,

Es hat mir sehr Leid gethan, daß Du im künftigen Jahre nicht zu uns kommen wirst, sondern daß wir an Deiner Statt Georgs Vater sehen werden, auf dessen Ankunft Georg sich sehr freut. Gestern ist der Onkel Daniel von Nelben angelangt, da er der goldenen Hochzeit der Großeltern

*) Dichter und Erzähler des 16. Jahrhunderts. — **) Albrecht v. H. 1708—77.

[am 22. August] nicht beiwohnen konnte (wegen einer Synode). Der Herr Prediger Schnee hat Georgen und mich auf diese Ferien nach Schartau eingeladen, und wir werden wahrscheinlich künftigen Freitag, wo auch das Examen auf der latein. Schule seyn wird, mit Hermann und einem Vetter Schnee abreisen. Ich hoffe diese Michaelis nach klein Tertia zu kommen; Neuigkeiten anderer Art siehe: Karolinens Brief. — Alles munter, Alles läßt grüßen, lebwohl lieber Bruder,

Dein
C G Schwetschke.

NB. Die Mutter Reicheln wird bald in das, der Tante Zehner angehörig gewesene Haus ziehen, das stattlich erneuert ist.

[9. Brief.] Halle, d. 7ten D[ezember] 1818.

Lieber Ferdinand,

Wenn Dir's wohl geht, freut es mich, ich befinde mich noch wohl.

Vielleicht wird es Dir unangenehm seyn, wenn ich Dich mit Errathung eines Wunsches belästige, jedoch kannst Du die Aufgabe leicht lösen, da Du schon 2 Jahre von Halle weg bist — — — — ! Lebe wohl

Dein Bruder Gustav.

Mit dieser von inniger Bruderliebe zeugenden treuherzigen Rätselaufgabe voll wehmütig angehauchter Sehnsucht nach dem schon so lange — und wer weiß wie lange noch! — Entfernten schließt die den Knaben mit voller Unmittelbarkeit kennzeichnende Briefreihe.

Vorgreifend mag hier erzählt werden, daß Gustav doch die Freude hatte, im nächsten Jahre den sich ebenfalls heimwärts sehnenden Bruder kurz zu begrüßen. Denn Ferdinand, der erst über Breslau nach Wien in die Geroldsche Buchhandlung gehen sollte, mußte der Erkrankung eines Gehilfen wegen vor Ostern 1819 nach Halle zur Unterstützung des Vaters bei den Meßvorarbeiten zurückkehren, begleitete diesen nach Leipzig und ging dann auf ein Jahr nach Wien.

Die Selbstschilderung Schwetschkes in seinen Briefen von seinem Wesen, Leben und Treiben in jener Zeit vervollständigen noch einige Stellen in gleichzeitigen Briefen anderer. Zunächst die frischen und anschaulichen Mitteilungen Georgs an Ferdinand über gemeinsame Fecht- und Tanzübungen. Vom Fechten berichtet er einmal (April 1817): am Morgen als Gustav und er noch in den Betten lagen, sei jemand

aus dem Geschäft eingetreten um sie im Scherz durchzuprügeln. „Aber das bekam ihm schlecht; denn wir sprangen auf, griffen nach den Rapieren, welche wir in Stand gesetzt haben, und hauten ihm gewaltige Schulterquarten, so, daß er zur Tür hinaus mußte. Schnee lehrt uns täglich fechten, worin wir schon sehr weit gekommen sind. Neulich habe ich mich mit Ludwigen duelliert, wobei ich Ludwigen eine gewaltige Schlenkerprim(48) versetzte". Noch lebhafter war es meist in der jedenfalls nur für Knaben eingerichteten Tanzstunde (Juli 1817): „Du wirst doch wissen, daß wir Tanzstunde haben; hier geht es nun sehr flott zu, Monsieur Langerhans [der Universitäts-Tanzmeister] wird manchmal [aus Ärger über die wilden Tanzschüler] verrückt. Neulich, da die Tanzstunde bei uns war, machten wir ungeheuren Skandal, bis endlich Dein Vater [kam] und Ruhe stiftete". — —

Wichtig ist ein Brief des Vaters an Ferdinand vom 20. 11. 1818. Er berichtet von Gustavs Begabung für freie dichterische Übertragung. „Das Geschwister" [Caroline und Gustav] sagt der Vater, „hat Dir wieder schreiben wollen, wird aber dießmal nicht dazu kommen können. Gustaf [so, nur einmal mit v, schreibt er stets], jetzt der kl. Tertianer, macht seine Sache sehr brav in der Schule. Letzt hat er sogar Aufsehen unter den Lehrern mit einer freyen Übersetzung aus Virgils Aeneis, in Versen, die aufgegeben war, gemacht, da die Seinige den Preiß vor allen übrigen davongetragen hat. Prof. Lange(49) hatte Abschrift davon genommen, die er mir mitteilte und die auch mich in Erstaunen gesetzt hat, da Geist, Genie und ein Schwung der Ideen daraus hervorgehet, der Dichter-Talent verräth. Natürlich", setzt der verständige Vater hinzu, „daß ich mir gegen ihn nichts davon merken lasse, damit der jugendlichen Eitelkeit in keiner Weise gefröhnt werde". Der junge Dichter selbst aber, der wohl dem Vater über seinen Erfolg nichts berichtet hatte, schien glücklicherweise nicht eitel zu sein, wie aus dem Schluß des Briefes hervorgeht: „Lasse auch Dir nichts davon merken, aber frage gelegentlich ihn, was seine Muse macht, und suche ihn zu gewinnen, daß er Dir etwas davon mittheile, denn er ist sehr geheimnißvoll". Es regte sich nun schon in ihm die stille Liebe des Künstlers zu seiner Muse. Wenn einige Wochen später die Mutter meint: „Gustaf ist sehr fleißig und studiert immer auf den Paster los" — so ist es wohl möglich, daß dies das damals vorschwebende Ziel des jungen Musenfreundes war — nach einem damals nicht ungewöhnlichen elterlichen, hauptsächlich mütterlichen, vielleicht auch eigenem flüchtigen Wunsch in der vorzüglich theologischen Universitätsstadt, bei der pastörlichen Verwandtschaft des Onkels Daniel und bei anderen

theologischen, auch Professoren-Bekanntschaften des Vaters, der z. B. dem liebenswürdigen Prof. Vater in Halle und Königsberg nahe gestanden. Die Mutter schließt ihren Brief: „er ist auch Groser [größer] wie ich aber noch so wohl und dick [wie früher]. Georg ist immer noch der alte der Grost aber von allen".

Aus den Selbstzeugnissen Schwetschkes und den Zeugnissen anderer geht klar hervor, daß er in jenen Schuljahren ein körperlich, gemütlich und geistig hervorragend gesunder Mensch mit guten, wenn auch durchaus nicht Wunderkinds-, Anlagen nach jeder dieser Richtungen hin war. Genußfreudige, mitunter derb-realistische Keime zeigen sich hier in gesunder Mischung mit idealistischen Kräften.

In dieser Beziehung will ich nur hervorheben seine Vorliebe für Offenheit und Gradheit, die sich in der Mißachtung des „tückischen und kriechenden Bengels" (im 1. Briefe) ausspricht; seine hohe verehrungsvolle Achtung vor dem Vater und seine trauliche, zärtliche, ohne viele Worte an mehreren Stellen seiner Briefe hervortretende, Liebe zu dem Bruder, die über das Grab der Beiden hinaus von ihm treulich gehegt wurden; endlich seine Hochschätzung eines reinen und schuldlosen Lebens, die er beim Tode der hochbetagten „lieben Tante Zehner" zwar mehr kindlich dem elterlichen Urteil wohl nachsprach, die sich jedoch noch in späteren Jahren als bewußte Anerkennung von Seelenreinheit äußerte, indem er z. B. einen Schwager [Hermann Kirchner], der als Mensch sein Vorbild sei, und ein Paar Freunde [die Proff. Haym und G. Hertzberg] mehrfach neidlos als animae candidae [reine Seelen] rühmte. Das Höchste am Menschen sind ihm nicht Heldentaten allein, sondern alle Eigenschaften, die man nur mit dem Namen des Guten belegt. So hat auch sein Spott, der den guten Kern der Verspotteten überall anerkennt, nichts Verletzendes. Die stark sich zeigende Vorliebe für schöngeistiges und geschichtliches Schrifttum deutscher und fremder Sprache und das sich andeutende künstlerische schrifttümliche Schaffen bildeten ja später den geistigen Hauptinhalt seines Daseins. Indem ich nur kurz auf die Einflüsse Homers und des Schillerschen Wallensteins hinweise, anderer deutscher Schriftstellernamen nicht zu gedenken, muß ich noch einen Augenblick bei seinem Verhältnis zu Goethes Cellini verweilen, von welchem der Knabe, der ihn in wenigen Tagen verschlang, berichtet, daß er ihm „recht gefällt". Auch den reifen Mann noch zog die Erinnerung an die eigenartige Lebensbeschreibung, deren Bearbeitung einen Goethe viele Jahre lang fesselte, so an, daß er sie dem Verfasser dieses Buches als Knaben zum notwendigen Lesen empfahl. Der fast allzu offnen

Darstellung, menschlicher, wilder Leidenschaften, welche das Herz dieses Florentiners aus dem rauhen 16. Jahrhundert durchtobten, aber gemildert auch im kühleren Klima und in verfeinerten Zeiten sich finden und ewig finden werden, — sie wird auch den nichts Menschlichem sich fremd fühlenden Schwetschke bezaubert haben. Denn trotz seiner bürgerlich sittlichen, ja später teilweise geschäftsmännisch nüchtern angehauchten Lebensanschauung und Führung, trotz ehrlicher, unermüdlicher Versuche seit seinen Mannesjahren, mit praktisch philosophischem Willen seiner Leidenschaften Herr zu bleiben, bäumten sich diese doch noch lange z. B. mitunter als große Heftigkeit und Jähzorn im häuslichen Kreise empor. Auf das bildsame Gemüt des leidenschaftsloseren Knaben aber sind vielleicht die Worte in der Vorrede des italienischen Herausgebers der merkwürdigen, fast zwei Jahrhunderte nur handschriftlich umlaufenden Lebensbeschreibung nicht ganz ohne Eindruck geblieben: „Indem man so deutlich sieht, in welche Gefahr und Verdruß allzu offnes Reden, rauhe, gewaltsame Manieren und ein unversöhnlicher Haß, welche sämtlich unserm Verfasser, dem das Bild sittlicher Vollkommenheit beständig als ein unerreichbares vor Augen schwebte, nur allzu eigen waren, den Menschen hinführen können, so zweifle ich nicht, daß das Lesen dieses Buches einer gelehrigen Jugend zur sittlichen Besserung dienen und ihr eine sanfte, gefällige Handlungsweise, wodurch wir uns die Gunst der Menschen erwerben, empfehlen werden". Von der freien, bündigen und eigentümlichen Schreibweise Cellini-Goethes glauben wir außerdem die Spuren in dem größten Teile der Briefe wieder zu finden, und der „brave Mann" des 3ten Briefs erinnert möglicherweise an diesen im Buche oft gebrauchten Ausdruck.

Um endlich die Reihe dieser brieflichen Mitteilungen aus dem häuslichen Kreise abzuschließen und zugleich das damalige Bild des Familien- und häuslichen Lebens zu vervollständigen, soll noch die Beschreibung mitgeteilt werden, die die Mutter in ihrer bereits angeführten, jetzt für die Tochter eines „vornehmen Buchhändlers" wohl unmöglichen, früher aber nicht allzu verwunderlichen Rechtschreibung (50a) von ihrer 16jährigen Stieftochter, der Schwester Caroline, für Ferdinand entwirft. Die Hauptregel der mütterlichen Schreibkunst war offenbar: Schreibe wie Du hallisch sprichst. Außer den Hauptwörtern werden auch die Haupteigenschaften groß, und Doppelvokale nicht, Satzzeichen nur selten geschrieben: „Du wielst gern was von Carolinen heren da kann ich dier den sagen das ich sehr mit ihr zufrüten bin den sie ist fleisig und Gut, auf den Ballen [Bällen] spielt sie keine ganß umbe-

teitende Rolle und mach [mag] manchmal woll bei mangen Neit erträgen sie ist Groser wie ich und dabei doch Stark, sie haben sie über alle gern, ihr Spielen setzt [setzt] sie ümmer noch fort und hat iestz [jetzt] einen rechten guten lehr-Meister, in Singen hat sie auch under richt bei der Weiman da würd aber nicht viell werden, weil sie nicht viel anlage dazu hat". — Selbstverständlich war die Grundlage der Ausbildung Carolinens nach alter guter Sitte eine wirtschaftliche, aber auch dem Vater mußte sie in Zeiten der Geschäftsüberhäufung vor der Leipziger Buchhändlermesse Abende lang angestrengt beim Ausschreiben der massenhaften Buchhändler-Rechnungen helfen, — wobei denn einmal der Rest von Punsch zur Stärkung genossen wurde, der von der letzten regelmäßigen „Autoren-Abfütterung, bey welcher es fröhlich herging", übrig geblieben war.

In diese oft so heitere, ausgelassene Knabenzeit Schwetschkes fielen drei auf ihn besonderen Eindruck ausübende, trübe Familienereignisse und ihre bedeutsamen geschäftlichen Folgen.

Zunächst starb am 8. November 1818 der gute 73jährige Großvater Gebauer an Altersschwäche. Der Vater schloß seine Mitteilung davon an Ferdinand mit der gewiß auch seinen andern Kindern gegebenen Mahnung: „Lasse Dir das Beispiel Deines Großvaters den Sporn seyn, immerfort rechtlich zu leben und handeln". Als Geschäftsmann war der Verstorbene leider nicht so tüchtig gewesen, wie als Mensch. Das Geschäft war unter ihm zurückgegangen, was sein sach- und fachkundiger Schwiegersohn mit den Worten begründet: „das lag weniger an der Zeit und dem Schicksal, als an dem Regierer des Geschäftes, der sich nicht in den total veränderten Gang des Geschäftes finden wollte und konnte, sondern meinte, es müsse so immerfort gehen, als es der Vater gemacht hat". Auch seine Privatverhältnisse hatten infolge der Kriegszeiten gelitten, so daß er sogar nach mündlicher Überlieferung Schwetschkes selbst, sein Silberzeug hatte versetzen müssen. Zu dem Geiste des nachgelassenen Sohnes hatte Vater Schwetschke viel Vertrauen. Aber der letzte Sproß des berühmten Hauses Gebauer folgte seinem Vater schon ein Jahr später als 34jähriger junger Mann im Tode nach (50b).

So kam das Gebauersche Geschäft 1820 an seinen Schwager C. A. Schwetschke. In das alte Gebauersche Haus in der Märkerstraße, welches endlich auch Großmutter Gebauer um diese Zeit mit dem engen Bretterhäuschen auf dem Friedhof vertauschte, zog bald ihr Schwiegersohn ein, um in seinem Geschäftshaus am Markt dem älteren

Sohne Raum zu schaffen, der sich am 4. Oktober 1821 seinen eigenen Hausstand gegründet hatte, auf den wir später noch zurückkommen.

Ostern 1821 verließ Schwetschke das Gymnasium, wie Berger berichtet: nach einem guten Examen mit einer lateinischen Abschiedsrede, welcher sich einer seiner ältesten Freunde noch heute (d. h. 1883) erinnert (51). Aus seinen letzten Schuljahren ist aus Mangel an Nachrichten über sein Studium und seine Neigungen nichts mitzuteilen. Doch darf als sicher angenommen werden, daß in diesen Jahren sich in ihm die tiefe Vorliebe für Horaz festgesetzt hat, der ihm noch ein halbes Jahrhundert später „der geliebte Dichter" ist. Schwetschke bewahrte auch diesen Schuljahren auf der Latina, wie denen bei Manitius, lebenslang eine fröhliche dankbare Erinnerung. Nach seinen eigenen Worten schloß ein leichtes Abgangs-Examen die Gymnasialzeit ab.

Vielleicht mehr noch dieser seiner eigenen Schulzeit, als derjenigen des Helden seiner „Bismarckias" gedenkt der alte Latina-Schüler ein halbes Jahrhundert später sehnsüchtig, nachdem er an der Unterrichtsweise des jüngeren Geschlechts auf denselben Francke'schen Stiftungen und anderwärts in den 1850er Jahren eine ihm im ganzen mit Recht mißfallende „moderne Disziplin" hatte beobachten können. Er rühmt mit einer gewissen freudigen Wehmut der Erinnerung die freiere Praxis der Vergangenheit, zugleich die Übel der Folgezeit geißelnd:

„Goldne Vorzeit, ach! du kanntest
Nicht des Lehrplans starr gemeß'ne
Klassenhaft, du goldne! kanntest
Kein regulativisch Winseln,
Keine Lehrstoffs-Überstopfung
Ad futuram oblivionem,
Nicht, dem Leib und Geist verderblich,
Des Examens sinnlos Quälen
Nach moderner Disziplin.—"

Als „starre Klassenhaft des Lehrplans" beklagt der Dichter das neuere Klassensystem, nach welchem der Schüler in allen Fächern nur einer Klasse angehört, während bis 1832 auf der Latina noch das freiere und mannigfaltigere Fachsystem herrschte, wo der Schüler, nach seinen Leistungen im Lateinischen einer Hauptklasse zugeteilt, in anderen Fächern einer höheren oder niedereren angehören konnte. Während man über die Beschaffenheit dieser Systeme, ihre Vorzüge und Fehler geteilter Meinung sein kann, wird sicher jeder Vernünftige

dem Abscheu vor dem „regulativischen Winseln" zustimmen, womit der ungesunde, um die göttliche Gnade winselnde kirchliche Geist der 1854 erlassenen Stiehlschen „Regulative für das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen in Preußen" gemeint ist, die wohl erst durch den Kultusminister Falk beseitigt wurden. Auch die andern beiden Ermahnungen des Dichters an die Gegenwart wegen „Lehrstoffs-Überstopfung" und „sinnlosen Examen-Quälens" dürften auf Zustimmung rechnen können.

In religiöser Beziehung teilte Schwetschke, wie seine Mitschüler, die allgemein herrschende rationalistische Gesinnung seines Rektors. Stand doch außerdem auch schon lange, wie noch auf Jahre hinaus, im reichbegabten greisen Kanzler Niemeyer eine Hauptstütze des älteren Rationalismus mit an der Spitze der Franckeschen Stiftungen, dessen durchaus auf harmonische Klarheit, statt auf dunkle Tiefe gerichteter Geist „die Entwicklung und Erziehung der an sich gesunden Menschennatur, nicht ihre Erlösung und Umschaffung zu göttlicher Ebenbildlichkeit als höchsten und reichsten Zweck der religiösen und überhaupt jeder richtigen Unterweisung" (Schrader) anstrebte. Diese Auffassung führte er u. a. aus in seinem vielgebrauchten Lehrbuch für die oberen Religionsklassen in Gelehrtenschulen (1. Aufl. 1801, 18. von seinem Sohn besorgte Aufl. 1843).

Seit einem Menschenalter hat der moderne höhere Unterricht das, unmöglich zu erreichende, Ziel der erziehlichen Gesamtbildung des Schülers vor Augen; eine Aufgabe, die — non scholae, sed vitae discimus! wie Schwetschke öfter betonte — hauptsächlich dem Leben selbst vorbehalten bleiben muß. Dem alten humanistischen Gymnasium aber stellte noch 1904 der derzeitige Rektor der Latina und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen, Dr. Alfred Rausch, (52) das Ehrenzeugnis aus, daß es mit seinem rein wissenschaftlichen Unterricht bei der ihm eigenen weisen Beschränkung nicht bloß intellektuelle, sondern auch gute sittliche Wirkungen erzielt hat.

So verließ der „an der Antike und der Geschichte nach altgymnasialem Ideal gebildete, philologisch geschulte junge Humanist" in voller Jugendfrische von 17 Jahren das Gymnasium. Er befand sich somit unter den 6,6 Prozent derjenigen 44 preußischen Gymnasial-Abiturienten, die in den Jahren 1820/22 mit 17 Jahren die Gymnasien Preußens durchgemacht hatten (53).

An zwei Jugendfreunde aus Schwetschkes Schulzeit sei hier noch besonders erinnert. Wehmütig gedachte er noch in späteren Jahren öfter eines jung verstorbenen v. Lattorff, vielleicht ein Sohn des 1814

zu den militärischen Spitzen in Halle zählenden Hauptmanns und Kreisbrigadiers der Gensdarmerie. Lebenslang erfreute er sich dagegen der mehrfachen Besuche seines alten Schulfreundes Grobe, eines kleinen rationalistischen Diakonus heiteren Gemüts aus der Stadt Könnern im Saalkreise, den er traulich mit seinem Schüler-Spitznamen „Gröbchen" anzureden pflegte. Die meisten seiner Schulgenossen und Freunde übrigens werden sich, den hallischen Universitätsverhältnissen entsprechend, gleich dem ebengenannten, dem Brotstudium der Theologie zugewendet haben.

Student der Philologie, Burschenschafter und Freiwilliger Jäger in Halle.

„Von der Freiheit des Jünglings muß die des Mannes zehren. Ein gebogener Musensohn kann nichts werden als ein kriechender Beamter auf allen Vieren". So sagt Jean Paul im „Siebenkäs". Schwetschke nahm sein Leben lang eine unabhängige Stellung ein, dank seinem Charakter und seinen günstigen äußeren Umständen. Er gehörte aber auch zu denen, die als Mann zehren von der Freiheit ihrer akademischen Jugendzeit, die dem Jüngling gestattet, befreit von beengendem Schulzwang und beengenden bürgerlichen Anschauungen, seine Eigentümlichkeiten aus sich heraus unbehindert zu entfalten, vor allem aber freien wissenschaftlichen Geist und freie Charakterbildung und Selbständigkeit zu erringen. In den beiden ersten Semestern jedoch ward ihm die volle Ausübung studentischer Freiheit noch beeinträchtigt durch den von ihm gern gelittenen Zwang des militärischen Dienstjahres. Auf dieses kommen wir weiter unten zurück und wenden uns jetzt zunächst zum Beginn seiner Studienzeit, seiner für ihn ewig jungen „Burschenherrlichkeit".

Am 7. April 1821 trug Schwetschke sich unter dem Rektorate Grubers in das Universitäts-Album der Academia Fridericiana Halensis cum Vitebergensi consociata als Philolog ein. Im alphabetischen Verzeichnis der Studierenden ist er als Student der Theologie angegeben; irrtümlich, denn sein Name fehlt im Album der theologischen Fakultät selbst. Aber dieser Irrtum weist doch vielleicht noch auf den früher in Halle, wie es heißt, bestandenen Zusammenhang der Philologie Studierenden mit der theologischen Fakultät hin,

über dessen Art, wie: Verpflichtung zum Hören bestimmter theologischer Vorlesungen und dessen Dauer merkwürdigerweise freilich bisher keine Vorschriften, überhaupt nichts Bestimmtes ermittelt werden konnte (54). Einige Andeutungen dieses Zusammenhanges liegen aber sowohl in der betr. Literatur, wie in der mündlichen Überlieferung vor (55). So heißt es, auch Schwetschke gleich andern Philologen jener Jahre, habe als Theologe angefangen. Diese mündliche Überlieferung ist von mehreren beachtenswerten Seiten ausgesprochen und würde auch mit der, in einem Briefe der Mutter (S. 67) kundgegebenen Absicht des Knaben drei Jahre früher übereinstimmen. Auch würde für ein anfängliches Theologiestudium seine spätere Anteilnahme an religiösen Zeitbewegungen und vielleicht die Sinnesart des verehrten Vaters sprechen, eines warmen Freundes der Religion und der öffentlichen Gottesverehrung. Jedoch ist Schwetschkes Theologie-Studium amtlich nicht zu ermitteln, da weder die Entwürfe zu Abgangszeugnissen noch die Quästurlisten aus jenen Jahren bis 1845 mehr vorhanden sind. So müssen wir uns, da eine eigene Angabe Schwetschkes dem Verfasser nicht klar erinnerlich ist, hierüber auf mehr oder weniger begründete Vermutungen beschränken.

Hat er theologische Vorlesungen gehört, so sind diese wohl vorzüglich bei Wegscheider und bei Gesenius, dem Orientalisten (Schwetschke hatte auf der Schule auch Hebräisch getrieben) gewesen, den neben Niemeyer seit 1810 anerkanntesten jüngeren Führern der Rationalisten. Wegscheider hatte mit seinen bei Gebauer erschienenen Institutiones Theologiae christianae dogmaticae (1815 1., 1833 7. und letzte Aufl.) die eigentliche Bekenntnisurkunde und Richtschnur des Rationalismus geliefert. Nach ihr stützt sich alle Religion als alleiniges Eigentum des Menschen auf diejenige Geisteskraft, durch welche der mit Vernunft und sittlicher Freiheit begabte Mensch von freierer Bildung (liberaliore doctrina) sich über die Sinnenwelt und die an Raum und Zeit gebundene Ordnung der Außenwelt erhebt. Die scholastische Wunderlehre, der Supernaturalismus, widerspreche eben sowohl der von Gott uns zu unserer Leitung eingepflanzten Vernunft, wie dem Verstande, der sich streng an die sicheren Erfahrungsgesetze bindet, wie auch der richtigen Idee von Gott, als dem ewigen, stets sich selbst gleichen Schöpfer und Regierer der Welt. — Das erstaunliche Sprachtalent Gesenius, der Schöpfer einer selbständigen semitischen Philologie in Deutschland, stand Wegscheidern zur Seite. Besonders diese beiden Lehrer machten im Verein mit den, für unbemittelte Theologie Studierende günstigen Lebensbedingungen in Halle (Unterstützungsgelder, Freitische,

Gelegenheit zu Unterricht in den Schulen) die dortige theologische Fakultät zur ganz überwiegenden Hauptfakultät, wie sie es überhaupt noch bis 1863, fast anderthalb Jahrhunderte lang war. Oft über die Hälfte bis über zwei Drittel der Gesamtzahl der Studierenden betrug in diesem Zeitraum die Zahl der Theologie Studierenden. Im Sommer 1821 waren es 448 von 757 Studenten. Es ist möglich, daß es Schwetschken, obgleich er sich ziemlich früh im Semester als Philolog eingetragen, doch mit einer früher vorhandenen Lust zum Theologie-Studium in geringerem Maße ähnlich ergangen sein könnte, wie so vielen andern und z. B. seinem neuen Studienfreund und Burschenschaftsbruder, dem ehrlichen Rügener Arnold Ruge, mit dem ihn dann sein Leben hindurch eine ganz eigenartige persönliche Freundschaft bei mancherlei Gegensätzen in ihrem Wesen verband. Ruge nämlich, der sich erst am 16. Mai als Theologe und Philologe eingeschrieben und auch ins Album der theologischen Fakultät eingetragen war, hörte, wie er selbst erzählt, aus ursprünglicher Neigung versuchsweise eine ganze Anzahl theologischer Vorlesungen, wandte aber noch im ersten Sommer der Gottesgelahrtheit den Rücken, da sie seinem heißen faustischen Verlangen nach Weltweisheit: zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, nicht Genüge leisten konnte.

Es dürfte noch heute von einigem Interesse für die Geschichte des Betriebes theologischer Wissenschaft in Halle, wie auch der beiden jungen Freunde sein, von denen übrigens im Laufe der Zeit persönlich Ruge mehr Schwetschken, als Schwetschke sich Rugen näherte, die unverblümten Bemerkungen Ruges, des „hervorragend kritisch-polemisch-humoristisch" Veranlagten, wie sein Freund ihn treffend einmal bezeichnet, über Standpunkte und Lehrweise dreier berühmter Professoren zu hören, unter denen sich aber Wegscheider selbst nicht befindet, der als Lehrer nicht so anregend, „im Vortrag sehr unerquicklich" (Schramm) war und deshalb nicht den Zulauf hatte, wie Gesenius. Ruge berichtet (56) über seine Erfahrungen u. a.: „Gesenius war ein heiterer und geistreicher kleiner Mann; ich ließ mich sogleich bereden, seinen Hiob zu hören, worin ich später aber nicht weiter als bis zu den 70 Eselinnen kam. Bei ihnen wurde mirs klar, daß ich ja das eigentlich nicht wissen wolle, und ließ ich die Vorlesung im Stich, so sehr mich die Einleitung auch angesprochen hatte."

Vom 67 jährigen Niemeyer, einer „anspruchsvollen Erscheinung, steif, hochgewachsen, mit einem etwas zurückgebogenen Vorderkopf und vornehm kalt", erzählt er: „Wie ein Weltmann sprach er von den Dogmen; ich hörte ihn sagen: „Was Sie von der Dreieinigkeit zu

halten haben, m. H., das wissen Sie." „Das wissen wir wahrhaftig nicht, dachte ich, und ich wäre doch neugierig, mehr darüber zu erfahren, als ich schon weiß! — Mein Widerspruch war ganz und gar kein rechtgläubiger, aber ich hatte das Gefühl, die Sache verdiene erklärt zu werden. Darum wollte dieser leichte Ton mir nicht behagen, während Schleiermachers schweres Geschütz der philosophischen Entwicklung mich entzückt und hingerissen hatte". (Ruge hatte nämlich auf seiner Reise von Stralsund nach Halle den „geistreichen Romantiker" in Berlin predigen hören.) Dies scheint der einzige von ihm gehörte Vortrag des ihm damals zufällig auch persönlich nicht zusagenden, aber später von ihm anders beurteilten greisen Kanzlers gewesen zu sein, der nun auch zum Unglück bei dieser Gelegenheit eine Frage der Wissenschaft nicht beantwortete, nicht einmal erörterte. „Noch weniger war dies der Fall in Knapps Kollegien, der Exegese der Evangelien und der biblischen Dogmatik. Hier kam es sehr bald an den Tag, daß der fromme Mann nichts weiter wußte, als was die Bibel sagte, daß er aber auch alles, selbst das Unmöglichste, wörtlich glaubte, wie es im Buche stand. Mit der Bibel war ich nun so genau bekannt, daß ich einem solchen Unterricht gar keine andere Seite, als den blinden guten Willen des Mannes, abzugewinnen wußte. Wollte man aber ein philologisches oder Altertumsstudium daraus machen, so mußte man sich an Gesenius halten. Denn Knapp las für die Dummen und erklärte jedes Und und Aber. — Als er nun vollends zu der Geschichte kam, wie die Teufel in die Säue fahren, und das ganze Kollegium, obgleich ihm die Geschichte nichts Neues war, laut auflachte, als er dann den Finger aufhob und drohend mit schwacher Stimme sagte: „Lachen Sie nicht meine Herren, dies ist das einzige strafende Wunder, das der Herr verrichtet!" — die Strafe bestand nach ihm darin, daß die Eigentümer der Säue um ihre Herde kamen —, da hatte ich genug von der Erklärung einer Offenbarung, die sich denn doch mit einem allzu handgreiflichen Aberglauben beschäftigte und statt europäische Wissenschaft vorzutragen uns die burlesken Phantasien orientalischer Nomaden über das Tollwerden ihrer Schweine als Glaubensartikel verkaufte. Dies war die letzte theologische Vorlesung, der ich beiwohnte".

Ähnliche Anschauungen über die Gottesgelahrtheit, wie sein Freund Ruge, wird der junge Schwetschke schon damals ebenfalls gehabt haben, denn auch er war nicht wundergläubig, aber auch schon damals wohl keineswegs spottsüchtig über religiöse oder mit der Religion anderer auch nur oberflächlich zusammenhängende Dinge. Ruge gab

nun die Theologie auf und wandte sich besonders unter Grubers Führung zur Philosophie, vornehmlich der Griechen. Dem Studium der griechischen Philosophen blieb er treu, auch später unter den schwierigsten und zerstreuendsten Verhältnissen. Sie schienen ihm „die einzigen zu sein, von denen man etwas lernen könne", und auch sein Freund Schwetschke hob noch spät hervor, daß sie erst der Welt das Denken gelehrt.

Auch von Schwetschke, der sich mehr der alten Philologie und der Altertumswissenschaft überhaupt zuwandte, ist als sicher anzunehmen, daß er mit besonderen Wissensdurst zu den Füßen des Prorektors Gruber, des mit seinem Vater befreundeten berühmten Enzyklopädikers, gesessen hat, von dessen wissenschaftlicher Bedeutuug er noch in späteren Jahren mit großer Hochachtung sprach. Dieser gehörte, beiläufig gesagt, zu den „Wittenberger Sieben", d. h. zu den sieben Wittenberger Professoren, welche im dritten Jubeljahr der Reformation (1817) bei der Vereinigung der schon länger altersschwachen, durch den Krieg völlig zugrunde gerichteten ehrwürdigen Reformationshochschule mit der jüngeren Friedrichs-Universität an diese mit übergegangen waren, als Preußen diesen ehemals sächsischen Landesteil durch die Wiener Abmachungen erhalten hatte. Gruber, der mit Ersch, dann allein, die „Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste" herausgab, das großartige Sammelwerk mit einer stattlichen Zahl buchartiger Aufsätze von haller Professoren und Dozenten, war Professor der historischen Hilfswissenschaften und allgemeinen Literatur. Er hielt stark besuchte Vorlesungen über Anthropologie, Geschichte der Philosophie und Ästhetik, und der Geist seiner Hauptschriften, wie Enzyklopädie der Altertümer Griechenlands, Etruriens und Roms, Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem Gesichtspunkte der Humanität, Wörterbuch der altklassischen Mythologie und Religion, aber auch seine Arbeiten über Herder, Wieland usw. mußten Schwetschkes Geist allmählich mächtig anziehen. Schwetschke blickte zu Gruber auf als zu einem hervorragenden Vertreter und Führer der humaniora, der Humanitätsstudien, d. h. der den Menschen erst zum innerlich freien Menschen machenden Wissenschaften der Geschichte, Sprache und Kunst des klassischen, griechischen und römischen Altertums, wie sie, wiedergeboren aus der geisttötenden und weltabgewandten römisch-christlichen Gewaltherrschaft und der Scholastik des Mittelalters durch die mächtige Geistesbewegung der von Italien ausgehenden Renaissance, im Bunde mit der Reformation dem menschlichen Geiste wiederum neues, volles natürliches Leben eingeflößt hatten.

War dieser alte Humanismus bei seiner den Geist befreienden Wirkung doch hauptsächlich nur auf die Erlangung einer formalen Bildung, die Handhabung einer klassischen Latinität gerichtet gewesen, so hatte sich der im 18. Jahrhundert von England aus über die neugegründete Universität Göttingen in Deutschland eingedrungene Neuhumanismus gegen das rein praktisch Nützliche, Nüchterne der Aufklärungszeit gewendet. Das Studium des klassischen Altertums war scheinbar im Aussterben gewesen, weil das Latein z. B. vielfach im Gelehrten- und Staatsleben durch das Französische ersetzt wurde. Da war es durch den Bildner eines neuen Philologengeschlechtes, den Cambridger Professor Bentley, auch in Deutschland zu ungeahntem Aufschwung gebracht, der noch wesentlich durch die, das klassische Altertum, vorzüglich das Griechentum als wahres, edelstes Menschentum pflegende Richtung der zweiten Blütezeit unserer deutschen Dichtung gefördert wurde. Ihr Ziel war nicht nur das Nützliche oder Formale, sondern das dauernd Wertvolle im Menschen. Herder war es gewesen, der dieser neuen Richtung zur Übung und Bildung aller Seelen- und Leibeskräfte in gutem Verhältnis zu einander den treffenden Namen der Bildung zur „Humanität" gegeben hatte (57); und Schwetschke hing ihr stets mit voller Überzeugung an.

Gruber und mit ihm der, an Charakter und Lebenshaltung sehr ehrenwerte Wegscheider galten damals, so wird wenigstens aus der Zeit von mehreren Jahren später erzählt (58a), unter allen Lehrern allein als aufrichtige Freunde der akademischen Jugend, Gruber insbesondere als (vorsichtiger) Gönner der Burschenschaft.

Als Ziel seiner Studien schwebte es nun Schwetschke vor, wie er später „seinem lieben jungen Freunde" Reinhold Schmidt (58b) erzählte, Volkslehrer zu werden. Volkslehrer (nicht zu verwechseln mit Volksschullehrer) nannte man damals und bis etwa 1848 die Männer, welche unter Zugrundelegung des in Volks- und Bürgerschulen zu erreichenden Bildungsgrades als freiwillige wissenschaftlich gebildete Volkserzieher mittelst Wort, Schrift und Wandel das Wissen und Gewissen des „Volkes" und der Menschheit überhaupt zu mehren und zu schärfen sich zur Lebensaufgabe machten. So bezeichnet der 1820 zu Zerbst verstorbene Konsistorialrat und fruchtbare z. T. Volksschriftsteller Chr. Fr. Sintenis sich selbst und die Prediger überhaupt als Volkslehrer. Niemeyer hatte bereits 1792 den ersten Teil eines Buches veröffentlicht: Populäre und praktische Theologie oder Methodik und Materialien des christlichen Volksunterrichts. Dies hervorragende ver-

nunftgläubige Buch war zum Stein des Anstoßes für die Wöllnersche Kirchenpolitik geworden, die — vornehmlich — dem hallischen Rationalismus den Todesstoß versetzen wollte. Der religiös freidenkende Verfasser (59 a) der nicht unwichtigen „Briefe zur näheren Kenntnis von Halle" (1794) schreibt S. 130 über Niemeyer und sein Werk: „Märtyrer der Wahrheit ist dieser treffliche Mann durch sein Buch geworden. — Gewiß das erste Buch in seiner Art. Die Glaubensprüfungskommission hat ihn wegen einiger Stellen darin, namentlich wegen seiner Äußerung über Christi Himmelfahrt, in Anspruch genommen und ihm seine Vorlesungen darüber verboten. Er hat sich verteidigt, aber bis jetzt immer noch vergeblich auf die Erlaubnis gewartet, Vorlesungen darüber zu halten. — Nicht wahr, mein Theurer, dies übersteigt in unsern Zeiten fast allen Glauben? Es widerspricht ganz dem ächten Protestantismus; aber freilich! was machen sich gewisse Herren, deren ganzes Leben ein Widerspruch ist, aus einem solchen Widerspruche?" Trotzdem werden Niemeyer und Knapp auch im nächsten Jahre in den „Bemerkungen eines Akademikers über Halle" als Bildner der jungen Theologen zu Gelehrten sowohl, wie zu Volkslehrern mehrfach hervorgehoben. Der größte Teil sogar der Knappschen Zuhörer bestehen aus solchen, die sich „nicht der gelehrten Theologie widmen, sondern zu künftigen Volkslehrern bilden", und den Besuch der Vorlesung über die Rhetorik von Maaß wird wenigstens jedem Theologen geraten, der künftiger Volkslehrer zu werden hofft.

Sintenis aber geriet in große Verdrießlichkeiten, weil man unbegreiflicherweise, trotz Christi Vorbild als gewaltiger Lehrer des Volkes! diese Benennung für eine des geistlichen Standes unwürdige erklärte. Im übrigen findet sich der Ausdruck „Volkslehrer" auch in Hesekiels eingangs erwähntem Buche „Blicke auf Halle" 1824, S. 187, wo dieser bei der Beschreibung der Franckeschen Stiftungen sagt: „Alle diese Schulen geben den zu Halle Studierenden die schönste Gelegenheit, sich durch Unterricht zu Volks- und Jugendlehrern auszubilden (59b). Noch bis 1848 verdiente der Pastor Hildenhagen, ein Freund Fröbels, in Quetz bei Zörbig, so die Bezeichnung eines Volkslehrers durch Einrichtung eines Kindergartens, einer Lehrlingsschule und von Familienabenden für Erwachsene, in denen er durch eigene kleine Vorträge und auf andere Weise Unterhaltung und Belehrung bot (60a).

Wann zuerst und wie lange das Volkslehrerziel Schwetschke vorschwebte, ist unbekannt. Doch ist er möglicherweise verhältnismäßig bald, vielleicht auch erst später, zu der Un- und Einsicht gekommen, daß

es ihm nicht gelingen würde, dies ihm doch nicht entsprechende Ziel zu erreichen. Denn zu der dazu nötigen entsagungsreichen, geduldigen und mühevollen Arbeit paßte, am wenigsten in jüngeren Jahren, seine geistig und körperlich genußfrohe, am äußeren schönen Schein des Daseins sich sozusagen mit künstlerischer Selbstsucht erfreuende Gemütsart. Und die äußeren Verhältnisse zwangen den Sohn des mit Erfolg vorwärtsstrebenden Geschäftsmannes nicht, seine Studien emsig und fleißig als Brotstudium zu betreiben, sondern ließen ihm, nach seiner Anschauung, Zeit, nur das, was er wollte und wie lange er es wollte, zu studieren.

Schwetschkes humanes, menschenfreundliches Streben zum Volkslehrer entspricht aber ganz dem ideal-demokratischen Zuge bei einem großen Teile der damaligen Jugend, besonders bei der Burschenschaft: seine Kräfte und sein Wirken in den Dienst des Volkes zu stellen. Er tat dies später in anderer Weise, mittelbar, wie wir sehen werden. Auch Ruge, mit einigen andern Kommilitonen der Burschenschaft, wollte Volkserzieher werden im Anschluß an die neue verbesserte Erziehungsweise zu möglichster Freiheit und Selbständigkeit des Schülers in Georg Bunsens Erziehungsanstalt in Frankfurt a. M.

Von Philologen, die Schwetschke hörte, hat er meiner Erinnerung nach mir gegenüber zufällig nur Reisig erwähnt, den Wiederbegründer des Philologiestudiums in Halle seit F. A. Wolfs Weggang. Ruge nennt Reisig ebenfalls einmal als seinen Lehrer und berichtet sonst summarisch, die Philologen in Halle habe er alle gehört. Er, der vom Stralsunder Gymnasium als Zweiter abgegangen war, und sich mit wahrem Heißhunger auf alles stürzte, was ihn in den Ankündigungen der Vorlesungen anzog, mußte sich deshalb von seinen, ins Korps der Pommern eingesprungenen, Landsleuten und Schulgenossen im ersten Semester als „überspannter Duckmäuser" bezeichnen lassen.

In diesen Geruch ist der, übrigens alles offenbar schnell und leicht auffassende Schwetschke ob allzu großen Fleißes als Student aus obenangeführten Gründen wohl nie gekommen. Aber auch Ruges Studiertrieb war nicht so ausgeartet, daß er seinen starken Drang nach H u m o r hätte auf die Dauer schädigen können. Geselliger Witz und Heiterkeit lagen auch Schwetschke, wie seinem Bruder, schon vom Vater her im Blute, die beide auf ihn zugleich als Beispiel wirkten. So heißt es in Fuldas Erinnerungsaufsatz über den Vater, was auch wohl im Ganzen für den Bruder galt: „Er war ein angenehmer Gesellschafter, nie mürrisch, sondern immer heiter und stets zu freund-

licher Mitteilung geneigt". Und eine gesellige Hauptseite und die als ihm eigentümlich bekannteste Eigenschaft der späteren schriftstellerischen Tätigkeit Gustav Schwetschkes waren seine heitere gesellige Laune und sein eigenartiger künstlerischer Spott und Scherz, wie sie bereits in einigen Schülerbriefen zutage traten. Ruge seinerseits bekennt noch als älterer Mann, daß er „vier große Lehrer in der Tugend des Humors gehabt habe: seine Eltern, Jean Paul, Plato und Aristophanes". Welchen humorvollen Lehrern und Beispielen Schwetschke außer den häuslichen noch gefolgt ist, werden wir s. Z. sehen. Hier nur die Bemerkung, daß Jean Paul nicht unter ihnen war. Die oft wunderlich geschraubte Redeweise, das „Aufstechen" des Humors dieses deutschen Humoristen sagte ihm nicht zu, und die diesen Schriftsteller vergötternde Mode der Zeitgenossen regte seinen Widerspruchsgeist in dem Grade an, daß er sich nun erst recht von Jean Paul zurückhielt. Sein, diesen ablehnender Geschmack ist durch die Nachwelt im ganzen geteilt worden.

Trotzdem verband die beiden Jugendfreunde die ähnliche Richtung wie ihrer humanistischen Studien, so ihrer Humore. Ja, auch einige Gegensätze ihres Wesens vermochten nicht, das eigenartige Jugendbündnis zu sprengen, sondern zogen es wohl, vielleicht nach dem Gesetz der ungleichen Pole, innerlich noch fester zusammen, — ohne daß man sich deshalb die Beiden auch äußerlich etwa als Unzertrennliche vorstellen muß. So war Ruge, dessen jugendliche Frische seine Spitznamen „Fuchs" und „Jüngling" bezeichneten, z. B. ein keuscher, im Biergenuß maßvoller, bei grundsätzlicher Gegnerschaft gegen das Duellunwesen das gewandtere Stoßfechten liebender und, was ihm als Sohn eines unbemittelten kleinen Gutspächters später sehr zu statten kam, sparsam wirtschaftender Jüngling.

Schwetschke dagegen, der „Dicke" gehörte, nach seinem späteren unaufgeforderten ehrlichen, mit Beschämung abgelegten Geständnis zu denjenigen Burschenschaftern, die den burschenschaftlichen Grundsatz der Keuschheit nicht streng gewissenhaft gewahrt hatten; er war ferner, besonders wohl vom 3. Semester ab, ein gewaltiger Dienstmann der Könige Gambrinus und Bacchus; er begnügte sich nicht mit meist theoretischem Stoßfechten, sondern „haute Manchem übers Maul und ward gehau'n"; und er lag endlich mitunter „hart in schnöder Geldklemme befangen", — alles ziemlich die geraden Gegensätze zu Ruge. Nach gewöhnlichem studentischen Sprachgebrauche war also Schwetschke der genialere der beiden Jünglinge, Ruge der philiströsere. Wenn dieser trotzdem später von seinem Freunde gelegentlich äußert: „Ich

hatt' ihn immer so von oben herab als Philister angesehen" — so konnte Schwetschke (der allerdings in seinen beiden ersten Semestern, in denen er mit Ruge studierte, unter der soldatischen Zucht und dem fortdauernden nahen elterlichen Einfluß vielleicht noch nicht zu der studentischen Genialität vollgediehen sein mochte) dem zum Radikalismus neigenden „freien nordischen Geiste" seines höchst selbstbewußten Freundes nur in politischer Beziehung als ein Philister erscheinen. — Dies führt uns zu einigen Bemerkungen über den damaligen Zustand der teilweise eine politische Rolle spielenden deutschen Burschenschaft sowie ihres hallischen Zweiges, dessen Mitglieder beide waren, — dieser nationalgeschichtlich so wichtigen, noch jetzt blühenden vaterländischen Vereinigung deutscher Studenten, der echten Frucht des volkseinigenden Geistes der Befreiungskriege.

Der neue große Gedanke, alle deutschen Studenten, die „Burschen", möglichst in eine „Allgemeine Deutsche Burschenschaft" zum Besten des deutschen Volkstums und Vaterlandes zu sammeln, dieser große Gedanke war hauptsächlich von Jahn in Berlin und seinem Kreise schon seit dem Unglück von 1806 vertreten. Aber erst im letzten Jahre der Befreiungskriege, am 12. Juni 1815, war es, „damit das neuerwachte Bewußtsein der Volkseinheit nicht untergehe und um mancherlei Nachteilen der Trennung in Landsmannschaften (Korps) vorzubeugen", im Verfolg jener berliner Bestrebungen in Jena zur Gründung der ersten Burschenschafts-Ortsgruppe gekommen. Das schöne Ländchen des edel, frei und deutsch denkenden weimarischen Dichterfürsten Karl August war die natürliche Wiege des neuen zeitgemäßen Geistes der akademischen Jugend. Das Ideal dieses Geistes, eine Allgemeine Burschenschaft, hatte nun bald die weiteste Verbreitung gefunden, konnte aber, um dies gleich zu bemerken, nur zeitweise annähernd durchgeführt werden.

Bereits ein Jahr nachher (1816) war auch Halle bedeutsam in die Geschichte der jungen burschenschaftlichen Bewegung eingetreten. Denn von der, wenn auch noch am alten Komment hängenden, doch vom neuen vaterländischen Geiste erfüllten Verbindung „Teutonia", die einer allgemeinen Arndtschen Anregung folgend, wie andere ihres Namens schon 1814 ins Leben getreten war, hatte im obigen Jahre die jenaische Burschenschaft das bereits früher von der jenenser Vandalia geführte schwungvolle Leitwort übernommen: „Ehre, Freiheit, Vaterland"! Dies Wort mit seinen „wahren und unsterblichen Grundsätzen" (60 b) blieb für Deutschland von nun an mit einzelnen örtlichen Abweichungen der hohe allgemeine Wahlspruch der deutschen

Burschenschaft, der auch in Schwetschke zeitlebens mächtig war, obgleich er selbst in ihr nie eine führende Rolle einnahm. — Mit ihrem Leben aber war das seine verbunden. — Die erste Burschenschaft in Halle war erst infolge der oben (Seite 48) erwähnten Streitigkeiten der Teutonia und ihrer Gegner entstanden. Sie wurde, nachdem ein großer Versöhnungskommers gehalten war, in dem Saale der Wage gestiftet, wohl, gleich anderen Burschenschaftsgründungen, als ziemlich unmittelbare Nachwirkung des Wartburgfestes im Oktober 1817 (61). Aber während in Jena die Burschenschaft amtlich anerkannt war, war sie in Halle, wie seit längerer Zeit alle studentischen Verbindungen, amtlich verboten. Sie bestand jedoch ohne besondere Satzungen als „Gesellschaft auf der Quelle", ihrem Burschenhaus in der Kleinen Ulrichstraße, weiter, und ward, wie Burschenschaften anderwärts, von den Behörden als ein „öffentliches Geheimnis" um so mehr geduldet, als ihre Mitglieder, oft Mitkämpfer der Freiheitskriege, gegenüber dem veralteten, wüsten Kommenttreiben, dem übertriebenen Sauf-, Rauf- und Bummelleben der Landsmannschaften (was auch die Besonnenen unter diesen verurteilten), sich durch wissenschaftlichen Fleiß, größere Sittlichkeit und Friedfertigkeit vorteilhaft auszeichneten. Von besonderen politischen Forderungen gegen die fürstlichen Regierungen war zudem anfangs keine Rede, und „wir wußten kaum", schreibt noch später Karl v. Hase in seinen Erinnerungen „Ideale und Irrtümer", „wo wir den deutschen Kaiser anders suchen sollten, als im Kyffhäuser". Romantik und Empfindsamkeit der nachschillerschen Zeit herrschen im Reden und Treiben der ersten Burschenschafter. Erst nach zwei Jahren hatte mit dem groß gedachten, begeisterten Wartburgfest der deutschen Burschenschaften ihr Verhältnis besonders zur preußischen Regierung sich merklich zu trüben begonnen. Am 7. Dezember hatte dann der durch seine Gemütsart und sein früheres Geschick zum Mißtrauen geneigte Friedrich Wilhelm III. allgemein erklärt, ohne Anstand diejenige Universität aufheben zu wollen, auf welcher der Geist der Zügellosigkeit nicht zu zügeln sei (62). Außerdem schickten Preußen und Östreich ihre Gesandten nach Jena, um sich die Rabenbrut aus der Nähe anzusehen. Sie konnten freilich nur berichten, daß sie „von der Ordnung, der Disziplin und der trefflichen Gesinnung" der Studenten überrascht seien (63).

Die erste aktenmäßige Erwähnung der hallischen Burschenschaft geschieht m. W. unterm 2. April 1818. An diesem Tage hatte sie (64) auf dem Burschentag in Jena, bei Vorbereitung der (im folgenden Oktober angenommenen) Verfassung der Allgemeinen Burschen-

schaft, die Annahme gemeinschaftlicher Farben und gemeinschaftlichen Wahlspruchs beantragt. Ein Bericht des hallischen Landrates Streiber vom 7. August 1818 (65) hatte sich sehr lobend über ihren Einfluß auf die allgemeine Gesittung der Studierenden ausgesprochen, so daß die alte Renommisterei verschwunden und seit einem halben Jahre keine Karzerstrafe verhängt sei; und noch 1820 hatte ihr Professor Leopold Haupt den löblichen Zweck beigemessen, „eine allgemeine öffentliche christlich-teutsche Verbindung zu sein, welche in sich die studentischen Unterschiede, den Pennalismus, schließlich — diese Richtung kam später teilweise auf — den Zweikampf aufheben wolle".

Auch Großherzog Karl August war festgeblieben. Er hatte der Verleumdung des Wartburgfestes kein Gehör geschenkt, sondern sogar zur Taufe des Erbprinzen, des nachmaligen Großherzogs Karl Alexander am 5. Juli 1818, auch die jenaische Burschenschaft als Taufpatin eingeladen. In den übrigen regierenden Kreisen herrschte indes trostlose Gleichgültigkeit gegenüber dem nationalen Einheitsgedanken, und der hilflose „Deutsche Bund" von 1815, das Werk des Preußen und Deutschland feindlichen, östreichischen Staatskanzlers Fürsten Metternich, mit den drei Königen von England, Holland und Dänemark als Mitgliedern für ihre deutschen Staaten Hannover, Luxemburg und Holstein, war das einzige Befriedigungsmittel für nationale Bedürfnisse. „Niemals ist", schreibt Sybel, „einem großen, mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volke eine kümmerlichere Unverfassung auferlegt worden".

So mißlich hatte es bereits für die nationale Sache gestanden, da hatte, zwei Jahre vor Schwetschkes Studienbeginn, die Ermordung des verlogenen deutschfeindlichen russischen Spions Kotzebue durch den Burschenschafter Sand, obgleich sie dessen alleiniges Werk war, trotzdem die volle Wucht des Metternichschen, „Staatskunst" genannten, Polizeiregiments auch über das unglückliche Preußen, wie über die andern Länder Europas, ausgelöst. Denn der östreichische Staatskanzler hatte verstanden, den König Preußens zu überzeugen von dem Allheilmittel seiner Anschauung zur Erhaltung der wankenden Throne und der in die Brüche gehenden Zucht und Ordnung, d. h. des Wohlbefindens, der Völker. So hatte er denn in den vom „Deutschen Bund" im September 1819 angenommenen berüchtigten Karlsbader Beschlüssen die strengste Knebelung eines jeden freieren Geistes für fast drei Jahrzehnte durchgesetzt (bis 1848), um den für Östreichs Vorherrschaft so gefährlichen „verruchten Gedanken der deutschen Ein-

heit für alle Zukunft aus den deutschen Köpfen auszurotten" (Sybel).

Nunmehr war bei jeder Universität ein außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter (für Halle der Vizeberghauptmann von Witzleben, bisher Leiter der bekannten Stiftung eines seiner Vorfahren, des Gymnasiums „Kloster Roßleben") als scharfer Aufpasser auf den rechten Geist des Lehrkörpers und der Lernenden angestellt. Besonders den Studenten gegenüber war er mit fast unbegrenzter Vollmacht des Handelns ausgestattet: Schon sein bloßer Verdacht über die Zugehörigkeit jemandes zu einer „geheimen oder nichtautorisierten Verbindung" und seine alleinige Entscheidung genügte zur Verweisung des Betreffenden von einer Universität und damit von allen, wie zu dessen Unfähigkeitserklärung zur Bekleidung öffentlicher Ämter. Zur „möglichst gründlichen und umfassenden Untersuchung revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verbindungen" aber ward in Mainz eine „Zentral-Untersuchungs-Kommission", und für preußische Staatsangehörige noch eine solche in Köpenick bei Berlin eingesetzt. Denn die als öffentliche Verbindungen nicht mehr geduldeten Burschenschaften und Landsmannschaften bestanden. ja noch im Geheimen ohne besondere Verbindungsgesetze weiter. Das vermochte kein Regierungsverbot zu hindern. „Welches Elend diese, reaktionärem Stumpfsinn entsprungenen Behörden über Tausende brachten und wie viele blühende Hoffnungen sie zerknickten, ist noch heute, nach Verlauf von drei Vierteilen eines Jahrhunderts, unvergessen". So ruft Landgerichtsrat König im Jahre 1894 in seinem Buche (64) aus. — In solchen Fesseln befand sich die hallische Professoren- und Studentenschaft, als nach anderthalbjähriger Wirkung der Karlsbader Beschlüsse Ostern 1821 Schwetschke und Ruge der hallischen Burschenschaft als akademische Füchse beitraten. Zwar herrschte zwischen Regierungen und Burschenschaften äußerlich wenigstens Friede. Aber es folgte bald eine Zeit „unruhiger Gährung und schwerer Arbeit an sich selbst", auch in Halle.

Ein Bild des gerade hierdurch besonders bedeutsamen hallischen Burschenlebens und -Treibens von Ostern 1821 bis dahin 1822, der gemeinsamen Studienzeit der Beiden, ergeben vorzüglich die Erzählungen Ruges in seinen Erinnerungen „Aus früherer Zeit". Er erwähnt zwar „seinen alten Freund und Studiengenossen" bei Besprechung der gemeinsamen Studienzeit noch nicht, sondern erst acht Jahre später. Doch berührten von ihm mitgeteilte Züge und Ereignisse natürlich auch Schwetschken mittel- und unmittelbar. Sie seien deshalb hier mitangeführt — zugleich zur Charakteristik

jener, durch deutsche Studenten-Verfolgungen, -Verschwörungen, -Unruhen und -Auszüge von der unsrigen so verschiedenen merkwürdigen Zeit."

Da ist zuerst der große, wie wir sagen würden, Antrittskommers bei dem Bierhaus „Die Egge" auf den grünen Pulverweiden an der Saale vor dem Schiffertore. Ruge nennt ihn das „große Gelage der Burschenschaft oder Allgemeinheit für die Neulinge", d. h. Füchse, und solche, die es etwa werden wollen. Schwetschke hat den Kommers, sofern er vom Dienst beurlaubt war, sicher mitgemacht. Er ist jedenfalls gleich nach seiner Immatrikulation bei der Burschenschaft eingetreten. Denn als hallischem Gymnasiasten war ihm ihr Geist und waren ihm wohl auch wenigstens von Ansehen schon ihre hervorstechendsten Persönlichkeiten bekannt.

„Mit nur sehr wenigen Ausnahmen ging damals Alles zur Burschenschaft: Das war selbstverständlich!" So äußerte Schwetschke noch in späteren Jahren. Aber dieser Schritt war bei ihm, wie bei manchen Burschenschaftern, die wie Stahl, Leo und mehrere andere als Männer auf die Gegenseite traten, kein bloßes Mitlaufen auf der großen Heerstraße; sein ganzes Leben beweist, wie wir sehen werden, daß ihm das hohe burschenschaftliche Doppelziel heilige Herzenssache war: Geistesfreiheit und deutsche Einheit als Vorbedingung ehren- und machtvoller Selbständigkeit des Vaterlandes!

Ruge dagegen verhielt sich noch einige Zeit abwartend. Erst durch diesen Kommers ward er der Burschenschaft, aber gleich mit Haut und Haar, gewonnen. Dies hatten nicht die Präsides der im Freien aufgeschlagenen langen Tisch- und Bankreihen, besetzt von etwa 400 der 757 hallischen Studenten, zuwege gebracht „mit ihrem Putz und Gepränge, den blanken Schlägern und kurzen Fechthandschuhen, schwarzen deutschen Röcken mit den schwarzrotgoldenen Schärpen, mit ihren Federbaretten" (weshalb sie auch von Ruge mit witzig scharfem Spott sofort das „Federvieh" getauft wurden) oder mit ihren Reden zu jedem Lebehoch; auch nicht die choralartige gewaltige Wirkung des Eröffnungsliedes, des Arndtschen „Sind wir vereint zur guten Stunde, Wir starker deutscher Männerchor". Nein! Die ernstlichen Gespräche der Führer, der „ruhigen republikanischen Staatsmänner", des aus Jena entfernten, beredten Clemen und Anderer, die sich nur wenig an dem Gelage beteiligten, hatten es dem in ihre Nähe geratenen Ruge angetan. „Als ein ganz vernünftiger Fuchs aus Pommern" verließ er nach Clemens Zeugnis den Kommers, dabei in seiner studentischen Rechtsanschauung als freier Musensohn unbekümmert, wie alle andern

Verbindungsstudenten, darum, daß er bei seiner Immatrikulation dem Dekan ehrenwörtlich versprochen hatte, sich keiner Verbindung, die alle verboten waren, anzuschließen. Alle Verbindungsstudenten jeder Art „hob eben", wie ein anderer alter Burschenschafter berichtet, „das allgewaltige Beispiel einer gegen unerfüllbare Ordonnanzen gleichgültigen Umgebung, welche sich als eine Welt für sich fühlte, von vornherein über jeden Gewissenseinspruch hinweg." [Die einen trösteten sich damit, die Burschenschaft sei ja keine geheime Verbindung; die anderen beschlossen, während etwaiger Gerichtsverhöre sich als ausgetreten zu betrachten usw., — alles Folgen des entsittlichenden Gewissenszwanges der von törichter Angst getriebenen Regierungen. (Treitschke) (66a). Die damalige Studentenwelt hielt sich außerdem wohl noch an die Ansicht des Burschen-Komments von der logisch begründeten Erhabenheit der Musensöhne über alle Gesetze: „studiosi sunt filii musarum, musae sunt deae, deae nullis legibus obstrictae sunt, ergo quoque earum filii (66b). (Studenten sind Söhne der Musen, die Musen sind Gottheiten, Gottheiten werden durch keine Gesetze verpflichtet; folglich auch ihre Söhne nicht.)

Diese Führer eines Teiles der Burschenschaft — „republikanische" Staatsmänner! —, wenn sie oder ihre Gesinnungsgenossen auch vielleicht später nur, nach einer Ähnlichkeit mit einem 1848er Vorgange, eine „Republik mit einem Kaiser an der Spitze" wollten! Das unklare Schwärmen für Republik war zur erklärlichen Zeitkrankheit in der akademischen Jugend geworden. Es hatte gar manchen angesteckt, und selbst der Sprößling des altadeligen Geschlechtes der Altmark, der junge Otto von Bismarck, war noch zehn Jahre später, am Anfang seiner Studienzeit, als auch er zur Burschenschaft hinneigte, in gewisser Weise davon befangen. Dess' zum Zeugnis ist es hier von hohem Werte, da mit vielen andern alten Burschenschaftern auch Schwetschke und Ruge zu Bismarck später in geistige Beziehungen traten, sich die ersten Sätze seines großen Lebensrückblickes und Bekenntnisses in den „Gedanken und Erinnerungen" zu vergegenwärtigen, ergänzt durch einige Stellen aus der Antwort des greisen Reichsbegründers an seinem achtzigsten Geburtstage zur Abordnung der Alten Herren der Deutschen Burschenschaft (67).

„Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichtes", so bekennt er schriftlich und mündlich, „verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist und, wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei. Ohne daß irgend eine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war,

wirkte in uns jungen Leuten der ganze Strom, den wir aufnahmen (67a), dahin, daß wir für Harmodius und Aristogiton [die griechischen Tyrannenmörder] — für mein kindliches Rechtsgefühl noch Verbrecher — eine gewisse Sympathie übrig behielten, und daß wir, während auch ich von Erwachsenen manche bittere oder geringschätzige Kritik über die Herrscher hören konnte, es schwer verständlich fanden, warum so viele Leute Einem gehorchten, wenn er ihren Wünschen und ihrer Geschmacksrichtung als Herrscher nicht entsprach. Dazu hatte ich von der turnerischen Vorschule mit Jahnschen Traditionen (Plamann), in der ich vom 6. bis zum 12. Jahre gelebt, deutsch-nationale Eindrücke mitgebracht. Diese blieben im Stadium theoretischer Betrachtungen und waren nicht stark genug, um angeborene preußisch-monarchische Gefühle auszutilgen. Doch blieb mein deutsches Nationalgefühl so stark, daß ich im Anfang der Universitätszeit zunächst zur Burschenschaft in Beziehung geriet, welche die Pflege des Nationalgefühls als ihren Zweck bezeichnete. Aber mir, der ich von dem Vorurteil der Korpsburschen im allgemeinen geleitet war, mißfiel bei persönlicher Bekanntschaft mit den Mitgliedern der Göttinger Burschenschaft ihre Weigerung, Satisfaktion zu geben (jetzt tun sie es; es ist dies auch nicht nötig, ich denke heute ruhiger über diese Dinge); es mißfiel mir ferner ihr Mangel an gesellschaftlichem Schliff, den ich von Berlin her gewohnt war und, bei näherer Bekanntschaft, auch die Extravaganz ihrer politischen Auffassungen, die auf einen Mangel an Bildung und an Kenntnis der vorhandenen, historisch gewordenen Lebensverhältnisse beruhte, von denen ich mit meinen siebzehn Jahren mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, als die meisten jener durchschnittlich älteren Studenten. Von den Mitteln, die der Burschenschaft zur Verfügung standen, um ihre Ziele zu verwirklichen (sie glaubte, mit Reden und öffentlicher Meinung ließe sich im Volk der Denker alles machen), wurde irrtümlich angenommen, die sofortige Inswerksetzung könnte den Klotz, unter dem wir lebten, — das Gebirge will ich lieber sagen, unter dem wir lebten — [d. h. wohl: das Metternichsche System, Östreichs Vorherrschaft und den deutschen Partikularismus] irgendwie rühren und erschüttern. Sie übersahen, ähnlich, wie die Frankfurter Nationalversammlung, daß gegen ihre, leicht beieinander wohnenden Gedanken hart im Raum die Sachen stießen: Militärmacht und fürstliche Macht. Die Bedeutung dieser Mittel, um dem deutschen Ziele näher zu treten, leuchtete mir erst später in meiner Frankfurter Zeit erfolgreich ein. Trotz meiner Abneigung gegen einen Eintritt in die Burschenschaft (die mich von

näherer Beziehung zu Dambach und der Untersuchungskommission behütete), bewahrte ich gleichwohl innerlich meine nationalen Empfindungen und den Glauben, daß die Entwicklung der nächsten Zukunft uns zur deutschen Einheit führen werde. Ich ging mit meinem amerikanischen Freunde Coffin die Wette darauf ein, daß dieses Ziel in zwanzig Jahren erreicht sein werde". — Soweit Bismarcks, teilweise in freier Form und Folge aneinandergereihten, Meinungen. Wenn das Ziel der deutschen Einheit auch erreicht wurde, so verlor er doch die Wette, denn der Weg nahm fast eine noch einmal solange Zeit in Anspruch, als der junge Prophet angenommen.

Den damaligen „Staatsmännern" der Burschenschaft nun, welcher der Fürst Bismarck selbst das Zeugnis ausstellte, daß diese ursprünglich „kaiserlich-national, am gleichen Ziele wie er gearbeitet hätte, nur mit verschiedenen Mitteln", den damaligen burschenschaftlichen Staatsmännern, sage ich, ging es umgekehrt, wie es dem jungen Bismarck erging: angeborene monarchische Gefühle wurden ihnen durch verschwommenen Gefühlsrepublikanismus in den Hintergrund gedrängt, wo nicht ausgetilgt: sie verloren immer mehr, allerdings auch durch Schuld der Regierungen, in ihrer Schwärmerei den Bismarckschen Blick für die vorhandenen historisch gewordenen monarchischen Lebensverhältnisse und entfernten sich dadurch von dem ursprünglichen Boden der Burschenschaft. —

So ließ sich Hildebrandt, ein Nassauer und, wie Clemen, Philologe, einmal beim Feuer einer Beiwacht in der Dölauer Heide, die ein großer Teil der Burschenschafter veranstaltet hatte (erst vor 6 Jahren waren ja die letzten Schlachten der Freiheitskriege geschlagen und die Jahnsche turnerische Abhärtung war bei der akademischen Jugend beliebt) ungefähr dahin vernehmen: „Es ist wohl wahr, daß Verbreitung des Verlangens nach Einheit und Freiheit des deutschen Volkes, wie es der Geist der Freiheitskriege mit sich brachte, auf den Hochschulen wichtig und äußerst notwendig ist. Denn das Vestafeuer dieses Verlangens ist im Volke völlig erdrückt. Aber damit ist es von unserer Seite nicht getan. Ohne Hauen und Stechen geht es am Ende doch nicht ab. Die Burschenschaft hat eine politische Aufgabe: wir müssen nicht nur die Gesinnung, wir müssen auch die — Revolution erzeugen". Davon habe er sich in den Unterredungen mit den gießner Schwarzen, den Entschiedensten in der patriotischen Partei, vollständig überzeugt. — So sagte er. Was er aber nicht sagte, war, daß er Mitglied der vor kurzem von dem jenaer Studenten von Sprewitz

aus Mecklenburg gestifteten Verschwörung des „Jünglingsbundes" war, eines durch den unsinnigen Druck von oben entstandenen aussichtslosen Gegendruckes von unten, denn der Jünglingsbund wartete auf eine, von einem geheimen „Männerbund" jeden Tag ins Werk zu setzende Revolution, um diese, die unter Beseitigung der bestehenden Verfassungen eine neue, ganz Deutschland umschließende Verfassung mit freiheitlicher Grundlage herbeiführen solle, durch die Teilnahme der verschworenen Jünglinge zu unterstützen. Der Männerbund war nur eine, wie sich schon wenige Monate nach Ruges Eintritt herausstellte, aus schwachen Ansätzen erwachsene Einbildung hauptsächlich des nach Basel übergesiedelten jenaer Dozenten Karl Follen, durch welchen Sprewitz zur Gründung des Jünglingsbundes veranlaßt war, dem allmählich von 8 deutschen Universitäten etwa 150 Jünglinge angehörten (68). Mitglieder des Männerbundes sollten außer Follen selbst, man höre und staune, noch der Fürst von Neuwied, die Generale Jagow und Thielemann und der Hauptmann Fehrentheil sein (dieser war es in der Tat als einziger namhafter preußischer Offizier), und Gneisenau würde mit dem Heere, wie General Riego in Spanien, den Aufstand für deutsche Freiheit gegen die russische und östreichische diplomatische Unterdrückung Preußens eröffnen! Daß diese uns unglaublich und lächerlich erscheinenden Vorstellungen von ernstgemeinten Verschwörungen und Aufständen höherer Offiziere damals doch einige Zeit, wenn auch nur bei Wenigen, in Deutschland Glauben fanden, beruhte auf dem auch hier gewaltigen Einfluß der Verschwörungen und Freiheitskämpfe der Jahre 1820 und 1821 in Spanien und Italien, die durch Östreich und Frankreich niedergeschlagen wurden, während der gleichzeitig entbrannte griechische Freiheitskampf — aber erst 1829 — mit der Losreißung Griechenlands von der Türkei endete.

Ruge, seiner radikalen Anlage nach für den Jünglingsbund gemacht, ist erst gegen Ende seines zweiten Semesters dem Bunde gewonnen worden. Denn es gehörten zwar, wie an andern Universitäten, auch in Halle noch einige hervorragende Burschenschafter ihm an, so der Sprecher Willer; der großen Masse der Burschenschafter aber war er ein völliges Geheimnis und mußte es sein. „Diese begnügte sich wie gesagt damit, ins Blaue hinein von der Wiederkehr altdeutscher Reichs- und Kaiser-Herrlichkeit zu schwärmen und war für neue Grundlagen geistiger und staatlicher Freiheit gar nicht oder sehr schwer zu gewinnen. Und das in Halle zum Stichwort gewordene Wort Hildebrandts: Die Burschenschaft ist politisch! durfte doch wieder

aus Klugheit nicht „jedem Hasenfuß" ins Gesicht geworfen werden; denn das Wort „politisch" galt vielen ganz gleich mit „verbrecherisch". So berichtet Ruge, dessen mit dem Jünglingsbund übereinstimmende Logik war: der Jünglingsbund erklärt den Regierungen gegenüber alle Eide für unverbindlich, weil diese Regierungen zumeist ihr Wort gebrochen, d. h. Deutschland die so oft, zuletzt im Artikel 13 der deutschen Bundesakte, verheißenen starken und freien landständischen Verfassungen nicht gegeben haben (69).

Schwetschke hatte als Student offenbar, wie die große Masse der Burschenschafter, keine Kenntnis vom Jünglingsbund. Er spricht nur i. J. 1874, lange nach Erscheinen des Rugeschen Buches, etwa aus der Zeit seines sechsten Semesters einmal davon (70), daß der „burschenschaftliche Engbund ihm als einem wohl noch zu sehr in altstudentischen Traditionen befangenen Heidelberger Ketzer, den Eintritt in jenen höheren geheimen Grad nicht angetragen habe". Mit dem Ausdruck Engbund meint jedenfalls der siebzigjährige Schwetschke die bald zu erwähnenden Engeren Vereine in der Burschenschaft, ihre durch Zuwahl sich ergänzenden Leiter, die amtlich außer Zusammenhang mit dem Jünglingsbunde, dagegen wohl häufig mehrfach in Personalverbindung mit ihm standen. Die altstudentischen Überlieferungen aber, die ihn nicht ganz losgelassen, bestanden in dem gerade in Heidelberg, Schwetschkes zweiter Universität, üblichen „komment"mäßigen Dahinleben nach Art der alten Landsmannschaften mit der faden Aufregung des Paukens (Ruge), der Wichtigkeit des Zechens usw., ohne durch die Vaterlandsliebe zur Politik geführt zu werden. Schwetschke bezeichnet sich hier mittelbar als einen nicht leidenschaftlich politisierenden Burschenschafter. Er war daher eben in Ruges Augen (vergl. S. 82) einfach mit der übrigen Menge der Kommilitonen „ein Philister", auf dessen rückständige politische Entwicklung man von der erreichten Höhe seines eigenen Standpunktes nur bedauernd herabblicken konnte, mochte jener auch sonst ein lieber und nicht geist- und humorloser Kerl sein.

Die ganz unklaren deutsch-republikanischen Leitbilder, welche den erst 1817 preußisch gewordenen, bis dahin mit seiner Heimatinsel schwedischen, Ruge beherrschten, waren nicht entfernt imstande, Schwetschkes „angeborene preußisch-monarchischen Gefühle auszutilgen" (um mit Bismarcks obigen Worten zu reden). Erwiesen sich doch diese Gefühle, wie der Leser sich erinnert, gerade in Halle während der Fremdherrschaft und der Zeit der Befreiungskriege besonders stark, und schon 1817 hob der Knabe, der Sohn eines allerdings schon lange

in Preußen Eingewanderten, in einem Briefe den König als höchsten Hüter der „Gerechtigkeit" hervor. Sein später so lebhafter Sinn zudem für die Größe früherer hohenzollerscher Fürsten, wie des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, und überhaupt die Kenntnis des in Preußen geschichtlich Gewordenen ist ihm auch schon damals nicht ganz fremd gewesen. Wäre aber endlich doch ein Mittel nötig gewesen, um ihn von etwaigen ernstlichen republikanischen Anwandlungen ab und monarchischen Gefühlen zuzuwenden, so war dies sein mehrfach erwähntes damaliges Freiwilligenjahr mit seinem Fahneneid.

Auch hier herrschte eine tiefe Verschiedenheit zwischen Schwetschke und Ruge. Ersterer war gern und mit vaterländischem Stolze Soldat, worin ihm ja bereits vor vier Jahren sein älterer Bruder in Königsberg vorangegangen war.

Freund Ruge dagegen, der republikanische Staatsmann und „rote Philosoph" in spe, dessen Ideal wohl ein „freies" Volks- kein stehendes Fürstenheer war, hatte sich innerlich erleichtert gefühlt, als er in Stralsund einen Zufall zum Vorwand der Wiederaufgabe seiner Absicht nehmen konnte, schon von der Schule weg in „diese Schule neuester Barbarei", der allgemeinen Dienstpflicht nämlich, zu gehen. Die blaue, rotgerandete Mütze, die er sich nach dortiger Schülersitte als Zeichen seiner bevorstehenden Kriegerwürde bereits angeschafft hatte, flog bei einer Schiffahrt durch eine rasche, ungeschickte Bewegung seinerseits über Bord ins Meer hinein. Er nahm dies sofort als bedeutungsvolles Abwinken des Schicksals für damals und beabsichtigte nun, sein Freiwilligenjahr erst nach der Universitätszeit abzudienen — wo er indes, wie er selbst schreibt, statt eines preußischen Füsiliers bald ein preußischer Füsilierter geworden wäre(71).

Wenn Schwetschke auch nach Vollendung seines Dienstjahres keine hohen militärischen Würden erstieg und ersteigen mochte — er blieb bei dem Leutnant stehen — so erwähnte er doch noch in höherem Alter gern seiner militärischen Dienstzeit. Einige Angaben über sein

Freiwilligenjahr

und die damalige hallische Garnison, soweit sie zu ermitteln waren, mögen daher hier folgen.

Sogar bereits einige Tage vor vollendetem 17. Lebensjahr und noch ehe er Student geworden, war Schwetschke, da er bei seiner sehr kräftigen Verfassung die bestimmungsgemäß „erforderliche körperliche Stärke" besaß, in das 2. Jägerbataillon (Magdeburgisches) als Freiwilliger eingetreten. Es war die erste preußische Truppe, die nach

1806 seit zwei und ein viertel Jahren wieder in Halle stand. Das erst 1815, unmittelbar nach der Schlacht bei Belle-Alliance, gebildete Bataillon, das bis 1818 zu den Besatzungstruppen in Frankreich gehört hatte, dann nach Halle gelegt war und später als Sangerhäuser Jäger vorzüglich bei Königgrätz im Swipwalde und bei Sedan sich unverwelkliche Lorbeeren pflückte, hat im Major a. D. Model in Halle seinen verdienstvollen Geschichtsschreiber gefunden. Auf den Angaben seines Buches (72), die der leider inzwischen verstorbene Verfasser durch schriftliche Mitteilungen mir liebenswürdig ergänzte, beruhen die folgenden Tatsachen.

Noch im Herbst 1817 bestanden sämtliche „Kombattanten", mit Ausnahme von fünf Handwerkern bei jeder Kompagnie, aus gelernten Jägern. Ähnliches hob Schwetschke auch noch aus seiner Dienstzeit hervor. Ein halbes Jahr nach seinem Eintritt wurden aus dem Bataillon die 3. (Brandenburgische) und die 4. (Magdeburgische) Jägerabteilung gebildet. Letztere, aus zwei Kompagnien bestehend, blieb in Halle in Friedensstärke von 11 Offizieren, 3 Chirurgen, 1 Büchsenmacher, 7 Hornisten, 202 Jägern einschl. 20 Oberjägern. Für die Zeit, während welcher die Jäger in Halle garnisonierten (bis 1832) war festgesetzt, daß 20 an der Universität Studierende mit Verpflegung in den Etat und 30 über den Etat ohne Verpflegung eintreten konnten. Schwetschke gehörte zu den letzteren, wie sich aus dem „Stammrollen-Auszug des Jägers Schwetzschke (so!) der 2. Kompagnie pro 1821/22" ergibt (73). Seine uns interessierenden Angaben mit Hinweglassung der bekannten über Namen, Geburtstag, Vaterland und Religion, mögen hier stehen:

„Charge: Jäger. — Tag des Schwures: 7. April 1821. — Größe: [das Grund- und geringste Maß von 5 Fuß ist als selbstverständlich weggelassen] 6 Zoll 2 Strich. — Profession: Studiert Philologie. — Art und Weise des Zuwachses: Ist am 1. April 1821 als Freiwilliger ohne Gehalt eingetreten. — Art und Weise des Abganges: Den 1. April 1822 nach zurückgelegter einjähriger Dienstzeit zur [2jährigen] (74) Kriegsreserve seiner Heimat entlassen. — Bemerkung: Bei Zertheilung des Bataillons am 17. Oktober 1821 von der 3. Kompagnie anhier [in die 2.] versetzt".

Die guten Fechter unter den Freiwilligen, die also etwa ein Viertel der Mannschaft ausmachen konnten, wurden zum Unterricht der Jäger im Hiebfechten verwendet; das Bajonettieren kam bei den Jägerbataillonen etwa erst Ende der 1850 er Jahre zur Einführung, wenn auch vorher das Stoßfechten geübt — florettiert — wurde. Sie

hatten dafür keinen nennenswerten Dienst in den anderen Dienstzweigen. So hat der Oheim des Majors Model, der in Halle 1804 geborene, 1887 als Geh. Regierungsrat verstorbene Bühne, der als Student der Rechte ebenfalls in Halle diente, seinem Neffen häufig erzählt. Ob Schwetschke zu diesen guten Fechtern gehörte? Es ist wohl anzunehmen nach seinen fleißigen und glücklichen Leistungen in der edlen Fechtkunst als Student. Noch in der alten, von Linden-, Akazien- und Kastanienbäumen beschatteten Hauptwache auf dem Markte südlich neben dem Roten Turme hat auch er Wache getan.

Die Scheibenstände der Jäger befanden sich auf der mit dichtem Laubwald bestandenen Rabeninsel bei Böllberg. Diese Insel, früher das „Krähenholz" geheißen, trug den Namen von einer großen, in den höchsten Baumwipfeln befindlichen Anzahl von Raben- und Krähennestern, deren Insassen abends in langen Zügen krächzend heimkehrten; im Hochsommer war sie oft von Mückenplage heimgesucht. —

Nach diesem altbeliebten Vergnügungsort der Hallenser marschierte aber Schwetschke nicht nur als Jäger mit den Kameraden, sondern wanderte er jetzt auch wohl etlichemal mit den „Brüdern und Freunden" der Burschenschaft, die hierhin oder über die Hohe Brücke nach Passendorf oder in die Dölauer Heide gelegentlich ihre großen Massenbummel richteten. Hierbei konnten sie sich nach Herzenslust unterhalten und singen. Denn in der „häßlichen und unbequemen Stadt", wie Ruge schreibt, auf den die schönen Bauwerke des Marktes gar keinen Eindruck gemacht zu haben scheinen, hatte man zwar eine Zeitlang versucht, auf dem Großen Berlin, wie zu Jena auf dem Markte, täglich zusammen zu kommen; aber dieses Platzviereck war doch immer so klein, daß die Gesänge der Körnerschen und Arndtschen Lieder und das Auf- und Abwogen einer großen Versammlung den Anwohnern lästig wurde; auch erregte die Sache Aufsehen. So wurde denn im Sommer zu derartigem Zusammensein in die Umgebung gezogen.

An zeitraubenden Ausflügen konnte Schwetschke natürlich nicht teilnehmen. So an den amtlichen nachbarlichen Besuchen der hallischen Burschenschaft bei der Burschenschaft in Leipzig, den sogenannten „Musen", wo das „Federvieh", und bei der in Jena, wo ähnlich, wie in Halle, die „Politiker" herrschten.

Mit Beginn des Winters begannen die behördlichen Verfolgungen der Burschenschaften schärfer einzusetzen. Die, Aufregung und Erbitterung erzeugenden, Unternehmungen dieser Art in Halle finden sich in Schraders Geschichte der Universität, in Ruges Buch und, nach dem

Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, in den Burschenschaftlichen Blättern erzählt (75). Sie gingen von dem Regierungsbevollmächtigten und Kurator von Witzleben aus, einem von Haus aus nicht übelwollenden und verfolgungssüchtigen Mann, der aber, dem Universitätsleben trotz großer Gelehrsamkeit bisher fernstehend, von Oben abhängig war und die Burschenschaft für ein Verderben hielt. Eine Hudelei folgte der andern. Bald wurden sieben der Burschenschaft Verdächtige fortgeschickt, bald ließ er den Fechtboden schließen, weil er die gemeinsamen Fechtübungen für ein Beförderungsmittel geheimer Verbindungen hielt, bald wollte er eine der Zusammenkünfte auf der Quelle sogar von Soldaten auseinander treiben lassen.

Ehe es aber dazu kam, gelang es glücklicherweise dem Prorektor Maaß, sowohl Witzleben von solcher wahnsinnnigen Gewalttat abzuhalten, wie auch die jungen Leute, die in höchster Aufregung mit Messern und Rapieren sich zum Widerstand gerüstet hatten, mit beifällig aufgenommener Ansprache in der Quelle zum ruhigen Nachhausegehen zu bewegen.

Dann wieder kamen „die Schergen der Gewalt", um eine auf Kosten der Allgemeinheit unter dem Titel „Deutsche Lieder" gedruckte Liedersammlung zu beschlagnahmen. Da der Absatz aber ein sehr rascher gewesen war, fanden sie bei dem vorgeschobenen Verteiler nur noch drei bis vier Stück. Den Rest hatte Ruge, dem der Verkauf übertragen war, in einer Kiste bei seiner Wirtin verwahrt. Die Einziehung der Lieder sollte wohl erfolgen, weil bei Wiedergabe der Vaterlandslieder der Ausschuß gewiß nicht so vorsichtig gewesen war, wie in gleicher Lage bereits zwei Jahre vorher der junge Hoffmann von Fallersleben in Bonn. Von diesem, der im Auftrag der, aus Vorsicht weder Burschenschaft noch Landsmannschaft sein wollenden, Allgemeinheit „Bonner Burschenlieder" (1819) zusammengestellt hatte, war notgedrungen in betreff der Vaterlandslieder auf das Vorsichtigste verfahren worden, so daß z. B. der Schluß von Arndts schönem Liede: Bringt mir Blut der edlen Reben, Bringt mir Wein, der lautet:

Süßestes von allen Dingen,
Dir, o Freiheit, will ich's bringen
In dem Wein! —

nach damals bereits üblicher Veränderung hieß:

Süßestes von allen Dingen,
Dir muß ich's im Stillen bringen
In dem Wein (76).

Da nun die Behörden fortgesetzt auszuspüren suchten, wer die Vorsteher dieser Burschenschaft seien, um sie dann fortzuschicken, so lösten wir, schreibt Ruge, als wir dies merkten, den Vorstand auf und teilten uns in viele Kränzchen oder Lesezirkel, davon jeder jedesmal, wenn er bei irgend einem von uns zusammenkam, einen Sprecher (l. Vorsteher) wählte. Diese waren dann der Vorstand der Allgemeinheit, der, weil er fortdauernd wechselte, nicht leicht verraten werden konnte. Auch war das Universitätsgericht unter dem würdigen Dryander gar nicht aufgelegt, sich zu einer Inquisition herzugeben, wo gar kein Vergehen vorlag. Als dennoch auch die Kränzchen verfolgt werden mußten, ließen wir den Namen fallen und luden uns einfach einander ein. Das konnte man doch nicht verhindern. — Um aber unserer Politik sicher zu sein und den guten Geist gewiß nicht erlahmen zu lassen, bildeten wir einen „engeren Verein" [wie sie auch an anderen Universitäten entstanden(77)] einzig und allein zu dem Zweck, bei jeder möglichen Sprengung der Allgemeinheit immer neue Formen zu finden, unter denen sie sich wieder vereinigte!

Endlich kam die Gereiztheit der akademischen Jugend zu zwei gewaltsamen Ausbrüchen. Zuerst warf man dem Kurator von seiten der Korps und der Burschenschaft die Fenster ein. Grund: Als die letztere jedenfalls wohl ohne vorherige Verständigung mit dem Kurator, zur Abhaltung oder zur Vorbereitung eines Abschiedskommerses vor ihrer, auf Anordnung des Ministers von ihr auch beschlossenen Selbstauflösung sich zusammenfand, ließ Witzleben sofort durch Polizeibeamte mehrere Teilnehmer nicht nur verhaften, sondern auch in den polizeilichen Gewahrsam, statt des akademischen Karzers, abführen! Diese ungeschickte Mißachtung des uralten akademischen Rechtes und Brauchs traf mehr noch, als die neuzeitlich gesonnenen Burschenschafter, die regierungsseitig bisher milder angefaßten Landsmannschafter, die vier Korps der Pommern, Märker, Sachsen und Thüringer, in ihr Innerstes; denn sie gerade fühlten sich als die berufensten Grals-Hüter des alten Komment-Heiligtums. Sie vergaßen vorübergehend aller Feindschaft gegen „alles altdeutsche Wesen" (der Burschenschaft), bei dessen „Unterdrückung und Ausrottung" sich gegenseitig zu unterstützen sie in der „allgemeinen Konstitution der hallischen Landsmannschaften" von 1820 besonders versprochen hatten(78) und ließen die Burschenschaft wissen, sie würden dem Kurator die Fenster einwerfen und hofften, jene würden sich lebhaft dabei beteiligen.

„Wie ein Lauffeuer", ich erzähle nach der lebhaften Schilderung Ruges, „wie ein Lauffeuer flog der Aufruf durch alle Straßen und eines Abends etwa um neun Uhr wimmelte der Große Berlin von Studenten aller Farben. Ein Haß gegen das unselige Werkzeug der kindischen Karlsbader Quälerei beseelte Alle, und eine furchtbare Fensterkanonade riß selbst das Holzwerk der Fenster mit fort und verwüstete die ganze Wohnung des gerade abwesenden verhaßten Schergen". Ein donnerndes Pereat machte den Schluß dieses aus verschiedenen Gründen jedoch nicht von allen Burschenschaftern gebilligten, ganz in der Nähe des Gebauer-Hauses erfolgten Ausbruchs des allgemeinen Unwillens. Dann verzogen sich die Massen. Tags darauf hob der Kurator seine Sprechstunde für Studierende auf und ließ weitere dreizehn aus ihren Wohnungen durch Polizeibeamte festnehmen. Das schlug dem Fasse den Boden aus. Als auch eine anonyme briefliche Forderung auf angemessene Haft der Gefangenen erfolglos war, griff — der zweite Ausbruch der studentischen Empörung — mehr als die Hälfte der hallischen Musensöhne kurz entschlossen zu dem, in jenen Zeiten ab und zu angewendeten letzten „studentischen Rechts- und Machtmittel": zum Auszug aus der Universitätsstadt. Sie versammelten sich den 7. Februar 1822 vormittags auf dem Markte, um die Universität in Verruf zu tun, und zogen nach der, eine Stunde entfernten, auf hohem Elsterufer gelegenen Broyhanschenke zwischen Ammendorf und Beesen. Sie wollten nur zurückkehren, wenn der Studentenschaft ihr akademisches Recht zugebilligt sei.

Der Vorgang sah dem Kurator gefährlicher aus, als er war. Er hatte zum Schutze der etwa bedrohten Ordnung und seiner Person nicht nur die hallische Garnison aufgeboten, sondern auch eiligst aus Merseburg drei Kompagnien des dortigen Infanterie-Bataillons herbeigerufen. Diese besetzten zwar nachmittags die Hauptwache und die äußeren Stadttore, fanden aber gar nichts zu tun; und auch mit den Jägern kam es zu keinem Zusammenstoß, da der allgemein beliebte Kommandeur und Garnisonälteste, Major, später Oberstleutnant, v. Bockelmann, der sogar den Versuch einer Vermittlung unternommen zu haben scheint, zur Vermeidung von Blutvergießen die Militärmacht zurückzog. Indes, der Auszug endigte, wie die späteren der Jenenser, Heidelberger, Erlanger u. a. m. Das Leben auf dem Dorfe war teuer und schmal und brachte manche Unbequemlichkeiten mit sich. 40 bis 50 Musensöhne waren deshalb als kluge Leute lieber nach Leipzig ausgewandert. Man sandte also schon am 8. ein Schreiben an Prorektor und Senat mit der Bitte um Wiederzuwendung des alten Vertrauens.

Man hätte den Auszug unternommen, um sich vor ferneren Verhaftungen zu sichern, besonders aber, um wirkliche Ausschreitungen zu verhindern, die ihnen unvermeidlich erschienen seien bei den durch die Fechtbodenschließung, die Kommersverhinderung und die Verhaftungen aufgeregten Gemütern. Den Behörden und dem Senat lag natürlich auch daran, einen Ausgleich zu finden, und nach mehrfachem Hin- und Herverhandeln, an dem sich auch die erschreckte, um ihren Erwerb besorgte und dem Kurator aufsässig gewordene Bürgerschaft beteiligte, kehrten bereits am 9. Februar Abends die Auswanderer, jedoch nur je 10 auf einmal paarweise zu den Fleischtöpfen und Biertonnen ihres Städtchens wieder zurück, „bei erleuchteten Straßen, zur Freude der Philister, ihrer Weiber und Töchter. Und das Volk Israel zog ein, ging wieder in die Schulen nach Brauch ihrer Väter, und die Schriftgelehrten freuten sich, ihre Lieblinge wieder zu sehen in den Schulen. Finis opus coronat". So schließt mit rückblickendem studentischem Humor eine handschriftlich noch lange verbreitete, im biblischen Tone gehaltene lustige Chronik: „Das Buch vom Auszuge des Volkes Israel" &c. &c. mit dem Mahnspruche: Ne cede malis at tu audentior ito (79).

Der König, an den man den Vorfall berichtet hatte, befahl, die Untersuchung auf die Aufwiegler zu beschränken, doch wurde sie bald aufgegeben. Die „Gesellschaft" komme noch auf der „Quelle" zusammen, wie der Universitätsrichter unterm 5. März berichtete, verwandele sich aber in einen Singverein. Erst am 7. Juli wurde diese Burschenschaft durch einen Erlaß des Regierungsbevollmächtigten wieder einmal amtlich unterdrückt.

Schwetschke konnte in seiner Eigenschaft als Soldat, in der er sogar beim Studenten-Auszug gegen seine Kommilitonen unter die Waffen treten mußte, an all jenen größeren studentischen Reibereien mit dem Kurator sich nicht beteiligen, wenn er es auch mitunter als Anhänger „altstudentischer Traditionen" wohl gemocht hätte.

Ruge hat es indes getan; er hat besonders „den Versuch dieses Auszuges mitgemacht und dabei erfahren, wie bald die Hilfsquellen der Auszügler verbraucht und ihre Widerstandskraft erlahmt war, da die meisten Studenten nicht reich genug waren, um die Universität gleich aufgeben zu können, als die Behörden störrig blieben".

Die lustige Chronik vom Auszug der Kinder Israel nach der Broyhanschenke, wie auch manche heiteren Einzelerlebnisse Ruges (ein Spritzritt nach Leipzig ins Theater, ein eintägiger Fußmarsch hin und zurück zu einer Sitzung des Bierstaates Lichtenhain bei Jena u. a.)

zeigen, daß trotz aller Drangsalierung der Geist des Humors durchaus nicht aus der hallischen Burschenschaft auszutreiben war. Auch der sittliche Eifer, der neben dem wissenschaftlichen im ganzen sehr wohltätig wirkte, fand immer Gegengewicht im heiteren Sinne der Jugend gegen Überspanntheit und Schwärmerei. Halle war aber doch bei weitem gefühlsseliger und viel weniger heiter, als Jena oder Leipzig, die beiden anderen sächsischen Universitäten. Trübe, ja schwermütige Lieder waren beliebt. So zog die hallische Burschenschaft mit Körners Schlachtgesang: „Ahnungsgrauend, todesmutig bricht der große Morgen an" sogar in Leipzig zum frohen Besuch der dortigen „Musen" ein, denen dies, wie die Faust aufs Auge passende, Grabgeläute und das Aufsehen, was die Hallenser erregten, gar nicht recht war. Auch im Volkslied und auf den Leierkästen herrschten Ernst und Wehmut vor. So wurde, während die Franzosen noch bis 1818 ein Gegenstand des Abscheus waren, das Tiedgesche „Der Kosak und sein Mädchen": Schöne Minka, ich muß scheiden, ach! Du fühlest nicht das Leiden, fern zu sein von Dir — als angeblich russisches Volkslied nach seiner bekannten kleinrussischen Weise mit großer Teilnahme und Wehmut auch von Schwetschke gesungen. Überhaupt trieben sich, worauf Ruge aufmerksam macht, die Lieder jener Zeit in Schwermut, in Todesahnungen, in Körnerschen Gelübden, sich dem Opfertod für das Vaterland zu weihen, umher, und der freie heitere Geist eines bewußten Sieges, einer jubelnden Befreiung, kam in dieser Lyrik nicht zum Durchbruch, — die natürliche Wirkung der unbefriedigenden politischen Erfolge des Krieges! Wie anders in und nach 1870!

So waren auch die Versammlungen der Burschenschaft feierlich erregt, und diese Stimmung ging oft auf die Verhältnisse der Einzelnen zueinander über. Aber die in der großen Zahl der Burschenschafter ebenfalls vorhandenen Kopfhänger, die Enthaltsamen, die immer Wasser tranken und zur Abhärtung auf harten Matratzen schliefen, gewannen doch nie die Oberhand. Ja, ein sonst unbekannter Student, „der Fürst", der seinen Beinamen jedenfalls seiner hervorragenden Bierbeherrschung zu verdanken hatte, genoß in demjenigen trinkfrohen und trinkfesten Kreise, zu dem auch Schwetschke zählte, ob dieser Eigenschaft besonderer Achtung. Wenn nämlich, nach unseres Helden anekdotischer Überlieferung, im Dunkel der Nacht von heimkehrenden Burschenschaftern an einem Ende des Marktes vom anderen her ein gewaltiges eigentöniges lautes Rülpsen vernommen wurde, so hieß es — der gewissenhafte wahrheitliebende Geschichtschreiber muß es leider buchen: o tempora, o mores! mit einer gewissen Ehrerbietung vor seinem Ur-

heber: „Das ist der Fürst! der Fürst!" (Von entarteten Studenten des 17. Jahrhunderts heißt es über diesen Punkt bei einem gleichzeitigen Schriftsteller: „Da hat man ein wunderlich Schrecken- und Trauerspiel von rülzen, grülzen, rauschen, schreien, wüten" (80) usw. Möglicherweise war „der Fürst" ein von seiner Kneipe am Großen Berlin heimkehrender Pommer. Oder war es vielleicht ein anderswoher kommendes, bemoostes burschenschaftliches Haupt, jener, der „Dämmerfürst" genannte „Magdeburger N.", dem, nebst v. Kobbe, die heidelberger Burschenschaft ein gemeinschaftliches festliches Abschiedsgeleite zu Roß und Wagen (Komitat) am 3. Januar 1819 bis Weinheim gegeben hatte? (81) Aus Halle wird sechs bis sieben Jahre später nur kurz von „sogenannten Komitaten abgehender Burschen nach Merseburg, Naumburg, Lauchstädt berichtet, wobei auch die sonst gewiegtesten Mitglieder, mitunter dem stachelnden Reize nicht widerstehend, die Unvorsichtigkeit begingen, alle ihre Abzeichen herauszukehren; doch nur über der Weste". Immerhin blieb der Grundzug des hallischen Burschenlebens ein verhältnismäßig ernster und durch die behördlichen Unterdrückungen und Quälereien getrübter und unbehaglicher. Ein unjugendlich eintöniger wird er auch wohl in eben dieser Zeit deswegen genannt, wie auch wegen der Theologenvorherrschaft und später (eine Schattenseite im Gefolge des seit Tholucks Berufung 1826 in Halle aufkommenden Pietismus) wegen einer künstlich emporgeschraubten, doch nicht selten erheuchelten Sittenstrenge gegenüber dem weiblichen Geschlecht, — aus der öfter „die schreiendsten Gegenbeweise ex post" hervorsprangen (82). —

Doch, — das Freiwillige-Jäger- und erste Studentenjahr neigte sich seinem Ende zu. Eintönigkeit war nicht das Wesen der Schwetschkeschen Familie. Und so führte ihren studierenden Sprossen das neue Frühjahr einer neuen Hochschule zu.



Burschenschafter in Heidelberg.

Der Wille des Vaters und der Wunsch des Sohnes werden zu dem mit Ostern 1822 eintretenden Wechsel der Universität zusammengewirkt haben.

Vater Schwetschke, zu seiner eigenen geschäftsmännischen Ausbildung früh aus seiner Heimat weggeschickt, hatte sich selbst freiwillig

in der Fremde weiter den Wind um die Nase wehen lassen und den Vorteil davon verspürt. Wie er dann zuerst seinen älteren Sohn fürsorglich, weitblickend und streng nach den Endpunkten der deutschen Kultur und darüber hinaus: im Norden zur Wiege des preußischen Königtums und in die Zarenhauptstadt, wie im Süden nach der Kaiserstadt an der Donau zugleich zu seiner beruflichen und gesellschaftlichen Ausbildung gesendet hatte; so wird er auch für seinen jüngeren Sohn den Besuch einer auswärtigen Universität zur Erweiterung seines Gesichtskreises für nützlich gehalten haben. Politisch war ferner der vaterländisch gesonnene, gereifte Mann, wenn auch keineswegs in Loyalität ersterbend, doch vorsichtig und maßvoll.

So hatte er 1817 nach dem Wartburgfest geschrieben: „Es ist ein stark Stück, die Burschen sprechen so derb, nebst Fries [Prof. in Jena], daß es unmöglich in Berlin gefallen kann. Hier hat der Prorektor einen Befehl unmittelbar vom König in starkem Ausdruck bekommen, zu untersuchen, wer von hier bei dem Fest auf der Wartburg gewesen sei, und jedes Protokoll sogleich und unmittelbar ihm einzusenden". Und dem Empfänger des Briefes, dem in Königsberg zugleich akademische Vorlesungen besuchenden Ferdinand, hatte er geraten, in dieser, allgemeines Aufsehen erregenden, Ungelegenheit „sich leidend zu verhalten und keine Parthie zu nehmen, die ihm zu nichts frommen könne". Auch von seinem Sohne Gustav mochte eine etwaige väterliche Mahnung, sich von politisch-extremer Betätigung fernzuhalten, die ihm „nichts frommen könnte", in der Hauptsache bisher beherzigt worden sein.

So mochte der Vater wünschen, daß jetzt auch Gustav, wenngleich er mit seiner Bewilligung Burschenschafter geworden war, nicht doch vielleicht den „Politikern" der hallischen Burschenschaft mit der Zeit näher trete, als ihm, dem Vater, bei den unerquicklichen preußischen Verhältnissen lieb sein konnte. Der Sohn seinerseits sehnte sich, das frühere Beispiel des Bruders vor Augen, sicher ebenfalls hinaus in die Ferne, um, unabhängig von allem bisherigen Zwang der Verhältnisse, nun einmal als freier Musensohn zu leben.

So gab der Vater wohl gern, jedenfalls auch von gelehrten Freunden beraten, seine Einwilligung zum Besuche des altberühmten Neckar-Athens. —

Die heidelberger Ruperto-Carola, in deren Matrikelbuch sich Schwetschke am 29. April als Philolog eintrug, hatte sich im Beginn des Jahrhunderts zu neuer großartiger Blüte entfaltet. Am Ende des 18. Jahrhunderts war sie durch die Herrschaft der Jesuiten wissenschaftlich und durch den Verlust ihrer linksrheinischen Einkünfte infolge

der großen französischen Revolution wirtschaftlich buchstäblich dicht am Erlöschen gewesen. Da hatte sie 1803 der Kurfürst von der Pfalz, spätere Großherzog von Baden, Karl Friedrich, der im Süden, wie Karl August im Norden, unter den kleineren deutschen Fürsten einen Ehrenplatz einnahm, in wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung neubegründet; und die alte Ruperta hieß von nun an Ruperto-Carola zur Erinnerung an ihren zweiten, 1811 verstorbenen Stifter (83). Unter den von ihm neu berufenen gelehrten Kräften war eine der bedeutendsten der marburger Professor der Philosophie Georg Friedrich Creuzer, der eben durch sein elegantes historisch-philosophisches Werk „Über die historische Kunst der Griechen" allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er rief die klassischen Studien in Heidelberg recht eigentlich wieder ins Leben, denn philologische Vorlesungen gab es nicht mehr: Homers Ilias war von den Jesuiten einfach auf den Index gesetzt! Zahlreiche Schüler von überallher strömten ihm zu, seine Vorlesungen gehörten in den Jahren 1813 bis 1830 zu den besuchtesten und namentlich in dem Kolleg über „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" (sein Hauptwerk, das mehrere jahrzehntelang im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bewegung, wie Befehdung stand), sah er über Hundert zu seinen Füßen, auch Theologen, Juristen, Staatsmänner, Geschichtsforscher u. a. Creuzer war eine feine und sinnige, aber nicht selbständige und große Natur. Männer wie Goethe, W. v. Humboldt, Bunsen waren jedoch auf das Lebhafteste von seinen weitausgedehnten Untersuchungen ergriffen, aber seine Wirkungen waren mehr reich, als dauernd. — Als eine der einflußreichsten wissenschaftlichen Persönlichkeiten hat er den Charakter des bedeutsamsten neuzeitlichen Abschnittes der Heidelberger Universität mitbestimmt, ihren Einfluß weit über Deutschlands Grenzen mitbegründet (84). Creuzer war wohl auch der wissenschaftliche Hauptmagnet, der Schwetschke nach Heidelberg zog. Dieser berichtet selbst einmal später, daß er Creuzers „Vorlesungen allerdings nicht allzuregelmäßig" — den Grund werden wir bald sehen — „aber mit dem allergrößten Interesse gehört" habe (85). Und die „Archäologie" (d. h. die Altertumskunde überhaupt, die Wissenschaft von Kunst und Leben der sogen. „Göttlichen Alten") blieb für Schwetschke lebenslang „ein herrliches Fundamentum", eine Hauptgrundlage seines geistigen Daseins (86). Ein gewisses gemütliches Bindemittel zwischen Lehrer und Schüler mag ihre beiderseitige Kenntnis und Verehrung des verdienten jovialen hallischen Professors und weimarischen Hofrates Christian Gottfried Schütz gewesen sein. Denn bei diesem, der 1804 mit seiner berühmten „Allgemeinen Literatur-

zeitung" nach Halle übergesiedelt und dem jungen Buchhändlerssohn wohl bekannt war, hatte Creuzer, mit Jacobs der bedeutendste Schüler, als Student in Jena philologische Vorlesungen gehört. Außer diesem seinem verehrten Lehrer sah der Musenjünger auch einen anderen berühmten Mann, den als badischen Staatspensionär in der geistig wieder so angeregten Neckarstadt lebenden alten Dichter, Altertumsforscher und Homerübersetzer Johann Heinrich Voß, den „wackern eutinischen Leuen", der wenige Jahre darauf als heftiger wissenschaftlicher Gegner Creuzers und Feind der zum Ultrakatholizismus neigenden und führenden Romantiker auftrat. Doch scheint Schwetschke mit ihm nicht in Berührung gekommen zu sein, dagegen bei seinem Sohn, dem schon im Herbst desselben Jahres verstorbenen Professor der Philologie Heinrich Voß, gehört zu haben. Möglicherweise auch bei dem Geschichtschreiber Schlosser.

Indeß, wie er Creuzers Vorlesungen nicht allzu regelmäßig besucht zu haben bekannte, so wird das Gleiche wohl auch bei denen anderer Lehrer der Fall gewesen sein. Denn der hallische Bursch war natürlich nun von selbst Mitglied der heidelberger Burschenschaft. Und, hatten ihn in Halle von völliger Teilnahme am Verbindungsleben sein Dienstjahr und sein nicht unterbrochenes Familienleben abgehalten — hier konnte er sich dem angenehmen, aber zerstreuenden Verkehr mit den Jugendgenossen in ortssatzungsmäßig „frohem" studentischen Treiben um so ungehinderter hingeben, als dies Treiben, vom leichtlebigen pfälzer Blut der Einwohner unterstützt, von der Staatsgewalt in keiner nennenswerten Weise gestört wurde. Welch' ein Unterschied gegen Halle!

Die heidelberger Burschenschaft hatte als Farben Schwarz und Rot, zum Zeichen, daß der deutsche Bursche zum Frohsinn und der feurigen Jugendglut den Ernst und die Würde des Mannes gesellen möge. Ihr Feierkleid sollte einschließlich der Feder auf dem Barett durchgängig schwarz sein (87). Sie sah auf eine ähnliche Geschichte zurück, wie die hallische, ja teilweise wohl wie die meisten anderen. Mindestens hundert Studenten waren auch hier dem Drange zur Befreiuung des deutschen Vaterlandes gefolgt; die Zurückkehrenden hatten infolge der allgemeinen Aufforderung E. M. Arndts 1814 eine, ihre Mitglieder aus allen deutschen Gauen aufnehmende, mit der hallischen Verbindung gl. N. in Verkehr stehende „Teutonia" gegründet, welche dann 1817 den Kern einer stattlichen deutschen Burschenschaft von 170 Mann abgegeben hatte. Diese war durch die in ihrer Nähe in Mannheim ganz eigenmächtig verübte Sandsche Tat zwei Jahr später

zwar ebenso völlig überrascht wie alle Welt und wegen der vorauszusehenden Folgen teilweise erschreckt worden. Eine beträchtliche Zahl von Untersuchungen, die natürlich sofort gegen sie angestrengt wurde, war ebenso natürlich ergebnislos verlaufen. In großen Scharen aber war man zum Zeichen der Teilnahme an Sands „Opfertod" zu dessen Hinrichtung am 20. Mai 1820 vor Mannheim gewallfahrtet. Seine Tat und seinen Tod schrieb man in erregter Weise nicht Metternichs — der wie gewöhnlich schlau im Hintergrunde blieb — sondern des Königs von Preußen Regierungssystem zu, dem in Heidelberg manches Pereat gebracht wurde. Dort wurde auch auf einem Hügel beim Kirchhof am Waldesrand von dem Scharfrichter aus Sands Schaffot ein Weinbergshäuschen, das „Sandhäuschen", errichtet mit wunderschöner Aussicht in die Rheinebene. Bei ihm fanden noch jahrelang, ein Ausfluß der düster-romantischen Zeitstimmung, nächtliche Gelage der Burschenschaft im Freien oder Versammlungen in späteren Verfolgungszeiten statt (88).

Über Schwetschkes Beurteilung der Sandschen Tat ist mir nichts bekannt. Er dürfte die Meinung seines späteren Freundes Hoffmann-Fallersleben (89a), geteilt haben, dem es feststand, daß man gegen Kotzebue „mit denselben Waffen kämpfen mußte, womit er Deutschland und die sogen. Deutschtümelei angriff, und das war die Feder, zumal da es neben Kotzebue noch viele, viele Lumpe gab und gefährlichere, als er: wo hätte man da anfangen und aufhören sollen, wenn man den Verrat am Vaterlande auf Sands überspannte Weise hätte rächen wollen?" War aber Schwetschke als Student politischen Extremen ähnlich abgeneigt, wie er es später war, so ist in diesem Zusammenhange doch zu erwähnen, daß er noch als reifer Mann sich wiederholt als ein großer, fast schwärmerischer Verehrer des edlen Heldenmädchens Charlotte Corday äußerte, die mit Aufopferung ihres jungen Lebens Frankreich wenigstens von Marat, dem einen seiner scheußlichsten Menschenschlächter, befreit hatte. Galt die Tat auch dem Vaterlande mit — das tiefverletzte menschliche Gefühl rief an erster Stelle die „Tyrannenmörderin" zum Einschreiten auf, und das befriedigte reinmenschliche Gefühl bewog Schwetschke, ihr Andenken zu ehren.

Selbst für den extremen Ruge, der schon als Schüler nach Napoleons Rückkehr aus Elba allen Ernstes sich geschworen hatte, bei erneuter Unterjochung Deutschlands ihn zu erdolchen, blieb Sand („der heldenmütige Jüngling", für Ruges einstigen stralsunder, später anders denkenden portenser Rektor Kirchner — wie für so viele andere gute Patrioten), zwar der Märtyrer seiner Vaterlandsliebe. Aber er

meinte doch (89b) „man müsse sein ganzes Leben der Freiheit widmen, wie dies Luden, Bunsen u. a. brave Männer täten; man müsse der Gefahr und dem Tode trotzen, wenn es dazu käme, aber das Leben nicht voreilig wegwerfen". —

Zunächst nun litt die heidelberger Burschenschaft auf Jahre hinaus in keiner Weise unter einer Drangsalierung der Behörden Badens, das schon 1818 eine Verfassung erhalten hatte. Denn in Demagogensachen war das liberale Verhalten des Ländchens, wie Dietz (90) an einigen ergötzlich erzählten Beispielen dartut, wenig bundesfreundlich gegenüber der preußischen Regierung, die seinen Beistand bei Demagogenverfolgungen mehrfach wünschte. So berichtete der Senat am 20. Juli 1822 an den Kurator auf eine Anfrage des preußischen Ministers des Innern und der Polizei von Schuckmann vom Ende des vorigen Semesters an die badische Regierung über das jetzige Studium einiger früheren berliner Burschenschafter in Heidelberg: es seien 45 Mitglieder der „wiederholt aufgelösten" Burschenschaft und 51 der übrigen Verbindungen (der Korps der Schwaben, Westfalen, Saxoborussen, Hessen und Rhenanen) ermittelt worden. Weil aber der Zweck aller sechs Verbindungen „entfernt von aller politischen Tendenz nur auf die Aufrechterhaltung des allgemeinen Studentenbrauchs" gerichtet sei [einen politischen geheimen „engeren Verein" gab es in der Tat nicht (77)] und weil zudem alle sechs Verbindungen sich nach Versicherung ihrer Mitglieder sofort nach Einleitung der Untersuchung aufgelöst hätten, so sei zu irgendwelchem strengeren Einschreiten keine Veranlassung. Der Senat habe vielmehr lediglich gegen 4 auf Unterschrift des Konsils und gegen die übrigen 92 auf 8 Tage Karzer erkannt.

Dem badischen Ministerium, dem offenbar auch der weitere möglichst starke Besuch der Hochschule am Herzen lag, paßte — wiewohl für jeden noch so oberflächlichen Kenner studentischer Verhältnisse die Auflösung der Verbindungen ersichtlich bloßer Schein war — der Bericht so sehr, daß es sogar beim Großherzog mit Erfolg die Herabsetzung der Karzerstrafen auf je die Hälfte befürwortete.

Diese allgemeine Karzerstrafe dürfte Schwetschke als seine erste dort mitverbüßt haben. Mit den oben angegebenen 45 Mitgliedern der Burschenschaft ist aber offenbar nach der bei ihr üblichen Einteilung nur die engere Zahl der Burschen gemeint, die 1824 z. B. 40 betrug, wozu noch 100 Füchse und Brauchpflichtige als ihr weiterer Kreis hinzukamen. 1824 zählte die Burschenschaft demnach 140 ihr Zugehörige; ähnlich stark mag sie auch im Sommer 1822 gewesen

sein, wo Schwetschke als Jungbursche ihr Mitglied wurde. Nun erst konnte er sich im Kreise der Brüder und angeregt durch die, zu frohem, sorglosen Lebensgenuß gleichsam einladende schöne Natur, zum flotten Burschen alter Schule entwickeln mit dem Ideal des alten wittenberger Professors Paul Roeber: Extra academiam vivere non est vivere! Nichts vermag wohl besser dieses Studentenleben Schwetschkes selbst kurz zu kennzeichnen, als die Verse, mit denen er als Dichter der „Bismarckias" die Studentenjahre seines Helden von Unbeginn an in glücklichster Idealisierung umschreibt:

„Abgeschüttelt von den Sohlen
Ist der Schulstaub; hohe Wogen
Tragen jetzt das Schiff des Jünglings.
Alle Anker sind gelichtet,
Alle Segel aufgezogen,
Und der Burschenfreiheit Flagge
Lustig flatternd zeigt die Inschrift:
Nitimur in vetitum!*)"

Schöne Tage wilder Freiheit!
Fröhlich sammelt ihr die Jünger
Der kastalischen neun Schwestern
Auch in andrer Götter Hallen:
An den duftenden Altären
Eines Bacchus und Gambrinus,
Edler Säfte milder Spender,
Opfert fromm der Neophyt.

Auch des kampfesfrohen Mavors
Heiligtum erschließt sich prangend.
Hört ihr dort den Schall der Waffen?
Hört ihr dort des Kampfes Tosen?
Hei! wie blitzen scharfe Klingen,
Hei! wie pfeifen Terz' und Quarten,
Wie so Mancher haut so Manchem
Über's Maul und wird gehaun.

Niemand wird diese Verse lesen können, ohne aus ihnen die eigenste Erfahrung des Dichters herauszulesen. Und so werden denn

*) Ovid, Amores 3, 4, 17: Nitimur in vetitum semper cupimusque negata; d. h.: Immer nach dem Verbotenen streben wir und begehren das Versagte.



Kommers auf der Hirschgasse.



auch gerade sie als gelungene Proben der Schwetschkeschen Muse seit Hesekiels Buch über Bismarck in einer Reihe von Lebensbeschreibungen unseres großen Reichsbegründers angeführt.

Daß Schwetschke die „schönen Tage wilder Freiheit" des Burschenlebens gehörig auskostete, ist durch seine eigenen späteren gelegentlichen Erzählungen und Andeutungen festgestellt. Seine äußerst kräftige Körperverfassung erleichterte ihm diese Lebensführung, ja trieb ihn wohl dazu. Von einem seiner Opfer an dem Altare des Gambrinus gibt möglicherweise die figurenreiche Daniel Fohr'sche Zeichnung eines bereits stark in die Fidelität übergegangenen Kommerses auf der Hirschgasse aus den 1820er Jahren eine Vorstellung. Wir geben eine Abbildung von ihr (91). Nach der auffallenden Ähnlichkeit mit einem weit späteren Bilde Schwetschkes, das wir den Lesern s. Zt. zeigen werden, dürfte er ziemlich zweifellos dargestellt sein als der in der Mitte der bewegten Gesellschaft mit einigen Andern auf dem Tische Stehende, der, selig lächelnd, aus einer hocherhobenen Kanne ein Glas mit schäumendem Gerstensaft füllt. Mit großer Mannigfaltigkeit ist hier in dem künstlerisch und naturgetreu entschieden hervorragendsten Kneipbilde jener Zeit vom Künstler die Wirkung des Biergenusses auf die verschiedenen Charaktere dargestellt. In der Mitte des Vordergrundes schlingt ein zärtlich gewordener Freund seinen Arm um den Nacken des andern. Sie schauen und hören eines zweiten Paares gereiztem Wortwechsel zu, der im Begriff ist, sich unter Freunden zur Kontrahage zu entwickeln, wenn die beruhigende Zurede eines Dritten sie nicht verhindern kann. Rechts und links im Bilde sieht man drei mehr oder weniger stark „Abgefallene" stehen, hinausgeführt werden und vom Gambrinus überwältigt knieen, indes die große Zahl der Übrigen an mehreren langen Tischen, auch angefeuert durch die Musik tief aus dem linken Hintergrunde des großen Saales her, sich tapfer einer lauten Heiterkeit hingibt. Ihr Mittelpunkt ist vorn ein auf dem Mitteltisch sitzender „Fürst von Toren". Der hinter ihm stehende Mann im Hute ist der auf mehreren studentischen Gruppenbildern jener Jahre vorkommende Paukdoktor Hoffacker. Er hebt erstaunt die Hand und scheint teilnehmend dem hinausgeführtwerdenden Hilfebedürftigen nachzublicken. Im linken hinteren Mittelgrunde bemüht sich der Präses, wie es scheint unterstützt durch einen lungenkräftigen Kommilitonen, durch Aufschlagen mit den Schlägern, offenbar z. Zt. vergeblich, Silentium für eine Rede oder ein Lied herbeizuführen. Die vier vorn auf dem Mitteltisch hinter dem „Fürsten von Toren" Feststehenden, zu denen also Schwetschke gehören würde, scheinen dadurch zu beweisen,

daß sie noch mit die Nüchternsten oder Leistungsfähigsten der lebhaften Gesellschaft sind.

Schwetschkes Anhänglichkeit an den geliebten Bierstoff beweist die von ihm selbst erzählte Geschichte, daß er, als ihm einer Erkältung wegen der Arzt einst Bier zu trinken verbot, er das ihm so teure Naß wenigstens in den Mund nahm, um seinen Geschmack zu haben und es dann wieder ausspie. Auch von dem Bierspiel Pereat erzählte er (jetzt als Cerevis-Löffeln auf östreichischen Universitäten noch gern gespielt), bei dem die Figuren „Galgen, Smollis, Schwert und Rad" mit Kreide auf den Kneiptisch gezeichnet und wozu gesungen wurde(92).

Während die Korps meist in Wein stark kommersierten, doch auch ihre Staatsbierschwaben mit 72 Schoppen an einem Abend aufwiesen, war bei der Burschenschaft der Genuß des Bieres im ganzen noch Trinken zu nennen, überschritt aber doch das Maß, das obenerwähnte Bild zeigt es.

Bei der Empfänglichkeit Schwetschkes für Formen und poetische Bilder hatte vielleicht auch der damals noch unvergessen fortwirkende Bierstaat „Cerevisia", den von Kobbe 1817—19 eingerichtet, an den noch heute ein Denkstein mit der Inschrift Eminentia eminentibus im Hofe der Hirschgasse erinnert, und dem damals die halbe Burschenschaft anhing, einen wohltätigen, zügelnden Einfluß auf den leidenschaftlichen Gambrinus-Verehrer. Sowohl um dem maßlosen Trinken, wie dem leidenschaftlichen Politiktreiben entgegenzuwirken, das mitunter von Mitgliedern aus Gießen oder Jena, dem heidelberger Geist zuwider, einzuführen versucht wurde, hatte der spätere humoristische Schriftsteller v. Kobbe sich als „Eminenz" zum Haupt des von ihm gegründeten, dem jenenser ähnlichen, Bierstaates erklärend, drei humoristische Orden (Pour le mérite, St. Kannen und Biervließ mit Jasmin, Weinblatt und Rose als Zeichen) geschaffen mit verschiedenen Ritterabstufungen. Diese tranken auf der Hirschgasse bis Mitternacht bei Scherz, Spiel (Kobbe hatte auch ein dem heutigen Skat ähnliches Kartenspiel, das Kobbecheff, erfunden), Gesang (auch Lateinisch zu bestimmten Stichen des Kobbecheff: Venit virgo hilaris cet.) und heiteren Aufführungen. Jeder Rausch dabei führte eine Degradation mit sich. Dann aber durfte unter plötzlichem Erlöschen alles Jubels bei strenger Strafe bis 1 Uhr kein Tropfen Bier getrunken werden. Entweder gingen die Ungetrunkenen nun um 12 Uhr allmählich ernüchtert nach Hause, oder, wenn sie blieben, mußten sie sich wenigstens 1 Stunde schonen. In dieser Stunde so hieß es, habe die Cerevisia keine Eminenz, diese sei, wie einst Numa Pompilius im Hain der Egeria,

im Odenwald bei der Biervernunft (93), als deren Sohn die Eminenz sich erklärte.

„Auch des kampfesfrohen Mavors Heiligtum erschloß sich prangend" dem heißblütigen Jungburschen — ebenfalls in dem großen Saale der Hirschgasse. Hier, wo in allwöchentlichen größeren Kommersen Gambrinus verehrt wurde (für gewöhnliche Zusammenkünfte diente das Burschenhaus „Der König von Portugal" in der Hauptstraße der Stadt), fanden auch die regelmäßigen Paukereien statt. Dem martialischen Gotte des studentischen Zweikampfes hat sich Schwetschke in der heidelberger Zeit ganz besonders geweiht, wenn auch nicht in einseitigem renommistischen Überschwang, so doch etwas über das Durchschnittsmaß hinaus. Er folgte mit diesem allzu lebhaften Paukbetrieb einer damals durch den Vorgang der heidelberger Landsmannschaften (Korps) herbeigeführten Sitte oder Unsitte in der dortigen Burschenschaft.

Die Carolo-Ruperta war nämlich zu Anfang der 1820 er Jahre (94) wie auch später der Tummelplatz vieler vornehmer Müßiggänger geworden, die weder eines Brotstudiums halber, noch aus Liebe zu den Wissenschaften gekommen waren: Vergnügungen, Kartenspiel, Zechen und galante Abenteuer suchten diese Herren, die meist eine ungenügende Schulbildung, aber einen um so größeren Wechsel mit auf die Hochschule brachten und gesuchte Leute bei den Landsmannschaften waren. Eine Hauptrolle spielte bei ihnen das Paukwesen und die immer häufiger werdenden einfachen Schlägermensuren, mit denen zu renommieren zur zweiten Lebensaufgabe wurde. Auch das Laster des Glücksspiels fand seine Anhänger und zwar bei allen Farben. Unter dem Vorwand einer Schwarzwaldspritze war man früher nach Baden-Baden gewandert, wo so mancher blanke Taler des Wechsels auf den grünen Tisch gelegt worden war; später hatte man es bequemer, seit ein wohlberechnender Jude in dem bei Bruchsal, unweit Heidelberg, gelegenem kleinen Schwefelbade Langenbrücken eine Spielbank eingerichtet hatte, die sich zahlreichen Besuchs von Studierenden erfreute. Endlich gab es unter den Kommilitonen selbst einige, die gern im Freundeskreise eine kleine Bank hielten.

Von all diesen Krebsschäden des studentischen Lebens war die Burschenschaft ebenfalls ergriffen, die Begeisterung der Freiheitskriege hatte nachgelassen; man wandte sich immer mehr von den strengen Satzungen ab und hielt es für nötig zur Wahrung des alten Rufes, in keinem Punkte hinter den Landsmannschaften zurückzustehen: größerer Aufwand mußte getrieben, mehr Sorgfalt auf das äußere Auftreten

verwendet, hauptsächlich aber mußten möglichst viele Mensuren ausgefochten werden.

Bei solcher, später wieder vorübergehenden, ziemlich lockeren Lebensführung war die heidelberger Burschenschaft, die „in den altstudentischen Unsinn des Korpsburschenkomments wieder eingelenkt hatte und im Schniepel [Frack] mit prahlenden Pfeifenquasten und Klopffechtergelüsten einherstolzierte", ein Gräuel in den Augen der strengeren Mitglieder der Jenenser und Hallenser, die allein in Deutschland noch an den Überlieferungen der Jahre 1815 bis 1819 festhielten. Ruge, der bei einer Fußwanderung mit Willer in die Schweiz und zurück im Sommer des Vorjahres unter neun deutschen Universitäten auch Heidelberg besichtigte und nach der Rückkehr in Halle in der ersten Versammlung auch über den Zustand der dortigen Burschenschaft berichtet hatte, war scharf gegen die dortigen Bundesbrüder losgezogen (95). Sowohl in der eigentlichen Duellierhöhle selbst, wo „die Herren" [übliche spöttische Bezeichnung der hallischen Korpsburschen durch die hallische Burschenschaft] ungestört alle Nachmittage zum Kaffee bei Billard und Whisttischen ihre Schlägereien hatten, wie auf dem Schloß bei dem „berühmten Schloßbier", hatte er mit seinem Reisegenossen den Heidelbergern erregt erklärt, alle Burschenschafter müßten gegen das alte Studentenleben dieselbe Politik befolgen. Sie in Halle und Jena kämen ohne Kartentische, Schlägereien und Liebesabenteuer aus, und es täte ihnen leid, wenn die Heidelberger es nicht dahin bringen könnten, den Korpsburschen auszuziehen und wirklich eine Burschenschaft zu werden. „Ihr geht aber zu weit Ihr Kerle", hatte da am Ende erregter Auseinandersetzungen ein gemütlicher Darmstädter gerufen, „wir meinen's just so gut wie Ihr; aber Ihr kennt halt unsre Verhältnisse nit!" „„Sie kennen unsere Verhältnisse nicht!"" hatte es da von allen Seiten geheißen, „„sind aber brave Bursche; nun kommt, laßt uns singen und trinken. Schenkt ihnen ein: es lebe das Vaterland, das Eine und freie!"" Und Nord und Süd vereinten sich wieder friedlich zu diesem Rufe.

Diese, den Umständen Rechnung tragende gemütliche Heiterkeit der vaterländischen Lebensauffassung sagte Schwetschke, wie andern Nordländern wohl zu, während später mancher, der aus den Bitternissen des Nordens kam, wo namentlich auf preußischen Universitäten der Burschenschafter, als mutmaßlicher Demokrat und Königsmörder, wie ein gefährliches Tier verfolgt wurde, des Frohsinns fast zu viel fand.

Regte doch schon die altberühmte Schönheit die Natur hier zum heiteren Lebensgenuß an. Die waldgekrönten, meist rundlichen oder mild-

geschwungenen Höhenzüge des Oden- und des Schwarzwaldes, die den vielgewundenen idyllischen Lauf des Neckar auf beiden Seiten begleiten, machen bei der Stadt plötzlich Halt und entlassen den, damals nur von der alten schön gebogenen Rotsteinsandbrücke überwölbten Fluß in die weite grüne Ebene des Vaters Rhein, mit welchem er sich bald vereinigt. Gegenüber, ganz hinten im Westen, zeigt sich bei klarem Wetter als Abschluß des Bildes, der Haardtgebirgszug, die bayrische Pfalz, deren kleine feurige Weine in Heidelberg besonders viel getrunken werden. Bei der Stadt selbst wird wenig, aber in den besseren Lager guter, Wein gewonnen; denn die Sonne meint es auch hier gut, oft zu gut, während andererseits die Luft in dem tief aus dem Gebirge kommenden Tal oft „zugig und rauh" ist, was schon dem jungen Nordländer Ruge auffiel. Im übrigen war auch er natürlich entzückt von Heidelbergs Lage. Es ist gar nicht anders möglich, als daß diese Naturschönheit auch auf Schwetschke ihren Reiz ausübte. Ihre Wertschätzung war ja zugleich mit der Wiedererweckung geistigen Lebens auch in Heidelberg wieder erwacht. Noch mehr aber galt, seiner Veranlagung für Geschichte und Kunst gemäß, seine persönliche Vorliebe der berühmten gewaltigen Schloßruine über der Stadt, der aus dem umgebenden Waldesgrün herabschauenden, rötlich schimmernden „schönen Alten", altehrwürdige Zeugin vergangener vaterländischer Glücks- und Unglückszeiten. Besonders oft besucht von Schwetschke scheint der Stückgarten gewesen zu sein, jene ursprünglich trotzige, mit Stücken (Geschützen) besetzte Westschanze, auf der der spätere „Winterkönig" Friedrich V., ehe ihn der Gang des Krieges von seiner Scheinhöhe herabstürzte, einen Lusthain mit der Elisabethpforte für seine Gemahlin anlegte.

Der trauliche romantische, fast versteckt liegende Ort, mit seinem Blick nach rechts und vorn in die Trümmerwelt des Schlosses ein beredtes Zeugnis von dem Wandel der irdischen Dinge, nach links dann hinab auf die Stadt und hinaus in die freie Landschaft der ewig lebendigen Natur eine Aufforderung, sich freudig und tatkräftig der Gegenwart zu widmen, er hat den jugendlich poetisch veranlagten Musensohn wohl wiederholt in seinen Bann gezogen, träumend und beobachtend. Wenigstens bildet zwanzig und einige Jahre später noch der Anfang einer Denksteins-Inschrift in diesem Garten den Grundton einer dichterisch-politischen Glosse Schwetschkes, auf die wir zu ihrer Zeit zurückkommen werden.

Der Geschmack für diesen idyllischen Dichterwinkel der Schloßruine, dessen damaligen Zustand eine Abbildung Graimbergs wiedergibt (96),

war übrigens kein schlechter. Denn hier hatte in Herbsttagen der Jahre 1814 und 1815 kein Geringerer, als der alternde Goethe „sinnend und dichtend" gern geweilt, das zweite Mal zur zweitägigen Blütezeit der innigen Neigung des dichtenden Paares Hatem (Goethe) und Suleika (Marianne von Willemer), eines Verhältnisses, das bekanntlich im West-östlichen Diwan verherrlicht wird. Bezugnahmen auf die Landschaft Heidelbergs treten uns mehrfach entgegen, so auf die, auch vom Stückgarten sichtbaren Höhen des Heiligenberges am jenseitigen Neckarufer gegenüber vom Schlosse bei dem von jugendlicher Leidenschaft glühenden Hatemliede in den Versen:

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe (97)
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Auf der Bank im Stückgarten, in deren Nähe 1877 eine Gedenktafel angebracht wurde, wurden Goethe und Marianne durch den Eintritt von russischen Soldaten gestört.

Im ersten Jahre von Schwetschkes heidelberger Aufenthalt lebte und webte ein anderer Gast in den „großen und ernsten Halbruinen des alten verfallenen Schlosses", wie es Goethe nennt: der schon erwähnte französische Edelmann Charles de Graimberg. Als freiwilliger Schloßwächter und Schutzgeist hatte er sich in den Bauten eingenistet, deren Zerstörung hauptsächlich das Werk seiner Landsleute gewesen war. Im Schloßbrückenhause hatte er seine in ihrer Art einzige [jetzt städtische] Altertümer-Sammlung zur Schau ausgestellt, und seinen, über ein halbes Jahrhundert liebe- und aufopferungsvoll fortgesetzten, Bemühungen verdanken wir eine große Reihe künstlerisch allerdings sehr ungleicher Kupferstiche und Steindrucke, welche die Schönheit des Schlosses seiner Zeit weiteren Kreisen bekannt gemacht haben (98).

Klommen die rüstigen Bursche' vom Schlosse weiter hinauf zur Spitze des Königstuhls, an dessen Abhange es liegt, so fanden sie da, außer der weiten Aussicht über die grünen Waldtäler des Oden- und des Schwarzwaldes und andererseits über die Rheinebene nach Speier, ja bis zu dem noch französischen Straßburg und dem Wasgaugebirge hin, am Wege als Zeichen deutsch-vaterländischen Sinnes der Neuzeit die Inschrift des heute noch hinter dem Wirtshaus stehenden Steines:

Königstuhl. Renovirt den XVIII. October 1814. Auf der anderen Seite: Zum Andenken an die Völkerschlacht bei Leipzig 18. Oktober 1813.

Im Tale unten gab es die noch heute bekannten und beliebten Ausflugsorte. Neckaraufwärts die von Philister und Bursche zu Fuß, zu Roß (Schwetschke war lange ein eifriger Reiter aus der Schule des s. Zt. sehr bekannten hallischen Universitätsstallmeisters André, des ältesten Vorgängers von zwei Nachfolgern gl. N.), zu Wagen oder Nachen besuchten: Ziegelhausen, der schon von Opitz besungene Wolfsbrunnen, Neckarsteinach mit seinen Landschadenburgen und dem freundlichen Dilsberg gegenüber, in dessen Schloßresten später Studenten als politische Gefangene zu fidelem Gefängnis saßen, wenn sie nicht gerade auf einer Wanderung im Odenwald sich selbst beurlaubt hatten, Hirschhorn usw. usw.

In der Nähe Heidelbergs war Schwetschke oft der Gast des Wirtes zum Rebstock in Handschuchsheim, wegen seiner kleinen kugelrunden Persönlichkeit „der dicke Vetter" benannt.

Der liebste Aufenthaltsort der Burschenschaft aber, wohin man auch von den Ausflügen froh zurückkehrte, war der Hirschgasse trautes Heim, unten gegenüber dem Schloß unweit des Neckarufers im lauschigen sich zur Landstraße hinabsenkenden Waldtale. Sie ist, bis 1828 in bevorzugter Benutzung der Burschenschaft, dann der Korps, bis heute klassischer Paukort der gesamten heidelberger Studentenschaft geblieben.

Mit der braven und gutherzigen Wirtsfamilie Ditteney trat die Burschenschaft alsbald in ein nahes und freundschaftliches Verhältnis. Insbesondere war schon damals Joseph, der älteste Sohn von 20 Kindern, die Stütze des Hauses (wie ihn Professor Lorentzen im Jahrbuch der deutschen Burschenschaft 1903 kennzeichnet), ein gerader, stets nüchterner, unendlich fleißiger Mensch und weit bekannt durch seine Riesenkräfte. Als späterer Nachfolger des Vaters erfreute er sich noch bis zu seinem Tode 1873 großer Beliebtheit und Hochachtung bei den jungen und gewesenen Studenten. Das Gesicht des eifrigen und scheinbar noch sehr rüstigen Mannes strahlte in freudiger Erinnerung, als ihm nach mehr als 40 Jahren (1865) der Verfasser dieser Lebensgeschichte als heidelberger Musensohn zweiter Generation im Auftrage seines Vaters einen besonders freundlichen Gruß ausrichtete.

Während Schwetschke auf der Hirschgasse häufig paukte und kneipte ist nichts von Teilnahme an Turnübungen überliefert, denen

die Burschen auf einer Wiese hinter ihr auf einem von Nußbäumen beschatteten Platze oblagen. Die sonst auch von ihm geehrte Turnerei behagte ihm wohl nicht allzu sehr, teils seiner Körperfülle, teils des rauhen deutschtümelnden Tones der engeren Jahnsjünger wegen.

An der Spitze der heidelberger Burschenschaft standen in dieser Zeit (99) als Nachfolger Stahls, des späteren bekannten Führers der preußischen Konservativen, die auch von Schwetschke gesprächsweise mehrfach erwähnten: Heinrich von Brucken genannt von Fock (gestorben als Oberregierungsrat in Potsdam), York Wilhelm Joh. von Diebahn (gestorben 1871 als Regierungspräsident in Oppeln), von Bockum-Dolffs aus Westfalen (später bekanntes Mitglied der liberalen Partei). Welchen gemäßigten besonnenen Standpunkt die heidelberger Burschenschaft unter diesen Führern zur Frage des Politiktreibens in der deutschen Burschenschaft einnahm, zeigen auch die am Ende von Schwetschkes erstem dortigen Semester gepflogenen Verhandlungen des unweit Heidelbergs an fünf September- (Michaelisferien-) Tagen stattfindenden, von fünf Universitäten, darunter auch Halle, beschickten sogenannten Odenwälder Burschentages. Aus diesen Verhandlungen, die zugleich einen Überblick über den Stand und die Aussichten der Deutschen Burschenschaft im einzelnen gewähren, sei hier aus dem Hauptbericht der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission (vom 14. 12. 1827) nach den Aussagen der Teilnehmer — denn das Protokoll war nicht zu beschaffen gewesen — folgendes wiedergegeben (100):

Die Verhandlungen begannen mit üblichen geschichtlichen Darstellungen einzelner Abgeordneter über den Zustand der Burschenschaften. In Berlin, Breslau, Bonn und Göttingen seien die Burschenschaften gänzlich aufgelöst, in anderen Universitäten hätten die auf Veranlassung der höheren Staatsbehörden erfolgten Untersuchungen mehr vorteilhaften, als nachteiligen Erfolg gehabt. Wirklich konstituierte Burschenschaften gäbe es nur noch in Erlangen, Heidelberg und Leipzig, anderwärts meist nur burschenschaftliche Vereine. Die eigentliche Tendenz der Burschenschaft, eine Bildungsschule in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung für das Leben im Staate zu sein, werde noch immer von Einzelnen nicht erfaßt: einige, die Turnplätzler, Alt-Deutschen, Demagogen, deren Zahl sich neuerdings vermehre, träten als überspannte Politiker auf, andere gäben sich in Trinkgesellschaften bloß sämtlichen Genüssen hin, wieder andere sonderten sich als Pietisten in Theezirkeln ab. Teils Gleichgültigkeit, teils Besorgnis vor den Verfolgungen der Behörden hatten mehrere Burschenschaften abgehalten, Abgesandte zu schicken. Auf Grund dieser Darstellung wurde empfohlen, „sich mit

Regierungen und Behörden nicht in unfreundliches Verhältnis zu setzen, Aufsehen und öffentlichen Spektakel zu vermeiden und so die Existenz der Burschenschaften zu sichern". Nach anderen Angaben war es Pflicht jedes Mitgliedes, deren Dasein vor Gericht zu verleugnen. Die besseren Mitglieder sollten die übrigen vor den oben genannten Extremen warnen. Ferner ward die Stiftung engerer Vereine an Stelle der Burschenschaften gewünscht und beschlossen, so viel wie möglich die Förmlichkeiten, insbesondere alles Christliche zu vermeiden. Letzteres war wohl ebenso gegen die schon früher von einigen Seiten gewünschte, grundsätzliche Ausschließung von Juden, wie gegen das konfessionelle Christliche der oben erwähnten Pietisten gerichtet. Bezüglich des Zusammenhanges der Burschenschaften untereinander wurde bestimmt, daß jede (förmliche oder formlose) Burschenschaft alljährlich einen Reisenden an andere Universitäten schicken sollte zur Berichterstattung daheim über deren inneres und äußeres Leben. Zur geschäftsführenden Burschenschaft für 1822—23 wurde Heidelberg gewählt.

Alle diese Beschlüsse blieben Schwetschke in der Hauptsache sicher nicht unbekannt, und die in ihnen angeratene Vermeidung der politischen und religiösen Extreme fand ebenso sicher seinen Beifall.

Das folgende Wintersemester brachte für Schwetschke außer vielleicht etwas regelmäßigerem Kollegienbesuch wohl keine andere, als durch die Jahreszeit veränderte Lebensführung mit sich. Dazu mochte eine öftere Wanderung, Spritzfahrt oder Ritt nach Mannheim ins berühmte Hoftheater gehören, dessen regelmäßiger gemeinsamer Besuch eine Vergnügung der Burschenschaft war (101). Außerdem wären etwa noch zu erwähnen öffentliche Tanzvergnügungen mit den Bürgerstöchtern und Dienstmädchen auf der Hirschgasse, verknüpft mit dieser oder jener Liebelei. Selbst Handwerksburschen ließ man sich dabei gefallen. Einmal aber taten die Bürgerstöchter die Hirschgasse in Verruf, weil ihnen die Burschenschaft nicht genügend den Hof gemacht hatte. Die Korps hatten ihren Reigen im Dorfe Neuenheim, vermutlich in der „Rose". Kam nun mal das Mitglied der einen Partei in das Tanzrevier der andern, so war es unvermeidlich Forderungen ausgesetzt.

Auch den folgenden Sommer, Schwetschkes 5. Studienhalbjahr, ließ ihn das heidelberger Leben noch nicht aus seinen verführerischen Banden. Das in diesem Sommer vom Hirschgassenwirt Josef Ditteney angelegte Verzeichnis der bei ihm ausgepaukten Mensuren verzeichnet deren fünf von „Schwetschke contra" ebensoviele Korpsstudenten vom 28. April bis 2. August. Seine Gegenpaukanten waren Stumpf,

Freudenthal, Frerichs, Göldner und Posadowsky von den Rhenanen, Westfalen und Saxoborussen (102). Die Anzahl der Paukereien in seinen ersten beiden heidelberger Semestern ist nicht bekannt.

Die von mir wieder vergessene Gesamtzahl seiner heidelberger und hallischen Zweikämpfe, die er mir einmal nannte, betrug, glaube ich, um zwanzig herum. Diese Zahl zeigt, daß Schwetschke doch nicht in „Mensurstimpelei" auf- und unterging, wie Solche, die mit 50, ja mit 100 Mensuren renommierten. Immerhin war sie eine nicht gewöhnliche in der an Mitgliedern reichen Burschenschaft, von der meist nur die Mitglieder, die es darauf anlegten, auf Mensur kamen. Viele gingen gar nicht los. So hatte er als „honoriger Bursch" etwas von dem alten „Renommisten" Zachariae's an sich:

„Vergebens lockten ihn die angenehmen Musen;
Ein kriegrisch Feuer brannt in seinem wilden Busen".

Das meisterhafte komische Heldengedicht vom jenischen „Raufbold" zählte ihn wenigstens zu seinen verständnisvollen literarischen Verehrern, wenn es ihn auch nicht zum unbedingten Nachahmer seines Helden gemacht hatte. Doch sprach er von den, weit nach seiner Zeit zum Schutz der Augen eingeführten, verdienstlichen Paukbrillen in seinen alten Tagen noch als unmännlich mit einer gewissen Verachtung.

Auch dem nachsichtigsten aller Pedelle wurden Schwetschkes Zweikämpfe, wie dieser selbst erzählte, endlich zuviel des Guten, so daß er kein Auge mehr zudrücken mochte. Als der junge Kampfhahn die alte Neckarbrücke wieder einmal vom (oder zum) blutigen Strauß überschreiten wollte, legte ihm der Wächter des Gesetzes, aus dem Torturm heraustretend, die Hand auf die Schulter mit den entrüsteten Worten „Nein, Schwetschke! 's ischt nu genug! Jetzt komme Se mit!" Und die Einsamkeit des Karzers gab dem Frevler Gelegenheit, nachzudenken über die Folgen des niti in vetitum und über des Weisen, zum Maßhalten mahnenden Spruch: ne quid nimis!

Die (im Paukbuch nicht verzeichneten) Ausgänge der Zweikämpfe waren für Schwetschke meist glückliche; nur 3 oder 4 Narben, darunter eine größere, verblieben ihm: eine auf der linken Wange vom Backenbart bis zum Kinn hin durchgerissene Tiefquart, die selbst dem blühenden Gesicht des stattlichen, klug und milde blickenden, Greises noch eine tatkräftige kriegerische Beimischung im Ausdruck gab. Weniger bemerkbar erinnerte auf dem Schädel oberhalb der Stirnmitte eine kurze, aber ebenfalls derbe, Narbe an eine Säbelmensur. Der oder die beiden andern Schmisse waren ganz unbedeutend. In späteren Jahren, wo

er mit einigem Lächeln dieser Raufzeit gedachte, erklärte er wahrheitliebend, daß er seine Erfolge weniger durch hervorragende Fechtkunst, als durch naturalistisches „Drauflosschlagen" erreicht habe, bei seiner körperlichen Kraft ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

„Und so schlang ein roter Faden
(Nämlich der von Blut und Eisen)
Damals schon" — so singt Schwetschke später von des speergewaltigen Bismarcks Studienzeit — „durch unsres Burschen
Erdenwallen" sich; es meldet"
— wie hier auf Schwetschke bezüglich zu ändern —
Heidelberg, es meldet Halle
„Kühnen Mutes hohe Taten
Von vergangner Jahre Tagen,
Wie einst Ossian es sang!" —

Mit solchen fortgesetzten kühnen Mutes Taten, vielleicht auch gelegentlich mit kurzer treffender Rede in den Versammlungen mag Schwetschke sich Achtung unter den Bundesbrüdern verschafft haben. Beides führt wenigstens Heinrich Leo, der burschenschaftliche Teilnehmer am Wartburgfest, als wirksamste Mittel dazu auf. Als einer der führenden Geister der heidelberger oder der hallischen Burschenschaft ist Schwetschke aber nicht genannt; er konnte es auch seiner Natur nach nicht sein. Denn seinem Geschmack entsprechend war es mehr, wie Bismarck einmal von sich sagt, frei und unbeherrscht seinen Weg zu gehen, als Andere, wenn es die Verhältnisse nicht erheischten, zu beherrschen und zu führen. — —

Ja, ja, der Geschmack in der Welt! Wenn er nur nicht so gar verschieden wäre! Und wenn nur nicht gerade Väter studierender Söhne häufig einen, dem ihrer Sprößlinge ganz entgegengesetzten, Geschmack hätten! Man kann sich wohl denken, daß Schwetschke auch noch das letzte Semester seines Trienniums Studierens halber sich in der geliebten Heidelberga aufgehalten hätte. Indes, der mit seinem Jüngsten gewiß besonders nachsichtige Vater scheint doch aus besonderem Grunde ein entschiedenes: Es ist genug! gesprochen zu haben — und der gehorsame Sohn fügte sich in das Unvermeidliche. Bevor er aber die Hauptstätte seines burschenschaftlichen Lebens und Wirkens, die teure Hirschgasse verließ — noch 1865 schrieb er: „Möchte wohl das alte Heidelberg einmal wiedersehen! Was macht die Hirschgasse?" — ging er hin und schnitt in einen der alten, mit berühmt gewordenen und unberühmt gebliebenen Studenten-Namen bedeckten Tische in üblicher Weise zu seiner Verewigung ein:

Schwetschke
1822—23.

Noch heute sind die mit feinerer Messerführung geschnitzten Züge zu sehen — im Gegensatz zu den andern, tief und scharf geschnittenen Namen, die diesen Tisch, wie einige andere, bedecken.

Aber noch eine feierliche Handlung mußte vor seinem Weggange ausgeführt werden: die Lösung des Bruder Studios aus den Klauen der Manichäer, die bisher, einer unverbürgten Überlieferung zufolge, trotz früheren Eintreffens von Mammon nicht erfolgt war. Die Ankunft des lieben Bruders Ferdinand mit gefüllter Börse als Abgesandten des Vaters ermöglichte sie. Nachdem dies rite geschehen, reiste Ferdinand weiter in die Schweiz, vielleicht auch um die Hallersche Buchhandlung in Bern, die einstige Wirkungsstätte des Vaters, mit zu besuchen. Gustav aber nahm, teils frohgemut, teils schmerzerfüllt Abschied von der auch ihm „ins Herz gleich einer Braut geschriebenen" Ruperto-Carola und von den Bundesbrüdern, zu denen — nur diese Namen außer den früher genannten Führern sind mir bekannt geworden — ein Schweizer: der spätere Pfarrer Haller, und der spätere Obergerichtsrat Langerfeldt in Wolfenbüttel gehört hatten. Dann machte er sich zu Fuß — nach damaliger Studentensitte und wohl auch deficiente pecu wegen — rüstig durch Hessen und Thüringen nordwärts auf den Weg in die Heimat. Etwa im September; vielleicht noch im August, denn am 2. hatte er zum letztenmal auf Mensur gestanden.

Von einem feierlichen Freundesgeleit (Komitat) bei seinem Abzug wissen wir nichts. Dagegen begleitete ihn in der ersten Zeit ein vierfüßiger Freund, sein schöner Hühnerhund Chasseur. Allein dieser war, wie sein Herr, zu sehr an „schöne Tage wilder Freiheit" gewöhnt und jedenfalls ohne Appell, da Schwetschke wohl als Soldat, aber nie auf Wild, ein Jäger war (er nannte mit Friedrich dem Großen das Jägervergnügen mit seinem meist gefahrlosen Niederknallen und Abschlachten: „dürftigstes Ergötzen"). So verschwand denn Chasseur eines Tages auf Nimmerwiedersehen, auf eigene Pfote jagend in der Gegend von Fulda. Schwetschke hatte das Tier recht lieb gehabt und bedauerte noch im späteren Alter seinen damaligen Verlust, wenn er von ihm erzählte.

Doch:
Studio auf einer Reis'
Ganz famos zu leben weiß, juchheidi, heida —.

So ergab er sich in sein Mißgeschick und wanderte gefaßten Gemüts weiter ohne seinen vierfüßigen Begleiter, bis er in dem durch Goethe bekannten lieblich romantischen Dornburg an der Saale in Jenas Nähe mit Freund Ruge „einen heiteren Abend" verlebte (103). Ruge hatte sich nämlich noch im gleichen Sommer, an dessen Anfang Schwetschke nach Heidelberg gezogen war, nach Jena gewendet.

Über diesen Aufenthalt schreibt Treitschke (3, 440): „Im Burschenhause zu Jena führte Arnold Ruge das große Wort, ein derber gemütlicher Pommer voll trocknen Humors und frischer Lebenslust, viel zu gutherzig, um ohne Not eine Fliege totzuschlagen und trotz alledem ein Apostel des allgemeinen Umsturzes in Staat und Kirche. Sein Ideal war „die Anarchie oder Selbstbeherrschung, die er im alten Athen zu finden glaubte . . .". Er bezweifelte niemals seine und seiner Genossen, dieser ruhigen republikanischen Staatsmänner, unermeßliche Überlegenheit gegenüber der verrotteten monarchischen Philisterwelt". Hier, trotz der Gunst des Professors Luden, dem Rektor durch zu akademisch freies Auftreten mißliebig geworden, war er kürzlich mit dem freundschaftlichen Rat bedacht worden, die Universität zu verlassen; „die Hochschule Jena hatte sich seiner entäußert" drückt sich Schwetschke aus. Und nun saß Ruge mit drei Andern, darunter der bemittelte Simon aus Hamburg, der sich schon in Jena edelmütig, aber auch zu seinem eigenen wirtschaftlichen Besten aus freien Stücken seiner angenommen, in Dornburg, um hier dessen Reisegeld für sie Beide behufs gemeinsamer Übersiedelung nach Heidelberg zu erwarten. Möglich, daß gerade dieses, nicht von Ruge, nur von Schwetschke erwähnte Zusammentreffen zwischen Beiden verabredet war. Doch keiner von ihnen spricht von einem Briefwechsel seit ihrer Trennung. —

Bei seiner Ankunft in der Heimat wurde der lange entfernt gewesene Sohn und Bruder freundlichst bewillkommnet. Vater Schwetschke, der ein gut wirtschaftender und gestrenger Hausvater, aber auch ein liebevoller Familienvater war, wird seinem wiedergewonnenen Sohn jenen, die väterliche Kasse, wenn auch nicht angenehm, so doch wohl nicht allzu stark erleichternden Abgang von Heidelberg nicht allzulange angerechnet haben. Und Mutter und Schwester, wie Bekanntinnen, nahmen zwar an der durch die lange Fußreise genial verwahrlosten Kleidung, über die jedoch auch gelacht wurde, Anstoß. Doch überwog selbstverständlich bei weitem die Freude, ihren Dicken wiederzuhaben. Auch mit dem Bruder setzte sich das alte nahe Verhältnis fort.

Wieder Burschenschafter in Halle.

Am 13. Oktober 1823 finden wir den Heimgekehrten unter Gesenius' Rektorat als einen der 34 Philologen in die Matrikel eingetragen. Er wohnte in dem väterlichen Hause am Markte.

Auch aus diesem Semester ist nichts Gewisses überliefert, bei welchem Lehrer und was Schwetschke gehört hat. Vielleicht zog ihn jetzt Reisig besonders an, den er später neben Gruber höchst achtungsvoll genannt hat. Schrader (II 12, 180 f.) schreibt dem 1820 aus Jena als a. o. Professor Berufenen „eine wirkliche Neubelebung der Hallenser Philologie" seit des gewaltigen F. A. Wolf Abgang nach Berlin zu durch seine große Begabung, die Raschheit und Schärfe seiner wissenschaftlichen Auffassung und durch außerordentliches Lehrgeschick. Er spricht von seinen vielbesuchten Vorlesungen über Sophokles, Aristophanes, Horaz, Tibull und erwähnt seine, selbst Wolf weit überbietende liebenswürdige Zwanglosigkeit und Mitteilsamkeit im Verkehr mit der akademischen Jugend, wie auch die Ungebundenheit seines äußeren Lebens. Wolf, der von Reisig verehrte Freund Goethes, hatte die Philologie zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben und als Ziel der Altertumswissenschaft „die Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst" aufgestellt. Als Frucht der altklassischen Studien aber galt ihm „die Beförderung rein menschlicher Bildung und Erhöhung aller Geistes- und Gemütskräfte zu einer schönen Harmonie des inneren und äußeren Menschen". Seit 1807 hatte er leider Halle verlassen, wo ihn auch in seinem, später auf Schwetschkes Veranlassung mit einer diesbezüglichen Inschrift versehenen, Wohnhause Goethe besucht hatte, und lebte in Berlin.

Inwieweit das heidelberger Paukleben hier noch einen Nachklang, oder Paukereien in den ersten beiden hallischen Halbjahren ein Wiederaufleben fanden, ist unbekannt. Ebenso, wann ein Zweikampf, jedenfalls auf einer „Studentenbude", in einem Hause am gr. Berlin stattfand, auf das er einmal mit dem Bemerken hinwies: „Dort habe ich den Schmiß gekriegt!" Auf welchen Schmiß er dabei zeigte, war meinen Gewährsmann entfallen.

Doch könnte eine hier zu erwähnende gelungene Flucht Schwetschkes vor den Pedellen oder städtischen Scharwächtern vielleicht in diese seine zweite — militärfreie — hallische Studentenzeit fallen. Diese Flucht ist ein Beispiel des früher sehr engen Zusammenhaltens der hallischen Musensöhne mit den Halloren. Die beiden, den Bürgern gegenüber

als Sondervölkchen sich fühlenden Bewohnerarten Saal-Athens duzten sich und nannten sich „Schwager". Die Halloren statteten auf den Studentenkneipen Besuche ab, durften auch kleine Sammlungen veranstalten und standen den Studenten bei vorfallenden Reibereien mit den Philistern und in anderen Fährlichkeiten bei. So wurde wohl öfter solchen Zweikämpfern, die vor der Gefahr der Abfassung durch die Hand des Gesetzes sich flüchteten, von ihren handfesten Freunden in dem, von ihnen bewohnten, Tale der Soolquellen, „die Halle" genannt, ein vorübergehender, aber sicherer, Unterschlupf gewährt. Noch etwa drei Jahrzehnte nachher soll, nach einer Hallorengeschichte (104a), die Erinnerung an ein solches Jugendabenteuer unseres Helden bei einem heiteren „Pfingstbier", dem Hauptfeste der Halloren, wieder aufgefrischt worden sein.

Zugleich als Probe der nicht gerade schönen breiten, dem mansfelder Platt ähnlichen, hallischen und hallorischen Mundart, in der das Ereignis berührt wird, ist die betreffende Stelle dem wißbegierigen Leser vielleicht nicht unwillkommen. Sie lautet mit einigen Bemerkungen:

„An dän Tische [im Hofe der Residenz (104b)], wu d'r rechiernde Vorschteher [der Halloren-Brüderschaft] Platz nahmb, da war schuhn ä fideles Consissjum zesamm. Da saß der Theoolooche Jottfried Thomassjus, där e Nachkumme war vun däm jroßen Philosophen, näm [neben dem] Dozänten Härtzbärken [Gustav Hertzberg, der liebenswürdige, am 16. 11. 1907 verewigte spätere Geschichtschreiber der Stadt, ward 1851 Privatdozent, 1860 Professor der Geschichte]. Thomassjus kamb ofte nach Halle un frischte beim Fingestbiere Erinnerungen uff. E hotte emah [einmal], wasse [was er] als Theoolooche eegentlich nich sulle, bei enner Mensur sekundirt, un där eene Pauker d'rvun, Karrel Justav Schwetschke, d'r Philosoph, där war oh met [auch mit] da an däm Tische. Nu wulle's d'r Zufall, daß'n rechiernden Vorschteher sei Vater dunnemals Schwetschken ender [in der] Halle nach der Mensur behärbärchte. Dän hotten de Wächter verfolget, awwer Moorz [früher auch Muurz] Fritze [Friedrich Moritz], d'r rechiernde Vorschteher, där dunnemals kaum siebzähn Jahre alt war, där hotte dän Schtudänten met gehulfen. Se warn dorch de Kärwersaale [Gerbersaale, Saalearm an der Halle] jemacht und de Wächter hottens Nachsähn. — Jn de Halle dorften se do [doch] nich, da hotten de Hallorn ehr eechnes [ihr eigenes] Rächt un Jericht". — Diese letzte Behauptung ist ein kleiner Erinnerungsfehler des Erzählers. Denn bereits 1802 waren (nach Hagen 2, 104) die

uralten selbständigen hallorischen „Thalgerichte" den (Berg- oder) „Stadtgerichten" überwiesen. Gewohnheitsgemäß wurde aber vielleicht noch Jahrzehnte später von den Häschern das alte Schutzrecht der Halloren tatsächlich berücksichtigt aus Furcht vor der List und Gewalt des zusammenhaltenden, einst zahlreicheren Hallvolkes, das jetzt durch die billigere Gewinnung des Steinsalzes in Bergwerken sehr zusammengeschmolzen ist.

Mit den vier hallischen Korps (Pommerania, Marchia, Saxonia Thuringia) stand die Burschenschaft, wie früher, im Paukverhältnis. Bei einem neuen behördlichen Übergriff in die akademische Freiheit unterstützten sich auch beide Parteien noch wie vor zwei Jahren und wie auch später. Hierüber berichtet das Protokoll und Kassenbuch der Pommerania (104 c) unterm 16. Dezember: „Es ist der Student Grosser wider alle Studentenrechte aus dem Bett ins Kriminalgefängnis geschleppt worden (wegen Beteiligung an burschenschaftlichen Umtrieben (105)). Die Burschenschaft schlägt vor, deshalb heute Abend 5 Uhr ihrem Ruf zu folgen und G. aus dem gerichtlichen Gewahrsam zu befreien. Der S.-C. beschloß, auf das „Burschenraus-Rufen" an dem bestimmten Ort zu erscheinen". (S. Ludwig Rosens Roman „Werner Thormann".) Diesem Ruf dürfte auch Schwetschke, nicht mehr durch die Jägeruniform abgehalten, gefolgt sein. Infolge der Befreiung G.'s wurde die Pommerania behördlich aufgelöst. Auch die andern Landsmannschaften und die Burschenschaft in Halle, wie an andern Universitäten, verfielen wieder einmal einem sehr geschärften behördlichen Einschreiten.

Die heidelberger Burschenschaft jedoch machte eine Ausnahme, da sie, wahrscheinlich im August oder September aus der deutschen Burschenschaft ausgetreten war. Denn die Übersiedlung des „berüchtigten Ruge", wie er später in einem amtlichen badischen Schriftstück genannt wird, und anderer jenenser und hallischer Jünglingsbündler nach Heidelberg hatte den radikalen Flügel der dortigen Burschenschaft, deren Ehrenmitglied Ruge geworden war, wieder derart rührig gemacht, daß jedenfalls hierdurch, wie in Voraussicht der kommenden großen deutschen Verfolgung, die gemäßigte Mehrheit der heidelberger Burschenschaft zum Schutze ihrer Ortsverbindung gegen unnütze Reibereien mit den Behörden ihren Austritt aus der Allgemeinen deutschen Burschenschaft durchsetzte. Wahrscheinlich zur Mißbilligung Schwetschkes, der gerade in ihrer Allgemeinheit eine der großartigsten Seiten der Burschenschaft sah (105a).

Da durch dies Ausscheiden Heidelbergs, dem als geschäftsführender Burschenschaft die Vorbereitung eines Burschentages für

den Herbst 1823 obgelegen hatte, ein solcher ausgefallen war, so fand nach einer Abgeordneten-Versammlung in Harzgerode am 19. September, schließlich in den Weihnachtsfeiertagen nur eine Versammlung der engeren Vereine von Jena, Halle und Leipzig in dem beliebten Bierdorf Passendorf bei Halle, diesem „gepriesenen Sanssouci", wo wohl schon „Vetter Kopp und seine Karline" wirteten (106), ungestört statt. Ihr Hauptergebnis war: die engeren Vereine wollten weiter das Streben der Burschenschaft nach „Deutschlands Einheit und Freiheit" fördern und verlangten „die vollständige Überzeugung jedes Aufzunehmenden von der Notwendigkeit dieser Einheit und Freiheit".

Zum Zusammenhang der verschiedenen Vereine war eine jährliche Zusammenkunft von Abgeordneten beschlossen, ein weiterer formeller Zusammenhalt früherer Mitglieder der engeren Vereine im bürgerlichen Leben „zur fortgesetzten Erreichung ihrer Zwecke" scheint aber abgelehnt worden zu sein (107).

In Halle hatten sich inzwischen die burschenschaftlichen Klubs wieder zu einer förmlichen burschenschaftlichen Verbindung vereinigt, die fortan in Rotten eingeteilt und von dem engeren Verein geleitet wurde. Dieser ließ, wie später ermittelt war, unter Leitung seiner Vertrauensmänner in Lesezirkeln die „gefährlichen Schriften" von Fries, Luden, Jahn und die Verfassung der spanischen Kortez lesen und erklären.

Da traf, es mag im Dezemberanfang gewesen sein, wiederum ein großer Hauptschlag die deutsche Burschenschaft — ähnlich unverdient von der Gesamtheit, wie die Verfolgungen nach Sands Tat: das Dasein des Jünglingsbundes wurde von einem früheren Mitgliede den Behörden verraten.

Ein Bayer nämlich, einer der früher erwähnten armen Theologie-Studierenden in Halle, erklärte sich in Gewissensangst, als er zu einem geistlichen Amte kam und den Amtseid leisten sollte, durch einen anderen Eid — den des Jünglingsbundes, in den er durch seine Gönnerin, das Westphalen-Korps gekommen, — an der Leistung des Amtseides verhindert, der der Regierung Gehorsam versprechen mußte. Es war ihm nicht bekannt, daß bereits im Sommer 1822 der Jünglingsbund im Auftrage seines Stifters Sprewitz in Würzburg von Ruge hatte aufgelöst werden sollen, nachdem sich der Männerbund als Luftgebilde erwiesen. Durch eine unklare Versammlungsmehrheit, von der Ruge sich hatte ins Schlepptau nehmen lassen, war jedoch zwar sein Weiterbestehen beschlossen, aber der Bund im Grunde nun weiter nichts, als

ein „allgemein gehaltenes eidliches Gelöbnis auf die Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Wie und wann? sich diese beiden verwirklichen sollten, ob in einem Kaisertum mit Wiederherstellung der alten Reichskreise oder in einer Republik (so meinte Ruge mit den Schweizern) — das war völlig der Phantasie eines jeden überlassen und trennte bei der Unerfahrenheit aller in bürgerlichen Verhältnissen keinen ernstlich von den andern!" —

Nun war also endlich die längst gesuchte Verschwörung gegen die Regierungen des Deutschen Bundes gefunden! Eine Unmasse Verhaftungen erfolgten; diejenige Ruges an einem der ersten Januartage des Jahres 1824 in Heidelberg. Nachdem, um dies gleich hier zu erzählen, er „als Gefangener des Königs von Preußen" in der berliner Stadtvoigtei und in Köpenick ein Jahr lang in Untersuchungshaft gewesen und anfangs 1825 zum vorläufigen Strafantritt nach der Festung Kolberg gebracht war, verurteilte ihn das breslauer Oberlandesgericht am 25. März 1825 „wegen Teilnahme an einer verbotenen, das Verbrechen des Hochverrats vorbereitenden geheimen Verbindung und deren Verbreitung" zu einer 15 jährigen Gefangenschaft mit Verlust der Nationalkokarde und der Anstellungsfähigkeit. Nach einigen Jahren aber strich der König zwei Drittel der Strafzeit, so daß diese nach 5jähriger Dauer am 31. 12. 1829 endete. Ähnlich wurden vom breslauer Oberlandesgericht, dessen Spruch noch das naumburger beipflichtete, 27 andere Angeschuldigte am gleichen Tage bestraft und später begnadigt, darunter auch die früheren hallenser Studenten Grosser und Wislicenus und der nachmals so verdiente Schulmann Landfermann. —

Immer bedrohlicher hatte sich inzwischen weiter das Auftreten der Behörden gegen sämtliche Verbindungen gestaltet, gegen die Burschenschaften, wie die Landsmannschaften:

Im März wurde die Aufnahme in das Universitätsalbum von der vorgängigen schriftlichen Verpflichtung abhängig gemacht, sich an keiner Verbindung zu beteiligen, sie möchte politischer Art sein oder nicht. Dazu traten, um die Tragikomödie voll zu machen, die kleinlichsten und lächerlichsten Verordnungen des Regierungsbevollmächtigten, welchem es völlig an Humor in der Auffassung der studentischen Denkweise gefehlt zu haben scheint. Auf einen königlichen Erlaß fußend, der 1820 mit sämtlichen öffentlichen Beamten auch den Lehrern an den Universitäten und Schulen die altdeutsche Tracht untersagte, dehnte Witzleben diese Bestimmung am 6. März 1824 auf alle Studenten aus zu einem Verbot des Baretts oder der Mütze mit

burschenschaftlichen Farben, des altdeutschen Rockes, des langen Haares und des Stutz-, Schnauz-, Knebel- und Backenbartes, d. h. also jeder Art von Bart. Was Wunder, wenn der Anschlag dieser Verordnung am Schwarzen Brett dem studentischen Spott nicht entging! Auch sogar diese Beschränkung der studentischen Freiheit mußte sich die Jugend gefallen lassen, daß ihr das Tragen nicht brennender Tabakspfeifen auf der Straße verboten wurde.

Nun wurde neben vielen andern auch Schwetschke verhört. Ein Protokoll seiner Vernehmung ist in den Kuratorial- und Universitätsakten nicht vorhanden. Es dürfte mit unter denjenigen verschwundenen Kuratorialakten gewesen sein, die der Regierungsbevollmächtigte angeblich mit Genehmigung des Ministers von Altenstein einstweilen an sich genommen hatte, deren Verbleib aber nicht ermittelt ist (108). Durch Ministerialerlaß vom 27. Mai 1824, dem noch zwei andere scharfe, bei Schrader nachzulesende, Verordnungen kurz vorangegangen waren, wurde er — fünf Monate nach Ruges Verhaftung — mit 29 anderen Mitgliedern der hallischen Burschenschaft, dabei der schon genannte spätere Provinzialschulrat in Koblenz Geh. Reg.-Rat Landfermann, ein Mann von bewährter Königstreue und vaterländischer Gesinnung (109), wegen demagogischer Umtriebe relegiert und zu dreimonatlicher Festungshaft, außerdem zum Verlust der Anstellungsfähigkeit, und andere 102 zur Unterschrift des consilium abeundi verurteilt. Alle diese zahlreichen Verurteilungen mochten Nachwirkungen der Entdeckung des Jünglingsbundes sein, wie auch der, den Behörden wohl zu Ohren gekommenen, weihnachtlichen Zusammenkunft der engeren Vereine in Passendorf. Daß Schwetschke zu den wenigen schärfer Verurteilten gehörte, mag möglicherweise aus dem allzu unvorsichtigen Schwärmen für deutsche Einheit und Freiheit, aus seinem, ihn in den Augen des Kurators belastenden, längeren Aufenthalt in dem freien badischen Ländchen, wie endlich aus seinem freundschaftlichen Zusammenhange mit dem verdächtigen, vor kurzem in Heidelberg verhafteten Ruge hergerührt haben.

So war denn der Würfel gefallen. — Die dreijährige goldene Burschenherrlichkeit, „dieses ach! zu vergängliche und flüchtige Götterspiel weniger Jahre" (109a), wohin war sie dem eben zwanzigjährigen Jüngling entschwunden? Mochte er nun die Absicht gehabt haben, noch zu doktorieren und ein Staatsexamen abzulegen, oder nicht — mit dem akademischen Studium war es jedenfalls vorbei — mit jähem Abbruch, schneller, als er es sich geträumt hatte, vorbei!

Und auch durch seine Seele mag es trauervoll geklungen sein, was er dereinst über das Ende von Bismarcks Studienzeit klagen sollte:

„Ja! das Schöne muß vergehen
Und das Herrliche verbleichen.
Grausam ruft mit rauher Stimme
Auch das Fatum hier sein Ex est!
Und der stolze Sohn der Musen
Ziehet still, gesenkten Blickes,
Ach! ins Philisterium."

Zu dieser Niedergeschlagenheit aber war, wohl gerade in dieser Zeit, noch eine andere getreten, eine vielleicht für den Augenblick noch bitterere Wunde, als der erzwungene Abschied von der akademischen Freiheit ihm geschlagen; der junge Verurteilte mußte unter seinem heftigsten Widerstreben einer Liebesleidenschaft entsagen, die mit ganz eigenartiger Fessel ihn gefangen hielt.

Er war nämlich in Liebe, und zwar einer ernstlichen reinen Verliebtheit, entbrannt zum Dienstmädchen einer Nachbarsfamilie! Sein menschliches Glaubensbekenntnis „Homo sum — ich bin ein Mensch" — das war auch bei dieser, durch die Standesunterschiede von vornherein arg beeinträchtigten, wenn nicht ins Reich der Unmöglichkeiten verwiesenen, Herzensgeschichte sein Grundgefühl. Den ungenügenden geistigen Bildungsstand des geliebten Mädchens, von dem sonst nichts bekannt ist, konnte er sich natürlich nicht verhehlen. Aber mit dem Liebesmut des klassischen Omnia vincit amor wollte er es durchsetzen, daß die Geliebte nach auswärts irgendwohin zur Erlangung besserer Bildung gebracht würde, damit er sie später heiraten könne. Bei seiner früh hervortretenden Neigung zur Beschäftigung mit der Geschichte hervorragender Persönlichkeiten mag dem jungen Brause-Kopf und -Herzen bei diesem beabsichtigten Ehebunde zur poetisch-romantischen Begründung seiner Phantasie von Bildungs- und Standeserhöhung des teuren Mädchens die Geschichte von Peter dem Großen und seiner zweiten Gemahlin und Nachfolgerin Katharina I., dem Mädchen von Marienburg, vorgeschwebt haben. Wenigstens sprach er längst nachher bei einem Besuch des alten Deutschordensschlosses der Marienburg, wiederholt lobend von der Aufopferung und Klugheit dieser aus den geringsten Verhältnissen zur höchsten Macht erhobenen Frau, ohne jedoch ihre schwachen Seiten zu beschönigen. Indes — er war eben kein Zar Peter, aber es kostete Kämpfe mit seiner Familie, ehe er von dieser ungewöhnlichen Jugendneigung abstand(110), die ihn, unbekannt,

wie lange, beherrscht und auch ihrerseits verstimmt und reizbar gemacht hatte.

In solcher Stärke ergriff ihn durch längere Zeit hin sagen wir: das Gemisch von unbefriedigter Liebe Pein, erstudentischem und politischem Katzenjammer und faustischem Lebensüberdruß, daß ihn, Fausten ähnlich, sogar der Selbstmordgedanke streifte. Er machte sich glücklich von ihm los, wollte aber dann doch im Garten sich eine Höhle graben, um dort als romantischer Einsiedelmann dem Welltreiben Valet sagend, nach den genossenen Freuden und erlittenen Enttäuschungen sich verzichtleistender Betrachtung des Lebens zu widmen. — Erst ganz allmählich, nach einigen Jahren wohl erst, gewann seine heitere gesunde Lebensauffassung ungestört wieder die Oberhand. —

Noch späte kindliche Dankbarkeit erfüllt mich, indem ich hier die folgende, Schwetschkes damalige Stimmung berührende und sein Verhalten bezeichnende Stelle eines väterlich besorgten, liebevoll ratenden Briefes vierzig und einige Jahre später an seinen jungen Sohn, den Schreiber dieses, einfüge, welchen im Januar des, über Deutschlands Los entscheidenden, schicksalsmächtigen 1866er Jahres in Heidelberg ähnliche „hypochondrische Geister" heimsuchten: „Ich habe gerade auch in Deinem jetzigen Alter", so heißt es da, „einen längeren Besuch von diesen Unholden gehabt; ich habe sie aber Gott sei Dank! gründlich gebannt durch festen Willen (adhibeatur Virgilianum: Quos ego!), durch Gleichmut und Sanges-, auch sonstige Heiterkeit." Vorher hatte er seinen „lieben wackren Jungen" erinnert „an seines alten Horatius, ihm so recht gelegen in die Hände und vor Augen kommenden, goldenen Worte Carm. lib. IV. od. XI. — minuentur atrae Carmine curae!" (durch Gesang werden trübe Sorgen vermindert werden) mit der Nutzanwendung: „Gehe hin und thue desgleichen; singe Dir auf Deiner cauponula" (Kneipchen, hier jugendliche Bezeichnung der Studentenwohnung) „oder viel besser noch in der Kneipe mit Deinen Jugendgenossen einen fröhlichen Sang, damit die hypochondrischen Geister auf- und davongejagt werden". Später, bei größerem Leid, tröstete er sich und den Sohn auch mit dem Hinweis auf andere ernste Sprüche, z. B.: „Wie Gott will halt' ich still".

Vater Carl August, der bald Siebzigjährige, Lebenserfahrene, wird an den trüben grillenfängerischen Stimmungen seines Sohnes herzlichen väterlichen Anteil genommen haben; doch ruhigen, besonnenen, ja nüchternen, wie es in seiner, jeder Überschwänglichkeit abholden, Art war. Es spricht dafür das von Gustav über sich selbst angeführte Wort des Vaters, in welchem sich zugleich dessen nicht getäuschte Zu-

verficht auf den Sieg der Vernunft und gesunden Natur des Sohnes ausdrücken mochte, als wohl Mutter und Geschwister an irgend einer Wunderlichkeit oder Überschwänglichkeit Gustavs Anstoß genommen hatten: „Laßt ihn nur! Er ist ein eigner Mensch; er hat seine Eigenheiten".

In dieser Lage Schwetschkes fand auch besonders, wie er dankbar hervorhob, bei ihm als jugendlichem Griesgram der freundschaftliche väterliche Zuspruch des alten heiteren Faktors Pommer Anklang, der, lange Zeit Leiter der Gebauer'schen Buchdruckerei, auch der Familie nahestand. —

Ehe der Exstudio von der heimischen alma mater Abschied nahm, mußte er wohl ebenfalls, wie einst in Heidelberg, eine Handlung ausgleichender Gerechtigkeit vollziehen. Wie sein Landsmann und späterer Freund, der oft erwähnte G. F. Hertzberg, der Geschichtsschreiber Halles, aus seiner hallischen Studienzeit (um 1845) dem Verfasser mitteilte, ging damals noch die sich vielleicht auf diesen Abgang beziehende heitere Erzählung in akademischen Kreisen um: als Student sei Schwetschke einstmals auf dem Markte, wo man zu allen andern studentischen Angelegenheiten auch „die Manichäer beschwichtigte" (vgl. S. 13), auf- und abgewandelt, gefolgt von einer immer kleiner werdenden Schar von Gläubigern, die er befriedigte. Je weniger sie geworden seien, desto stolzer und freier habe er sein Haupt erhoben, bis er endlich, völlig erleichtert an Beutel und Herzen, hoch aufgerichteten Hauptes zu den väterlichen Penaten heimgekehrt sei.

Bevor wir nun von Schwetschkes deutscher „Burschenherrlichkeit" Abschied nehmen, müssen wir hier noch einer, gerade auch für ihn als Humoristen und als Freund der Dichtung kennzeichnenden, Seite seines Studentenlebens Erwähnung tun, des Studentensanges seiner Zeit. In der oben angeführten Briefstelle führt ihn der Zweiundsechziger an als seelisches Heilmittel, und mündlich, wie drucklich hat er dieser Blume deutschen Jugendsinnes noch im späteren Alter freudig gedacht:

seiner Studentenlieder!

Auf die von dem Schüler und Studenten gesungenen Vaterlands- und Volkslieder ist früher hingedeutet. Von feierlichen Studentenliedern stand ihm, seiner ernst-heiteren Art entsprechend, an erster Stelle das alte akademische Haupt- und Prachtlied Gaudeamus igitur! Welche Kraft es noch auf den Hochaltrigen ausübt, werden wir sehen. Ferner heben wir hier als zweites, in seiner Schönheit tief empfundenes, feierliches akademisches „Lied der Lieder" den „Landesvater" hervor. —

Zahlreich sind die ernsten und heiteren Freundschafts-, Freiheits-, Vaterlands-, Trink- und Liebeslieder, die letzten beiden Arten mit der Aufforderung zum frohen Genuß des ach! so flüchtigen Lebens; manche nicht mehr üblich, manche jetzt noch gesungen, deren er mitunter in seinem Alter abends auf dem Sofa liegend und die lange Pfeife rauchend noch mit Freude und ästhetischem Genuß an Dichtungen und Sangweisen gedachte, Stellen aus ihnen sagend oder mit gedämpfter Stimme singend. Einige solcher Lieder-Anfänge und Stellen, wie sie mir als einstigem Ohrenzeugen dabei gerade in Erinnerung kommen, mögen hier, meist nach einem in Schwetschkes Bücherei vorgefundenen Liederbuch von 1803: die „neuesten und besten Commerschlieder" (111), folgen.

Dieses literatur- und sittengeschichtlich interessante Liederbuch verdient einige weitere Bemerkungen. Als „Ein Nachtrag zur Auswahl guter Trinklieder in zweyter, vermehrter Auflage" herausgegeben, enthält es u. a. ein Dutzend Lieder eines schon im Jahre 1795 erwähnten neuen Kommers- (oder nach damaliger Schreibung Commersch-) Liederbuches. Drei weitere aus diesem Jahre bekannte Lieder fehlen im Nachtrage allerdings. Trotzdem scheint es sich im ganzen um eine Neuauflage des älteren Studentenwerkes zu handeln, von dem der Verfasser der „Bemerkungen eines Akademikers über Halle und dessen Bewohner in Briefen", ein Mitglied der Landsmannschaft (des Kränzchens) der „Märker" oder der „Märkischen Brüder", 1795 berichtet. Indem er vorausschickt, „daß die jetzigen Commersche das nicht mehr sind, was sie ehedem waren, d. h. die alten Saufgelage, die hier ganz zu Hause gewesen sind", fährt er fort: „Es ist jetzt dazu ein neues verbessertes Gesangbuch eingeführt, in welchem sich auch nicht eins der alten schmutzigen Lieder befindet, welche weiland dem Trunke die Würze geben mußten. Sie vermissen z. B. das alte Ecce quam bonum, in welchem eine Sudelei die andere jagte, und der ehemalige, so sehr verschrieene, Landesvater hat sich in ein patriotisches Vaterlandslied umgewandelt; kurz, es wird hier kein Lied gesungen, welches die keuschesten Ohren einer Vestalin beleidigen könnte und das nicht die tugendsamste Nonne und der ehrwürdigste Pater mitsingen könnten". Wenn auch im allgemeinen die, zum Teile jetzt noch üblichen schönen Lieder dieses vermehrten Kommersbuches von 1803, trotz ihres mitunter zutage tretenden Jugendübermutes, von maßvollem Inhalte sind, so darf der letzte Satz mit der keuschesten Vestalin, dem ehrwürdigen Mönch und der tugendsamsten Nonne als Mitsängern oder Zuhörern nicht allzu streng genommen werden. Zeigen doch Schilderungen der, oft recht trüben, Schattenseiten manches Studentenlebens aus dem Ende des

18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch (z. B. S. 100), daß das im folgenden Liede des Kommersbuches angeführte „Bild" nicht selten zur Wirklichkeit wurde: „Es leb' mein König Friedrich (der König heißt bald so, bald Wilhelm, bald Friedrich Wilhelm) hoch, | Er leb' noch viele Jahr', | Und jedes Jahr, das bringe ihm | Ein Land wie Pommern dar. | Es lebe auch mein Mädchen hoch, | Sie leb' noch viele Jahr', | Und jedes Jahr, da bring' sie mir | Mein Bild im Kleinen dar! — Es leben auch die Brüder hoch, | Die hier versammelt sind (seyn), | Ein jeder trink', ein jeder schling', | Sein Glas mit Breyhahn (Weißbier) ein, | Und rauche, daß es pift und paft | Und rauche, daß es pift, | Und rauche, daß es paft, | Rund, Hallelujah rund, hopsassa hop. | Rund, Halleluja rund, hopsassa hop, hop. | Rund, — — — — hop hop hop." — — Um 1795 wurde, wenigstens bei den Landsmannschaften, nur in Wein oder Punsch kommersiert nach voraufgegangenem gemeinschaftlichen Abendessen oder ohne ein solches. — 1803 wird auch „Bei Bier, Taback und nicht bei Wein" einem Liede zufolge kommersiert. — Die mir gerade einfallenden von Schwetschke in oben erzählter Weise aufgeweckten Lieder seines Jugendtraumes waren zum Beispiel: Brüder lagert euch im Kreise, Trinkt nach alter Väter Weise! Leert die Becher, schwenkt die Hüte auf der goldnen Freiheit Wohl. — Hier sitz ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt, Hier will ich auch trinken, Bis lächelnd am Himmel mir Hesperus glänzt. — Vom hohn Olymp herab ward uns die Freude, Ward uns der Jugend Traum beschеert; — Vater Noah! Weinerfinder — mit dem Verse:

Bruder N. auch Du sollst leben,
es leb' das ganze N'sche Haus;
und Dein Mädchen auch daneben,
Drauf trinkst du dies volle aus. —

Wer dem Bachus zu Ehren ein Opfer will bringen; — mit der Stelle:

Auf das Wohlseyn der Allerschönsten, die da lebet auf Erden,
Von welcher ich wünschte geliebet zu werden.
Und will sie mich nicht lieben, so sag' sie's behende
So nehm' ich das Gläschen in meine zwey Hände
Und trinke drauf los.

Die letzten drei Zeilen wurden auch, nach Schwetschkes Mitteilung, in derberer, hier nicht wiederzugebender Fassung gesungen. Bei: Ich lobe mir das Burschenleben — ward die Variante gesungen:

Studenten sind fidele Knochen (statt: Brüder),

Kein Unfall hat sie ganz gebrochen! (st.: schlägt sie ganz darnieder).

Laßt uns ihr Brüder, Freundschaft erhöh'n; — Setzt euch Brüder, in die Runde; — Auf ihr Brüder, singet Lieder auf der goldnen Freiheit Wohl; — Ça, ça! geschmauset, Laßt uns nicht rappelköpfisch sein; —

Auf, Ihr meine deutschen Brüder!
Feiern wollen wir die Nacht,
Schallen sollen frohe Lieder,
Bis der Morgenstern erwacht,

ein beliebtes Kommers-Eröffnungslied, ebenso:

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher; —

Wilhelm Müllers: An der Elbe Strand liegt mein Vaterland — mit den Versen:

Mancher Medicus trank sich aus dem Fluß
Flüsse in die Glieder. Wein und frohe Lieder
Heißt mein Recipe Wider jedes Weh; —

Die „Saufmesse": Ei guten Abend, guten Abend meine Herrn Confratres! 2c.; endlich der, neben anderen lateinischen, auf Kommersen einst übliche Sang offenbar ursprünglich der Landsmannschaften:

Pro salute. [Zum Wohl!]

Praeses: Pro salute Magdeburgicorum (112) (hier substituiert jeder sein Vaterland) [d. h. seine Heimat.]

Pro salute Patriae.

Tutti: (wiederholen stets das vom Praeses Gesungene).

Praeses: **Pro salute** horum **amicorum**
Necnon amicitiae.

Tutti: (dasselbe).

Praeses: Pro salute Theologorum (Jurisconsultorum, Medicorum),
Pro salute N. N. (hier substituiert jeder den Namen des Professors, bey dem er Kollegia hört oder der ihm der liebste ist.)

Tutti: (ebenso).

Praeses: Universitatis Fridericianae
Nec non pro salute virginum.

Tutti: (dasselbe).

Praeses: Arripio Glasellulum, Sic vel sic tenendum,
Ad astra tollendum, Ad os movendum
Atque ebibendum funditus.

Tutti: Atque ebibendum etc. Vivat dominus N. N.,
N. N. iana Musa. Vivat! floreat! crescat!
Praeses: Atque vos crescatis invicem.
Tutti: Ergo nos crescamus invicem.
(Dieses Lied wird die Reihe durchgesungen und statt Praeses singt man Solo.) — Das arripio glasellulum cet. weist auf: Ich nehm' mein Gläschen in die Hand, vive la compagneia! —

Ein beliebtes Schlußlied war: Nun Bachus fühl' ich deine Kräfte. —

Mit derartigen, durch die Zeit veredelten, Jugenderinnerungen verschönte sich Schwetschke noch das, an Genußfähigkeit naturgemäß sehr beschränkte, Alter. Der durch Fettdruck hervorgehobenen Stellen des lateinischen Kommersliedes aber erinnerte er sich nach mehr denn vierzig Jahren 1868 in dem didaktischen Idyll: Varzinias (112a), das an Bismarck als Kanzler des Norddeutschen Bundes sich richtet. Da der betreffende VI. Gesang der ansprechenden Dichtung zugleich eine Stelle enthält, auf die ich früher hindeutete, so glaube ich für unverkürzte Wiedergabe des ländlichen Jägerbildchens, an dessen Schluß der auf eine Zeitungsnachricht anspielende liberale Schalk hervortritt, hier den Dank des Lesers zu verdienen.

Hörner schallen, Rosse stampfen,
Mannen rüsten sich zur Jagdlust,
Fröhlich in Varzins Gehegen
Geht es heut mit Horridoh! —

Unter uns: Der große Friedrich
Nannt' es dürftigstes Ergötzen,
Einem armen Meister Lampe,
Auf den Pelz zu knallen oder
Einen mattgehetzten Keiler
Nach emporgerecktem Hintern
Metzgermäßig abzutun.

Doch, die Nimrod's sind unsterblich,
Nimmer enden Sport und Waidwerk,
Schmeichelnder in ihre Ohren
Tönet das Geläut der Bracken *),
Als der Musen hohe Klänge,
Und es mundet ihren Lippen
Klassischer Jockei und Gilka **),
Als die Blume von Laffitte.

*) Jägerausdruck für „Gebell der Meute". **) Liköre.

Doch der Medikus gebietet
Und der Landmann ruft nach Hilfe:
Nun, so jagt denn, nun so jage,
Ernster Kanzler unsres Bundes,
Maßvoll doch (kein wüstes Schlachten!),
So erjage Dir Genesung
Pro salute amicorum,
Pro salute patriae! —

Darf ich hier noch Eins erinnern?
Ladest du zur Pürsch' dir hohe
Pairs, so lade nicht daneben
„Juden, Krämer, Postscribenten",
Widerwärtigste Gesellschaft
Für den edlen Grafen Brühl. — —

Schließlich mag noch Schwetschkes besondere Vorliebe für das Kotzebuesche, bereits 1802 gedichtete: „Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond" erwähnt werden. Ob das, durch Himmels Sangweise sich so sehr einschmeichelnde Lied fröhlicher Becherlust, treuer Freundschaft, Liebe und erhofften fröhlichen Wiedersehens auf wechselnder Lebensbahn, das dem genußfrohen und menschenfreundlichen Sinne Schwetschkes so recht entsprach, von ihm als Student auf der Kneipe gesungen wurde, muß jedoch seines vaterlands- und burschenschaft-feindlichen Dichters wegen zweifelhaft erscheinen (112b). —

Als Lied aus der Soldatenzeit stimmte Schwetschke der ansprechenden Sangweise wegen in folgender Form auch wohl gern an das: „Ein Schifflein kam gefahren, | Kapitän und Leutenant! | Darinnen waren geladen | Drei brave Kompagnien Soldaten. | Kapitän, Leutenant, Fähnderich, Sergeant | Drück das Mädel, drück das Mädel, drück das Mädel bei der Hand! | Kameraden, Soldaten usw. usw.

Am Ende der Studentenzeit sind noch einige hallische Burschenschaftsgenossen zu nennen, mit denen Schwetschke vorübergehend oder dauernd freundschaftliche Verbindung unterhielt. Es sind Koßmann, später Oberlandesgerichtsrat in Stettin; Wislicenus, Prediger in Halle; ferner Ferd. Wilcke, Oberpfarrer in Löbejün; diese Beiden vielleicht auch schon Schulgenossen, wie der erwähnte Grobe in Könnern (S. 73); zuletzt der joviale alte Arzt Dr. Lerche in Halle, einst Paukarzt der Burschenschaft. Auf sie alle werden wir s. Z. zurückzukommen haben.

Gutenbergs Jünger in Braunschweig.

Der erste Standort im Philisterland sollte nicht Halle, sondern Braunschweig sein. Denn, den Umständen gehorchend und dem vielleicht schon länger gehegten Wunsche des Vaters, sollte der Sohn dort — möglicherweise auch entfernt von dem geliebten Mädchen — in der berühmten Buchdruckerei C. F. Viewegs, auch eines geborenen Hallers, die schwarze Kunst Gutenbergs erlernen. Dann sollte er als Fachmann dem bejahrten, wenn auch noch rüstigen, Vater in der Leitung der Gebauerschen Buchdruckerei und des Gebauerschen Verlages zur Seite stehen, wie es z. Zt. der ältere Sohn Ferdinand, der sich übrigens auch in der Buchdruckerkunst umgesehen, für den gesamten Geschäftsbetrieb tat.

Es ist wohl anzunehmen, daß Schwetschke alsbald, nachdem die hallische Alma mater sich seiner „entäußert" hatte, noch im Juni den Staub der undankbaren von seinen Füßen geschüttelt hat und in Braunschweig bei Friedrich Vieweg als Geschäfts-Freiwilliger eingetreten ist (113).

In die ersten Monate seiner Lehrzeit fiel nun eine überraschende Wendung seiner studentischen Verurteilungs-Angelegenheit. Post nubila Phoebus! Denn die Minister des Innern und der Polizei, v. Rochow und v. Brenn, wurden durch Königlichen Erlaß vom 13. August (dem ein solcher vom 6. Juli vorangegangen war), ermächtigt zur Begnadigung der Relegierten und zur Aufhebung der Anstellungs-Unfähigkeit unter gleichzeitiger Verwandlung der dreimonatlichen Festungshaft, die nur für Mitglieder der engeren Vereine beibehalten wurde, bei den Mitgliedern der allgemeinen Burschenschaft in vierwöchentliche Karzerstrafe, bei den Landsmannschaftern in vierzehntägige Karzerstrafe, — falls die Betroffenen hierum nachgesucht oder nachsuchen und ein schriftliches Versprechen künftigen Wohlverhaltens abgeben würden. Die Mitglieder des Jünglingsbundes, sowie die auswärtigen Mitglieder der engeren Vereine wurden ausgeschlossen von der Begnadigung.

Schwetschkes Vater hatte zuerst für seinen abwesenden Sohn dieser Art der Begnadigung entsagt, aus welchem Grunde wird nicht angegeben. Er hatte auch des Sohnes Aufenthaltsort nicht genannt — vermutlich weil ihm dies bei dessen Verurteilung nicht ratsam erschien. Nach dem Ministerial-Erlaß vom 18. September würde es also bei dem strengeren Verfahren Schwetschke gegenüber geblieben sein. Allein nachträglich nahm der Vater jene Begnadigung an (114). Von der

ganzen Verurteilung blieb also nur noch die vierwöchentliche Karzerstrafe übrig. Auch diese schrumpfte, da sie in Braunschweig abzubüßen verstattet wurde, noch, wenn der Verfasser sich der Erzählung seines Vaters recht erinnert, in der Weise zusammen, daß der Verurteilte wohl mit noch einem gleichartigen Leidensgenossen, mehrmals wochen- oder sonntäglich einige Stunden im dortigen Gefängnis in der Wohnung des Aufsehers und mitunter in Gesellschaft von dessen Töchterlein zubringen durfte, also die Strafverbüßung in einem teilweise fidelen Gefängnis gleichsam nur markierte (115).

Diese ganz auffällige Milde des „gerechten" Königs, welcher die verhängten strengen Strafen, ausgenommen bei den Jünglingsbündlern, im Grunde einfach umstieß, sie zeigte, daß die Verurteilungen allzu voreilig und dienstbeflissen ausgesprochen waren und Schwetschke, wie seinen Schicksalsgenossen, keine „staatsgefährlichen" Umtriebe hatten vorgeworfen werden können. Bei dieser Sachlage wäre eine Vernichtung der betreffenden Kuratorialakten glaublich, um, was auch Schraders Meinung, ihre Kenntnis der Nachwelt zu entziehen.

Dem also Begnadigten hätte es nun rechtlich frei gestanden, das Universitätsstudium wieder aufzunehmen und zu beendigen. Aber, ganz abgesehen von allen übrigen Erwägungen, wer bürgte denn in diesen Zeitläufen dafür, daß der schärfere Wind von oben morgen nicht schon wieder verderblich wehen würde. So blieb er ganz im Einverständnis mit dem tatkräftigen, praktischen Vater, der jetzt, um von ihm öfter angewendete Kraftworte zu gebrauchen, doch auf manche „Narrenspossen" (nach König Friedrich Wilhelm I.) und manches „dumme Zeug" der in Deutschland Regierenden privatim schlecht zu sprechen war, fest und beharrlich bei der eben ergriffenen, ihm als ein Familiengewerbe naheliegenden Buchdruckerei.

Was über die, nun so unter einem günstigen Stern angetretene braunschweiger Lehrzeit berichtet werden kann, ist nur das folgende: Der Aufenthalt wird etwa ein Jahr gedauert haben und förderte bei Schwetschkes Neigung zur Sache seine fachmännische Ausbildung tüchtig, wie sich später erwies. Er selbst erzählte, er habe es im Schriftsetzen so weit gebracht, daß er einmal mit einem altgedienten Setzer um die Wette gesetzt habe. Dem Danke aber für die in der Geschichte der deutschen Buchdruckerkunst berühmten Verdienste seines Lehrherrn, auch für diejenige um seine Ausbildung als Buchdrucker, gab nach anderthalb Jahrzehnten Schwetschkes „Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle" 1840, S. 87 einen öffentlichen, ihn ehrenden Ausdruck mit

der Bemerkung: „Obgleich die vorliegende Schrift nur den Zeitraum vor Errichtung der Universität besprechen soll, so können wir es uns doch nicht versagen, .. hier, an dieser gewiß ganz geeigneten Stelle, der Verdienste eines ebenfalls (wie Bavarus 1643) aus Halle stammenden, ausgezeichneten neueren Typographen ehrend zu gedenken. Wir bringen diesen Zoll schuldiger Anerkennung den Manen des verewigten Friedrich Vieweg (1761 bis 1835) zu Braunschweig, welcher nicht nur durch geschmackvolle typographische Leistungen, sondern ganz vorzüglich durch die Anwendung des weißen Druckvelins, wenigstens im nördlichen Deutschland, zuerst die Bahn des Fortschritts betrat".

Seine persönlichen Beziehungen zur Familie Vieweg waren sehr gute, insbesondere zu Friedrich und dessen Sohn Eduard († 1869). Er rühmte öfter dankbar die Freundlichkeit, mit der er Aufnahme in ihrem Kreis gefunden und bewahrte auf seiner Studierstube bis zu seinem Lebensende einen im einfachen Geschmack der Zeit ausgeführten Briefbeschwerer in Gestalt eines weißen Porzellanschwanes auf schmuckloser bleibeschwerter Holzplatte, sein Geschenk bei der Weihnachtsbescherung 1824 in der Familie Vieweg.

Mit dem jungen Frankfurter Koenitzer, dem späteren Besitzer der Jägerschen Buch-, Papier- und Landkartenhandlung in Frankfurt a. Main, der in der Viewegschen Buchhandlung arbeitete und schon in Heidelberg ihn einmal besucht und einige Kneipabende mitgemacht hatte, entwickelte sich eine, trotz späterer politischer Gegensätze, ebenfalls für das Leben haltende Freundschaft. Außerdem hatte er mit einem Angestellten der Firma, einem Herrn Felisch, einen Freundschaftsbund geschlossen, der noch nach seiner Heimkehr nach Halle in einem, jahrelang dauernden, Briefwechsel fortgesetzt wurde. Schwetschkes Briefe an den Freund hat dessen in Berlin wohnender Sohn (Firma Neumann & Sohn, Droguenhandlung) noch gelesen. Sie seien in dem schwärmerischen Freundschafts-Stil jener Zeit geschrieben gewesen. Leider sind sie, nachdem sie jahrelang selbst über den Tod des Empfängers hinaus, von dessen Familie aufbewahrt worden waren, bei einem Ortswechsel vernichtet.

Dies ist für Schwetschkes Lebensbeschreiber ganz besonders zu bedauern, denn sie hätten vermutlich, als interessante Gegenstücke zu den Schülerbriefen, Beiträge zur Kenntnis des inneren und äußeren Lebens von Schwetschke in Nachklängen zu seiner Studienzeit und vielleicht Zeugnisse für seine damalige politische Anschauungs- und Ausdrucksweise enthalten.

Mit einer anspruchslosen, aber für das hilfsbereite und furchtlose „bemooste Haupt" kennzeichnenden Geschichte will ich diese kurzen Nachrichten über den braunschweigischen Aufenthalt schließen. Dem Sohne Felisch hat sie sein Vater mitgeteilt, der öfter von Schwetschke gesprochen habe.

Schwetschke ging einst mit Felisch und anderen Freunden in der Umgebung Braunschweigs spazieren, als der in einiger Entfernung vorangegangene Teil der Gesellschaft in eine Prügelei mit Bauern- oder Handwerksburschen verwickelt wurde, in der ein Mitglied der Gesellschaft schon zu Boden geworfen war. Da eilte der „stattliche" Schwetschke hinzu und hieb mit seines metallenen Stockes wuchtigen „Fechterstreichen" den Gefallenen heraus und die Gegner in die Flucht. —

Weil die Geschichte der hallischen Universität namentlich in den 1820 er Jahren die wiederholt auftretende Sucht der Studenten verzeichnen muß (116), sich u. a. mit den Gesellen in Schlägereien einzulassen, und weil das hier erzählte Eingreifen Schwetschkes in eine derartige Schlägerei bei seiner mehrfach betonten Körperstärke vielleicht als eine Wiederholung eines früher geübten rohen Übermutes mit angesehen werden könnte, so dürften zur Vervollständigung seiner Charakteristik folgende, dem widersprechende, Zeilen dienen.

Sein mehrerwähnter Sohn und Nachfolger als Heidelberger Student hatte einst von dort nach Hause berichtet, daß er mit knapper Not auf einem Dorfe einer „Keilerei mit Banausen" entgangen sei, die von einigen stark angeheiterten Verbindungsbrüdern gereizt worden wären. Darauf erhielt er folgende zugleich väterlich besorgte und mißbilligende Mahnung des 88 semestrigen alten Herrn: „... Es ist gut, daß Euch die Götter beschützt haben. Es dürfte weder der Muse liebsam, noch überhaupt glückhaft sein, mit Prügeln zu traktiren oder traktirt zu werden. Ich habe dieses Blümchen am Wege nie gesucht und auch nie gefunden". (12. 7. 1865). Nur als Ex-Musensohn also mußte er „pro salute amicorum" dies Blümchen pflücken.

Buchdrucker und Buchhändler in Halle.

Im Tagebuch der Gebauerschen Druckerei berichtet der Faktor Pommer: „1825, d. 5. Juni ist Herr Carl Gustav Schwetschke, nachdem er in Braunschweig bei Vieweg die Druckerei erlernet, von seinem Herrn Vater zum Stellvertreter in dessen Druckerei ernannt". Damit war der wichtigste erste Schritt in dem einen Teil einer selbständigen geschäftlichen Tätigkeit getan, die er nun sein Leben lang ausüben sollte. Er wohnte, sicher wohl, von nun an bis an sein Lebensende in dem alten Gebauer-Hause, das die Druckerei noch heute beherbergt. Schwetschke widmete sich nicht ohne innere Neigung den Obliegenheiten seiner durch väterliches Vertrauen ihm übertragenen Stellung, und es traten der eigene Vorteil, die Geschäftsehre und der Zwang, sich für die bürgerliche Gesellschaft und diese für sich nützlich zu machen, später immer mehr dazu, um die möglichst eingehende Beschäftigung mit der Sache von ihm zu fordern. Aber, kam er auch dieser Forderung in Einzelheiten mit gutem geschäftlichen Erfolge (zwar Glück, aber auch ein Beweis geschäftlicher Fähigkeit), nach, — er war doch kein geborener Geschäftsmann, wie es Vater und Bruder in so hohem Grade waren. Seiner natürlichen Veranlagung und seinem bisherigen Bildungsgange folgend wandte er sich dabei allmählich wissenschaftlichen Forschungen zu, vorzüglich in der Geschichte der heimischen Buchdruckerei und des deutschen Buchhandels. Seiner innersten, von ihm selbst als Kern seines Wesens erkannten, poetischen Natur entsprechend blieb er jedoch vor allem seiner ersten Liebe zur schönen Literatur, besonders zur lyrischen Dichtkunst, genießend und schaffend für immer getreu.

Bei freier Berufswahl wäre Schwetschke nicht zu einem praktischen Beruf, sondern unter die deutschen Dichter gegangen. So hat er später „in einer schönen Stunde" dem liebenswürdigen Naturforscher Dr. Karl Müller von Halle, dem Mitbegründer und -herausgeber der in seinem Verlage erscheinenden Zeitschrift „Die Natur", einmal gestanden. Und Müller fügt der Erzählung dieses Geständnisses hinzu, daß sein verstorbener Verleger und Freund, wie die Folge gelehrt, auch das Zeug zum deutschen Dichter in ganz eminentem Grade besessen habe (117).

Seinen wissenschaftlichen und dichterischen Leistungen nachzugehen wird später meine Hauptaufgabe sein. Für jetzt müssen wir uns einigen Mitteilungen zuwenden über die Geschichte des Geschäftsmannes und einigen Andeutungen über die Bedeutung der Schwetschkeschen Geschäfts-

zweige im hallischen und teilweise im betreffenden deutschen Gewerbeleben der anderthalb Jahrzehnte von 1825 bis 1840.

Wenn ich dem Leser dabei auch mehrere statistische Zahlen vorführe, so geschieht dies nur in der Absicht, einzelnen Stellen des unvollkommenen wirtschaftlichen Bildes, was ich hier allein andeuten kann, klarere Umrisse zu geben, als es allgemeine Beiwörter, wie groß oder klein, bedeutend oder unbedeutend, zu tun vermögen.

Im dritten Jahre der Stellvertretung in der Druckerei verband sich Schwetschke mit seinem Bruder zur Herausgabe einer zweimal wöchentlich erscheinenden politischen Zeitung, ein in der Folge für ihn so bedeutsames und für Zeit und Ort so kennzeichnendes Unternehmen, daß wir ihm später einen besonderen Abschnitt widmen müssen. Zunächst betrachten wir die Entwickelung der Geschäftszweige des Vaters. Dieser nahm zu seinen Stützen bei vorgerücktem Alter am 1. Dez. 1828 seinen jüngeren Sohn, unsern Gustav, nun als Teilhaber der Gebauerschen Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei an und am 1. Jan. 1829 Ferdinand, den älteren, als Mitbesitzer der bedeutenderen Stamm-Buchhandlung von Hemmerde und Schwetschke, indem er zugleich diese Firma in die noch heute bestehende: C. A. Schwetschke und Sohn (jetzt in Berlin im Besitz des Hrn. E. Loezius, auch eines Hallers) umänderte. Eine Reihe schwerwiegender und lange fortwirkender Verlagsunternehmungen trat, außer einer größeren Anzahl kleinerer, in den 1820 er und 1830 er Jahren unter Ferdinands Mitwirkung oder Anregung ins Leben. Dem Erscheinen von Blanc's Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner (1. Aufl. 1821 bis 1825; 8. illustr., 1868 bis 1869) folgte der Erwerb der berühmten (früher jenaischen) „Allgemeinen Literaturzeitung" (1824 bis 1849) des Hofrats Schütz, folgten die teilweise mehrfach aufgelegten kostspieligen Werke: Freytags Lexicon arabico-latinum (1830 bis 1837), Bernhardys Suidae Lexicon (1834 bis 1853), Büchners Biblische Real- und Verbal-Handkonkordanz (die erste Auflage erschien bereits 1740 in Jena, die siebzehnte im Jahre 1885) und das 1834 von Bretschneider begonnene, von Bindseil, Baum, Cunitz, Reuß bis 1887 fortgeführte, Melanchthons und Calvins Schriften enthaltende, Corpus Reformatorum — alles Werke, die wie Berger schreibt, „sich in ihren Herstellungskosten erst nach Jahrzehnten bezahlt machten, dem Verleger aber teilweise noch nach Jahrhunderten den Dank der gelehrten Welt sichern werden". Auch das Sortiment gedieh unter Ferdinands Pflege und gehörte zu den bedeutendsten der Provinz.

Die Gebauersche Verlagsbuchhandlung, nun unter Gustavs Mitleitung, brachte zwar ebenfalls Werke aus allen Wissensgebieten auf den Büchermarkt, aber meist weit geringer an Zahl und an Ertrag. So geben auszügliche Verlagsberichte der beiden Buchhandlungen für 1836 und 1837, wie für 1839, bei Schwetschke und Sohn 33 und 21, bei Gebauer nur 7 und 5 Werke an. Unter diesen letzteren befand sich: De Borussico-Lithuanicae tam in Slavicis quam in Letticis linguis principatu des, später berühmten, ausgezeichneten jungen hallischen Sprachforschers Aug. Friedr. Pott, mit dem Schwetschke dann zeitlebens eine achtungsvolle, auch gelegentlich, wie wir sehen werden, zu dichterischem Ausdruck kommende Zuneigung verband. Ebenso erschien bei Gebauer 1836 bis 1843 der „Commentar über den Römerbrief" des Rostocker Professors K. F. A. Fritzsche, des Rationalisten aus der namhaften Gelehrtenfamilie, der mit Entschiedenheit die pietistische Richtung bekämpfte.

Die Stellung der zwei Schwetschkeschen Buchhandlungen innerhalb der hallischen während des vorliegenden Zeitabschnittes veranschaulichen kurz folgende Zahlen, die freilich nur die Menge, nicht die Bedeutung der betreffenden Verlagswerke angeben können. Von den im Jahre 1828 durch 9 Buchhandlungen und 8 mal ohne Verleger-Namen veröffentlichten 110 Verlagswerken Halles entfielen r. 31, etwas über ein Viertel, auf die noch in C. A. Schwetschkes Hand vereinigten Firmen: auf Hemmerde und Schwetschke 17, auf Gebauer 14; im Jahre 1840, wo nur 93 Verlagswerke von 6 Buchhandlungen und 3 mal ohne Verleger-Namen veröffentlicht wurden, hatten die Schwetschkeschen Buchhandlungen mit reichlich ihrer alten Zahl 33 (Schwetschke und Sohn 23, Gebauer 10) über ein Drittel aller hallischen Veröffentlichungen erreicht. —

Die Stellung des hallischen Verlagsbuchhandels aber im gesamtdeutschen, wie im provinzialsächsischen erhellt aus folgender Zusammenstellung.

Es nahm im Jahre 1828 Halle mit 110 Verlagswerken die fünfte Stelle im deutschen Verlagshandel ein hinter Leipzig mit 1002 Werken, Berlin (422), Wien (280) und Frankfurt a. M. (182). Gleichstehend war noch etwa Stuttgart (107). In den drei Regierungsbezirks-Sitzen der Provinz Sachsen erschienen in Erfurt 41, Magdeburg 32, Merseburg 4 Werke. — Im Jahre 1840 dagegen war Halle mit 93 (77 in Halle und 16 in der Rengerschen Buchhandlung in Halle und Leipzig erschienenen) Werken an die 15. Stelle hinuntergerückt hinter Leipzig (1707), Berlin (1073), Wien (573), Stuttgart (480), Ham-

burg (291), Frankfurt a. M. (239), Nürnberg (225), München (214), Breslau (200), Köln (158), Braunschweig (148), Mainz (105), Magdeburg (104), Prag (102). Gleich standen ihm etwa Karlsruhe (mit 96), Darmstadt (96), Bonn (94), Augsburg (89). Von den Bezirkssitzen der Provinz Sachsen hatte sich, wie wir sehen, nur Magdeburg, das früher noch nicht ein Drittel von Halles Büchererzeugung erreichte und es jetzt darin übertraf, an dem, durch die wirtschaftliche Erstarkung und die allgemeine geistige Rührigkeit in so vielen nord- und süddeutschen Städten auch beim Buchhandel eingetretenen, außerordentlichen Aufschwung beteiligt. Erfurts Buchhandel hielt sich mit 42 Werken etwa auf dem früheren Stand; Merseburg fiel aus. In dem, in diesen 13 Jahren zurückgegangenen, hallischen Buchhandel hatten sich also die Schwetschkeschen Handlungen mit 31 (1828) und 33 (1840) Veröffentlichungen auf etwa gleicher Höhe gehalten; doch waren nur Schwetschke und Sohn gestiegen von 17 auf 23 Veröffentlichungen, Gebauer war von 14 auf 10 gefallen.

Zu allen diesen Zahlen muß hier bemerkt werden, daß sie einem später zu besprechenden wichtigen statistischen Quellenwerke Schwetschkes über den deutschen Buchhandel entstammen (118).

Die Entwickelung der hallischen Buchdruckereien deuten kurz die vom Hagen (1, 418 bis 419) entnommenen Zahlen an, nach denen es gab:

1828 9 Druckereien mit 30 (Hand-)Pressen,
1840 10 " " 34 " ,

also eine Druckerei und 4 Handpressen mehr.

Ein steuersachlicher Bericht des hallischen Magistrats vom 12. Mai 1828 an die merseburger Regierung (119a) über die hallischen Gewerbe bemerkt über die Buchdrucker u. a.: „es sind jetzt nicht mehr Buchdruckereien hier, als vor 1806 (vom Hagen gibt in 1803 jedoch 14 an) und es ist sonderbar, daß alle jetzt vorhandenen entweder die früheren selbst noch oder die von derselben Familie fortgeführten Geschäfte sind. Dies Gewerbe ist eines der besseren. Man zieht hierselbst die einzelne Presse zur Besteuerung heran, denn zu ihrer Handhabung sind zwei erwachsene Gehilfen erforderlich, und eine Presse mit hinlänglicher Beschäftigung ernährt den Buchdrucker hinlänglich".

Die Gebauersche Druckerei aber, mit der die am 31. Dez. 1828 angekaufte Gollnersche Schriftgießerei und seit 1835 auch eine Stereotypie verbunden wurden, beide unter der Firma C. G. Schwetschke, begann unter Schwetschkes Leitung einen großen Aufschwung zu nehmen. Ein

reichhaltiges Schriftenverzeichnis aus jener Zeit enthält viele deutsche und fremde Fraktur- und Antiqua-Alphabete. —

Die Mitgliederzahlen der Gebauerschen Druckerei und der Schwetschkeschen Schriftgießerei in den Jahren 1829, 1833 und 1840, sowie der Rang der Gebauerschen unter den hallischen Druckereien in 1840 erhellen aus folgenden Angaben.

Nach den Zahlungslisten der, 1742 von Johann Justinus Gebauer gegründeten, später neben einer Zentralkasse bestehenden Gebauerschen, seit 11. Januar 1840 — in welchem Jahre Schwetschke dem alten Namen des Geschäfts den seinigen hinzufügte — Gebauer-Schwetschkeschen Kranken- und Sterbe- (Haus-) Kasse der Druckerei (119b), zu welcher neben den Prinzipalen die angestellten oder gewesenen Geschäftsmitglieder und deren Frauen und Witwen, nicht aber die Lehrlinge beitrugen, zählten die Buchdruckerei und die Schriftgießerei Mitglieder

im Jahre 1829 29, ausgenommen die Prinzipale und Lehrlinge
" " 1833 39, " " " " "
" " 1840 45, " " " " "

Die Zahl 45, die den Aufschwung der Druckerei unter Schwetschke andeutet, wurde gebildet durch 2 Faktore, 2 Schriftgießer (zum Betrieb der Gießerei waren nicht mehr Gehilfen nötig), etwa 25 Setzer und etwa 16 Drucker. Da 2 Drucker zur Bedienung einer Presse gehörten, so wird die Druckerei 1840 mit rund 8 Pressen etwa ein Viertel der 34 hallischen Handpressen in 10 Druckereien ausgemacht haben. Den großen technischen Fortschritt, den Spener bereits 1823 in Berlin durch Aufstellung der ersten Presse mit Dampfbetrieb eingeleitet hatte, hatte man in Halle in den siebzehn darauf folgenden Jahren, und viel später, noch nicht angenommen!

Im Jahre 1830 wurde zwar von dem strebsamen, vielbeschäftigten Maschinenbauer, dem Hettstedter Johann Gottfried Kinne, auf dem Gutjahrbrunnen in der Halle im Auftrage der Kgl. Salinenverwaltung eine 2 pferdekräftige Soolefördermaschine gebaut. Diese erste Dampfmaschine blieb aber auch für lange Zeit die einzige in Halle.

Die oben mitgeteilten Zahlen über das Geschäftspersonal von 1833 sind in einer Schilderung Schwetschkes selbst von einer Feier des 100 jährigen Familienbesitzes der Gebauerschen Druckerei enthalten (119c). Diese Feier entsprang offenbar, wenigstens in der Hauptsache, seinem eigenen frommen, geschichtlich dankbar begeisterten und dabei selbstbewußten Familiensinne. Sie stand ihm in dauernd lebhafter Erinnerung, schon als erste einer Reihe ähnlicher sinnvoller in

der Familien-, auch einmal in der Stadtgeschichte, wurzelnden Gedächtnisfeiern, die er im Laufe seines langen Lebens als Geschäfts- und Familienhaupt oder als gelehrter Patrizier von Halle zu seiner und aller Teilnehmer Freude veranstaltete. Die 19 hdschr. Folioseiten starke Schilderung gibt eine ganz ausführliche namentliche Statistik des Geschäftspersonals*); und zur Kennzeichnung der Zeit, wie des Verfassers der Erzählung seien hier nachfolgende Einzelheiten aus ihr angeführt.

Die Hauptfeier, eine Überraschung für den größten Teil der Teilnehmer, fand am Abend des 24. Oktober jenes Jahres in dem früher beschriebenen Simson-Zimmer statt. Dort standen zwei Ahnenbilder des Stifters der Gebauerschen Buchhandlung Johann Justinus Gebauer auf dem „schön gearbeiteten Sims" des damals schon vermauerten Kamins, festlich bestrahlt u. a. von zwei Wachskerzen auf großen Altarleuchtern, die ihr Licht auch auf einige schriftliche und gedruckte Urkunden zur Lebensgeschichte des Gefeierten warfen. Angesichts dieser Zeugen der Vergangenheit hielt Schwetschke eine kurze Ansprache, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verknüpfend, vor den versammelten Familienmitgliedern und Geschäftsangehörigen, weil auch sie sicher „Freude über ein wohlverbrachtes, von dem Allerhöchsten mit seiner Gnade reichlich gesegnetes Tagewerk" empfänden. „Was die Gebauersche Offizin", so fuhr er fort, „seit einem Jahrhundert wirkte und schaffte, was aus ihr zur Erbauung, Belehrung und zur nützlichen Unterhaltung eines großen Teiles der Bewohner unseres Vaterlandes und selbst entfernter Weltteile hervorging, daran haben auch Sie einen gerechten Anteil und darum werden auch Sie gern mit uns einen Rückblick auf die Schicksale des Mannes und seines Werkes werfen". Der Redner tat dies, u. a. die dem Leser bekannten, hauptsächlichsten Einzelheiten aus der Geschichte der Gebauerschen Familie berührend, insbesondere hervorhebend, wie das von schweren Nahrungssorgen mit Kummer beladene Gemüt des Mannes, dem bald nach Erwerbung seiner Druckerei die einträgliche Herstellung sämtlicher Cansteinscher Bibelausgaben durch Errichtung der eignen Cansteinschen Bibeldruckerei

*) Danach beschäftigte die Buchdruckerei 1 Faktor, 19 Setzergehilfen und 15 Druckergehilfen, nebst 3 Setzer- und 3 Druckerlehrlingen (= 41 Personen); dazu die zur Druckerei gehörige „Lagenstube" mit Ordnen, Falzen und Austragen der Zeitungs- und Bücherbogen, 2 männliche und 3 weibliche Personen (= 5); die Schriftgießerei: 1 Faktor, 3 Gehilfen, 4 Lehrlinge und 1 Aufsetzjungen (= 9); die Buchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn 1 Kommis und 2 Lehrlinge (die Geschäfte der Gebauerschen Buchhandlung scheint Schwetschke allein besorgt zu haben) und die zu ihr gehörige Expedition der allgemeinen Literaturzeitung 1 Registrator (= 4) — zusammen 59 Geschäftsmitglieder, ohne die 3 Prinzipale. Alles in allem wurden, einschließlich 10 erwachsener und 5 unerwachsener Familienmitglieder, 87 Personen bewirtet.

des Waisenhauses entgangen war, wieder aufgerichtet wurde durch den gewinnbringenden Druck und Verlag der, im Vertrauen auf des Höchsten Hilfe unternommenen, Ausgabe von Dr. Luthers sämtlichen Schriften, die den sicheren Grund für seine späteren großartigen Pläne bildete. Beim Eintritt in ein neues Jahrhundert nun würden gewiß nicht nur die Familienmitglieder Gefühle der Verehrung und des Dankes gegen Gott, der Achtung und Liebe für die einstige Familie Gebauer, welche den Geschwistern Schwetschke „zwei geliebte Mütter" gab, empfinden, sondern auch die Geschäftsangehörigen würden es tun. „Denn wir betrachten Sie ja alle, von dem ehrwürdigen Jubelgreis herab, der nun 57 Jahre hindurch der Gebauerschen Offizin unausgesetzt seine Tätigkeit widmete (der Setzer Riedel I.), bis zu dem, der nur wenige Tage in unserer Mitte weilt, als uns und unserem Hause eng und innig verbundene Freunde". Mit der warmen Aufforderung, miteinander „auch ferner einmütig und einträchtiglich zu wirken und zu schaffen, auf daß auch dereinst unsere Kinder und Kindeskinder sich unserer Arbeit freuen und unserer Hände Werk segnen", und mit dem Wunsch: „So gebe es der Herr"! schloß Schwetschke. Ehe nun zu den leiblichen Genüssen übergegangen wurde, die von seiner Hausfrau im Verein mit zwei Schwägerinnen auf einer langen Tafel dargeboten waren, erschien er, sein kaum 13 Monate altes, mit einer schwarzleinwandenen Lehrlingsschürze bekleidetes Söhnchen Christian Felix auf dem Arme, und die Faktore der Druckerei und der Schriftgießerei erklärten auf Wunsch des Vaters, daß das Knäblein, das „beiläufig bemerkt, zwar fröhlich gelächelt, sonst aber sehr verständig und ruhig sich verhalten", zur erhöhten Feier des Tages soeben als späterer Lehrling ihrer Künste eingeschrieben sei, „der edlen Buchdruckerkunst und der sinnigen Schriftgießerkunst", wie sie hernach Bruder Ferdinand mit dem „ehrenwerten Buchhandel" als dritten im Bunde bezeichnete. — Nachdem Schwetschke mit „kurzem Scherzwort" gedankt, sprachen alle herzhaft den, mit einfachem kalten Aufschnitt bedeckten Schüsseln und den mit einem „leichten wohlschmeckenden weißen Franz-" (französischen) „Wein" gefüllten Gläsern, der damals häufiger getrunken wurde, zu. „Der Frohsinn steigerte sich immer mehr und mehr: zahlreiche Gesundheiten und heitere Gesänge wechselten mit Scherz und harmlosem Geplauder und herzlichem Lachen". Die beiden ehrwürdigen Senioren, der 77jährige väterliche Mitbesitzer, der an einem Podagraanfall litt, und der erwähnte Riedel, die auf zwei altertümlichen Lehnsesseln der Feier beigewohnt hatten, hatten sich schon früher zurückgezogen. Als die Mitternachtsstunde herannahte, begannen auch

andere Festteilnehmer zu verschwinden, da „mancher wackere Trinker" (wie der Bericht sich diplomatisch ausdrückt), „durch zu scharfes Feuern erhitzt und ermattet, der unausbleiblichen Niederlage durch klugen Rückzug zuvorzukommen suchte. . . . . Aber zur Ehre der tapferen Kämpfer sei es gesagt, daß das schöne und mit inniger Freude begonnene Fest auch in gleicher Weise, nicht von dem mindesten Unfall getrübt, um Hochmitternacht sich endete". Schwetschke vergißt nicht zu erwähnen, daß auch die Lehrlinge der Buchdruckerei und Schriftgießerei bei ihrer „Kollation" von Wein und kalten Speisen in der Lagenstube bis tief in die Nacht hinein „in ungezügelter, aber anständiger Freude jubelten". Aber nicht genug mit diesem Tage. „Mit dem andern Morgen (dem 25. Oktober), an welchem die reine Freude und der reine Wein des vorhergegangenen Abends weder Trübsinn noch Kopfweh zurückgelassen hatte, begann für Pressen, Setzkästen und Gießöfen ein Tag der Feier in dem eigentlich technischen Sinne des Wortes: sie wurden von dem Personal freiwillig und unaufgefordert mit Kränzen, Gewinden und Blumensträußen geschmückt. Am Abend wurden die Fenster der Druckerei und Gießerei mit bunten Lampen und einem Transparent illuminiert". Und wiederum wurde von den Familiengliedern und den Angehörigen des Geschäftes auf ein langes und glückliches Zusammenleben getrunken, während nicht nur in den inneren Räumen der Werkstätten, auch in dem Hausflur, im Hofe und auf den Treppen eine jubelnde Menge schaulustiger Freunde und Verwandter der Geschäftsangestellten wogte. — Am Abend des nächsten Tages (Sonnabend den 26. Oktober) beschloß eine Wiederholung der Illumination die „durch Gottes Vaterhuld gnädigst gewährte" hundertjährige Jubelfeier.

Zur Kennzeichnung der guten alten, einfachen und billigeren Zeit sei noch mitgeteilt, daß laut ausführlichem Kostenverzeichnis die Bewirtung von 87 Personen am ersten Jubelfeierabend auf den Kopf durchschnittlich rund 2 $^1/_8$ Mark (im ganzen 64 Thaler 11 Silbergroschen 6 Silberpfennige) betrug. Von den Verzehrungsgegenständen waren bezahlt (rund in Markwährung umgerechnet): für 1 Eimer (= 68 $^7/_{10}$ Liter) weißen Franz-Wein an Kaufmann Anton Zeiz 74 Mark, Trinkgeld beim Weinzapfen 50 Pfg.; ferner (die Gewichte sind leider nicht mitgeteilt) für 9 große und 1 kleinen Kuchen an Bäcker Pitschke 14,25 Mark; für Butter 5,40 Mark; Brot 3 Mark; Schweizerkäse 1,10 Mark; 2 Schinken 8,65 Mark; 2 Kalbskeulen 5 Mark; 3 Schlackwürste 5,25 Mark; für leihen einiger Dutzend Weingläser 0,90 Mark. — Die gesetzlichen Einschreibegebühren, entrichtet für den Sohn des

Prinzipals, betrugen an die Buchdrucker 12 Mark, an die Schriftgießer 18 Mark; zugleich erhielt jeder Lehrling ein Geschenk von 1 Mark. — Aus diesen mitgeteilten Proben des Berichtes ist schon unschwer die menschenfreundliche humanistisch-humoristische, wie auch die wahrheitliebende, sachlich eingehende Art ihres Verfassers zu erkennen, der nach seinem eigenen treuherzig bekräftigenden Ausdruck „das Fest festlich und froh, wie solches auch wirklich geschehen", beschrieben hat. —

Im Anschluß an dies bedeutungsvolle Geschäfts- und Familienereignis betrachten wir am besten, uns über ein Jahrzehnt zurückversetzend, die Entwickelung des musterhaften und angeregten

Familienlebens,

dessen Mittelpunkt der allgemein beliebte kleine Patriarch Carl August war. Schwetschke behielt diesen Familienverkehr in steter treuer und angenehmer Erinnerung, zu dessen Erheiterung er durch manches gemütvolle, witzige Gelegenheitsgedicht — eine auch von manch anderer Seite in Halle mit mehr oder weniger Glück gepflegte Dichtungsart — beitrug. Nach seiner Mitteilung verlebte die Familie in dem Jahrzehnt etwa von Beginn der 1820 er Jahre bis zu dem der 1830 er ihre glücklichste, gesündeste, schmerz- und sorgenfreieste Zeit. Sie erhielt durch Schwieger- und Enkelkinder einen erfreulichen Zuwachs: im Oktober 1821 hatte der heimgekehrte Ferdinand die liebenswürdige älteste Tochter des weitgeachteten kinderreichen Waisenhaus-Inspektors, des Hofrats Kirchner, Auguste, heimgeführt, nnd im November war Schwester Karoline dem hallischen Stadtrat, nachherigem Oberbürgermeister, Carl August Wilhelm Bertram als Gattin gefolgt.

Drei Töchter Ferdinands, Emma, Sophie und Constanze (120), von Bertram zwei Töchter, Caroline und Rosa, und ein Sohn, Richard (der später leider wegen baldiger Erkrankung nur allzu kurz sein Amt versehende zweite hallische Oberbürgermeister des Namens), bildeten den fröhlichen Nachwuchs. Sechs Jahre nach seinem Eintritt ins Geschäft folgte Gustav in heftiger Liebe entbrannt seinem Bruder nach in der Wahl der schönen zweiten Kirchnerschen Tochter Agnes zu seiner Gattin (2. 10. 31), die ihm ein Jahr darauf einen Sohn schenkte. Von innigster Bruderliebe und jungem Vaterstolz zeugt die, nicht ohne stark Goethesche Superlative geschriebene, Benachrichtigung davon an den, sich auf einer Reise nach Hamburg und Kopenhagen befindenden Ferdinand: „Mein allertheuerster Bruder, Dir vor Allem die erfreuliche Nachricht, daß meine geliebte Agnes gestern Morgen gegen 11 Uhr, als an dem Namenstage Mosis, von einem gesunden, wohlgestalteten Knaben zwar

schwer, doch glücklich entbunden worden. Die Mutter, sowie der junge Erdenbürger befinden sich auch heute sehr wohl und lassen Dich bestens, innigst und herzlichst grüßen. Auch die Mutter Sch. I. ist auf dem Wege der Besserung.

Grüße von Allen, namentlich von Deinem Gustchen, welche uns diesen Augenblick einen Morgenbesuch macht.

Ewigst Dein Bruder
Papa Schwetschke III."

Papa (und Großpapa) Schwetschke I. schreibt über das Ereignis an Ferdinand u. a.: „Niemand ist froher als Gustav, daß die Angstnacht glücklich überstanden ist. Das Erste, was er nach der Erscheinung des Jungen getan, war, den Kalender zur Hand zu nehmen und den heutigen Tag (4. Sept.) des Nahmens wegen aufzusuchen und der Junge soll Moses heißen".

Der Name des Gesetzgebers und Vorname des Philosophen Mendelssohn mag den, Geschichte und Literatur liebenden, jungen Vater zur Annahme dieses Kalendernamens für seinen Erstgeborenen geneigt gemacht haben. Diese Namengebung fand jedoch nicht statt, vielleicht mit auf Betreiben Ferdinands, der, wie u. a. aus seiner angefangenen Reisebeschreibung von 1817 hervorgeht, kein Judenfreund war (121). Dafür wählte Schwetschke den ersten der beiden Vornamen des Kindes, Christian Felix (122), aus Verehrung für dessen, wenige Wochen später, am 30. September heimgegangene Großmutter, seine eigene zweite gute Mutter Christiane.

Der Sonntag war der Tag der Familienzusammenkunft bei den freundlichen Großeltern in der Märkerstraße oder, nachdem die Großmutter das Zeitliche gesegnet hatte, beim Großvater allein. Oft durften die Kinder am Nachmittag kommen. Da war denn in guter Jahreszeit der Gartensaal mit dem Garten dahinter ihr Entzücken, wo der Großvater mit der langen Pfeife zwischen den wohlgepflegten, selbstgezogenen Blumen herumwandelte. Am Abend versammelten sich die Söhne und Tochter mit Frauen und Mann um die geliebten würdigen Familienhäupter. Nach anstrengender Arbeit in der Woche wurde dann auch wohl mutwillige Kurzweil von den zur Heiterkeit leicht aufgelegten Söhnen des jovialen Paterfamilias getrieben. Da kam es vor, daß der große starke Gustav seinen zierlichen Bruder Ferdinand schnell gefaßt als Huckepack die Bodentreppe hinauftrug, während die Mutter voller Angst hinterdrein rief: „Gustelchen! Gustelchen! Du thuest Dir Schaden". Eine andere Geschichte, ebenfalls wohl noch aus der Junggesellenzeit Schwetschkes und von ihm selbst erzählt, beweist das gute

Neckverhältnis zwischen Vater und Sohn. Ersterer sitzt im Stübchen hinter dem Buchladen am Markte und schickt sich eben an, ein bescheidenes zweites Frühstück, einen Apfel und dergleichen, das ihm Ferdinands sorgendes Frauchen aus der Wohnung heruntergebracht, in ihrer Gesellschaft zu verzehren, da sieht er bereits in der Nähe des Hauses seinen stets nahrungslustigen Zweitgeborenen mit starken Schritten herankommen und ruft: „Schnell! Gustchen! Stecke das Frühstück weg. Da kommt der Kerl!" Zugleich aber stimmen Schwieger-Vater und -Tochter über diesen Schreckensruf ein herzliches Gelächter an, während „der Kerl" Carl Gustav im nächsten Augenblick eintritt. Erst verwundert, dann rasch aufgeklärt, nimmt er heiter an der allgemeinen Heiterkeit und — sicher auch an dem durch die gastfreie Schwägerin verstärkten Frühstück teil.

Eine ungefähre, sehr kennzeichnende Vorstellung von Gustavs Erscheinung wohl aus der letzten Zeit vor seiner Verheiratung, wie auch von dem traulichen Familienverkehr, gibt eine in rohen Umrissen hingeworfene Federzeichnung Ferdinands von einer Eisfahrt zweier Stuhlschlitten. Auf dem vorderen von „Gustav" geschobenen (die Namen stehen unter den Personen) sitzt Schwester „Line." Der wohlbeleibte Gustav zeigt eine große, stattliche, gerade gerichtete Gestalt, deren Größe durch einen Zylinderhut noch erhöht wird. Den zweiten, von „Rickchen" Schwedler, Bertrams freundlicher Stiefschwester, besetzten Schlitten schiebt der bei weitem kleinere Ferdinand (123), der eine hohe Schirmmütze mit aufgeschlagenen Seitenklappen trägt. Zwei dahinjagende Schlittschuhläufer beleben zur Auszierung noch die Fläche, und als Zuschauer stehen am Ufer die Großmutter, Ferdinands Frau und ein gewisser „Schnabel". —

Außer um die Schwetschkeschen Großeltern versammelte die Familie sich auch um die Großeltern Kirchner auf dem Waisenhause in der Vorstadt Glaucha. Man zog hinaus aufs „Land" oder „Dorf", wie die selbstbewußten Bewohner der Altstadt Halle scherzend wohl sagten. Über den tüchtigen „von treuer Liebe für Haus und Waisenhaus" beseelten, aber „mitunter etwas scharfen" langjährigen Ökonomie-Inspektor Benjamin Theodor, Sohn eines Predigers in Mallnow i. d. Mark, und den regen Verkehr in seinem einfachen, aber gastfreien, Hause haben auch eine Anzahl Verse eines würdigen Freundes der Familie anmutige und gemütvolle Erinnerungen bewahrt.

Dieser Familienfreund war der s. Zt. als hallischer Gelegenheitsdichter beliebte, einst als Spottdichter gegen die „neumodigen Distichen"

in Goethes und Schillers Xenien (vergl. Büchmanns Geflügelte Worte) bekannte Superintendent Fulda an der Marienkirche, Verfasser des oft angeführten Verses:

In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der:
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

In der Kirchnerischen Familie, und durch sie in der Schwetschkeschen, waren besonders zwei von sieben auf Kirchners bezüglichen Gedichten des „Bürgerfreundes" Fulda (124) unvergessen: das, an das bekannte Kinderlied und Kinderspiel anknüpfende, „Als Kirchnern der siebente Sohn geboren wurde. Am 5. April 1821.

Lyrum, Larum! Hoch ertöne
Du mein liebes Saitenspiel!
Adam hatte sieben Söhne,
Kirchner hat nun auch so viel"; usw.

Aber da er daneben auch noch vier Töchter hat, die Adam fehlen, so

Mag der Paradies-Protector
Stolz auf seine sieben seyn,
Unserm Waisenhaus-Inspektor
Räum' er nur den Vorzug ein.

Und das andere: „Das Lied von den Flintensteinen. Zu singen beym Kohlrabigericht am 1. Dezember 1829, als an Kirchners Gedächtnistage seines funfzigjährigen Aufenthaltes auf dem hallischen Waisenhause". Kirchner war nämlich als schüchterner kleiner, eben aus weiter Ferne angekommener Waisenknabe vor dem ersten Mittagessen in der Anstalt durch die Neckfrage eines Primaners gewaltig erschreckt worden, ob er Flintensteine essen könne? Die gebe es heute. Diesen Scherznamen hatte „der Schüler Hauptgericht", das Kohlrabigemüse, von langen Zeiten her wegen der Ähnlichkeit der klein geschnittenen Scheibchen mit den Feuersteinen der alten Flintenschlösser: „Sieh da, sieh da! Hier gibts ja Flintensteine! Ganz recht zum Jubelschmaus!" So lautete daher der passende Anfang des Gedichtes. —

Schwetschke stand mit den meisten Söhnen Kirchners, seinen späteren Schwägern, wie überhaupt mit der Familie, auf vertrautestem Fuße. Wilhelm, der älteste, ein studierter Theolog, dann Rendant der Mädchenschulen an den Stiftungen, war sein Mitschüler. Seine Lieblinge waren Otto, gestorben als Stadtbaurat in Liegnitz und Hermann (125), der auch als Buchhändler den Brüdern Schwetschke nahe trat, zuerst als Lehrling (fünf Jahre) und Gehilfe bei Hemmerde und Schwetschke,

dann seit 1836 als Teilhaber, später als alleiniger Besitzer und Namensgeber eines, mit seinem Schwager Ferdinand, in Leipzig gegründeten Geschäfts. Er war ob seines Charakters in der Buchhändlerwelt sehr angesehen. Ein Original der Familie war Gustav, der Jurist, ein leidenschaftlicher Harz- und Heidewanderer. Im Sommer und Winter zog er in eigentümlich stapfendem Geschwindschritt zu allnachmittäglichem Kaffeetrunk nach dem „Waldkater", dem anspruchslosen Wirtshäuschen im Dölauer Heidewalde bei Halle, ausgerüstet mit Wanderstab und, wenn der Himmel ein bedenkliches Gesicht machte, noch dazu mit dem an einem Bindfaden köcherartig auf dem Rücken getragenen Regenschirm. Im Frühjahr erschien er als die „erste Lerche"; denn beim ersten Sonnenstrählchen war sein gelber Strohhut, den er, um noch etwaigen Unbilden der Witterung zu trotzen, an einem schwarzen, unter dem Kinn hindurchgehenden, ledernen Sturmband trug, der erste Lenzesbote für die ihm Begegnenden. Als unterrichteter Rechtsgelehrter war er schon als junger Mann ein für seine Umgebung oft allzu eifriger, redelustiger Rechthaber. Aber schließlich behielt er auch in einer wichtigen Angelegenheit Recht: er gewann nämlich als Stadtsyndikus einen großen Prozeß seiner Heimatstadt, die ihn mit infolge davon zu ihrem Ehrenbürger machte. Mit ihm als jungem Mann beschäftigte sich ein in der Familie mehrfach erwähntes Scherzgedicht Schwetschkes auf ihn. Es erzählte nach dem Leben, wie der junge neugebackne Stadtrat brüderlich, freundlich und herablassend zugleich zu seinen Schwestern sagt: „Nun, ihr Mädchens, ich will etwas mit euch spazieren gehen; aber ihr müßt euch die besten Kleider anziehen, wenn ihr mit einem „Stadtrat" geht". Worauf die einfach, aber sauber gekleideten Schwestern halb entrüstet, halb lachend ein Umkleiden zu seinen Ehren als unnötig ablehnen und, als er bei seiner Meinung bleibt, die Aufforderung mit der Schlußzeile in hallischer Mundart zurückweisen:

„Loof, Stadtrat, loof! Du kannst alleene gehn!"

Derartige Gelegenheitsgedichte im eigentlichen Sinne (Goethe nennt bekanntlich jedes echte Gedicht ein durch eine Gelegenheit hervorgerufenes) bei Veranlassungen im Familien- oder Freundeskreise entstanden damals in größerer Menge. Sie blieben eine frische Besonderheit der Schwetschkeschen Muse und gehören so sehr zu deren Wesen, daß einige hiervon noch mitgeteilt sein mögen.

Sie haben alle einen heiteren, scherzenden Charakter und sind häufig an weibliche Familienangehörige verschiedenen Alters gerichtet.

Das folgende aus jener Zeit an seine etwa vierjährige Nichte Emma (die spätere Gattin des Professors Ludwig Roß), hat er, mit einem (nachzubringenden) Zusatz in seine Werke aufgenommen:

Meiner lieben Nichte Emma Schwetschke
zum 31. December 182(7)?

Ich schweb' in zweifelndem Dilemma,
Was zum Geburtsfest meiner Emma
Dem lieben Kind ich schenken mag;
Mit keinem Stemma*), keiner Gemma,
Allein mit diesem kleinen Lemma**),
Begrüß ich festlich heut den Tag,
Weil hart in schnöder Geldesklemma
Dermalen ich befangen lag.

Der junge, archäologisch sattelfeste Onkel mit dem kinderfreundlichen Dichtergemüt — immer in Geldnöten? selbst im Philisterium!!

Welch ein übler Geschäftsmann wird das werden! Diese Besorgnis vielleicht manches freundlichen Lesers möchte ich gleich hier mit der Bemerkung beheben, daß der, infolge väterlicher Rückendeckung, wohl mit gewisser genialer Unbekümmertheit wirtschaftende Junggesell nach seiner Verheiratung später ein guter Hausvater und ein mitunter vielleicht allzu sparsamer, jedenfalls sein, lange gut gehendes, Geschäft bis zu seinem Ende schuldenfrei haltender Geschäftsmann wurde.

Im Jahre 1833 übersendet er mit einem Scherzverslein im Munde seines halbjährigen Söhnchens seinem jüngsten Nichtchen Constanze (später Gattin ihres Vetters Richard Bertram), als das sogenannte „dumme (erste) Vierteljahr mit Gottes Hülfe zurückgelegt war", als bescheidene, aber poetische Gabe „ein rosafarb'nes Mützenband".

Die folgenden warmen schelmischen Verse zum 18. Geburtstage seiner Schwägerin Hannchen Kirchner legt er ebenfalls seinem erst eineinhalbjährigen Knäbchen in den Mund. Sie sollten eine, vom Dichter damals nicht geahnte, Bedeutung für ihn selbst haben.

---

*) Kranz.
**) Spruch.

Zum 16. Februar 1834.

Götter! Ist's denn wirklich wahr?
Tante Hannchen achtzehn Jahr!?
Achtzehn Jahr! — und welch ein Engel,
Schlanker als ein Liljenstengel!
Welche zaub'rische Gewalt
Schwebt um Antlitz und Gestalt!
Hannchen, nein, Du glaubst es nicht,
Was man jetzt schon von Dir spricht,
Und der Zukunft ros'ger Schleier
Lüftet bald vielleicht sich freier.
Doch, mag kommen was da will:
Blühe Du, wie's Veilchen still;
Sei fein fleißig mit der Nadel,
In der Kochkunst ohne Tadel,
Schneide auch zuweilen Speck:
Wer Dich lieb hat, holt Dich weg! —

Zuletzt sei noch ein zur Aufheiterung der Betreffenden verfaßtes siebenstrophiges Gedicht aus dem Sommer 1838, „Die Freiimfelder Kolonie", erwähnt (126). Die vier Familien: Bertram, Gebrüder Schwetschke (Ferdinand, der selbst leidend, seine erst 35 jährige Auguste am 1. April des Vorjahres verloren hatte, mit seiner zweiten Frau Emilie, geborene Staegemann aus Potsdam; auch Gustavs Frau kränkelte bereits sehr) und eine befreundete junge, lebenslustige Assessor-Witwe Räpprich nebst Söhnchen, hatten sich zu einer einmütig verlaufenden Sommerfrische in Freiimfelde dicht bei Halle vereinigt. Man „punschte und tanzte viel" miteinander — es muß wohl kein allzuheißer Sommer gewesen sein — und bei einem der öfteren gemeinschaftlichen Sonntagsessen in dem großen ländlichen „Pracht-Salon" trug Schwetschke seine launige Schilderung des „Kolonisten-Personals und seiner Wohnung" vor, auf die näher einzugehen hier zu weit führen würde. Zur Bezeichnung ihres Tones seien nur folgende Stellen angeführt. „Die Kolonie" bestand, dem Anfange des Gedichtes zufolge, mit den dienenden Geistern ꝛc. aus „23 Mann und Frauen nebst zwei Rossen", denn Ferdinand hielt sich damals wohl seiner Gesundheit, wie der leichten Verbindung mit dem Geschäft wegen Pferd und Wagen; und aus gleichen Gründen Gustav, dessen Neigung zur edlen Reitkunst schon früher erwähnt ist, ein Reitpferd. Nach zwei einleitenden Strophen heißt es dann:

Freund **Bertram** führt zuerst den Reih'n
Der Kolonistengeister,
Als Spittelvater nimmer klein
Und groß als Burgemeister*),
Sein Weibchen zierlich und beredt,
Die Schwester hold, voll Majestät,
Die Kinder wahre Engel.

Die vorletzte Strophe lautet:

Das letzte Viertel**) zeigt zum Lohn
Drei liebliche Gesichter:
Die holde Agnes, ihren Sohn
Und einen kühnen Dichter,
Der sich auch heute unverzagt
An diese Schilderung gewagt,
Um die ihn Goethe neidet.

„Auch heute unverzagt an diese Schilderung gewagt". Diese Wendung deutet auf die, seit November 1837 erschienenen, mehrfachen „kühnen" politischen Gedichte Schwetschkes, die wir noch zu besprechen haben werden. Das Gedicht schließt:

Wir alle sind ein Sinn, ein Herz.
Die Kolonie in Friedrichsschwerz
Soll sich vor uns verstecken! —

— eine volkstümliche derb komische Anspielung auf den damaligen Ruf dieser von Friedrich d. Gr. angelegten Kolonie. — Die angeregte Familiengeselligkeit führt uns nun zu einem kurzen Blick auf das

gesellschaftliche- und Vereinsleben.

Der besuchteste gesellige Hauptversammlungsort der gebildeten Welt Halles war damals, wie noch viele Jahrzehnte hindurch, der Sitz des dortigen Zweiges des, in verschiedenen Formen den Erdball umfassenden, Freimaurerbundes, der Loge „zu den drei Degen" mit der ihr zugehörigen Abonnentengesellschaft auf dem Jägerberge. Diesem, von Friedrich dem Großen, als erstem hohenzollerischen Großmeister, in

*) Schwetschkes Schwager war seit 1825 Vorsteher des städtischen Hospitals und Krankenhauses, seit 24. 12. 1837 Bürgermeister neben dem neuen Oberbürgermeister Schröner (127).

**) Des Wohnungsganzen.

seinen Staaten eingeführten, von den meisten Größen unserer neuen klassischen Kunstzeit ebenfalls geteilten Bund (auch Orden genannt) mit dem hohen Ziele einer geistigen Aufklärung und Beförderung vernünftiger Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe („praktischen Christentums") (128), gehörten hier Mitglieder aus allen Ständen, besonders Universitätslehrer, an. Von ihnen seien nur genannt die Professoren Germar, Leiter der Loge von 1827 bis 1853, Gruber, Wegscheider, Blanc, Dzondi, früher Niemeyer, Reil und F. A. Wolf. Der Diakonus Hesekiel, später ebenfalls Logenmitglied, schreibt 1824 u. a. von Haus und Garten der Loge begeistert: „das überaus herrliche" (für den jetzigen Geschmack nur sehr einfach gewesene, später neugebaute) „neue Gebäude der Freimaurerloge (129) auf dem sogenannten Jägerberge" (dem früheren Nordwall der Moritzburg mit der Jägerei der Magdeburgischen Erzbischöfe) „gewährt einer geschlossenen Gesellschaft Gelegenheit zu heiteren Zusammenkünften in den Nachmittags- und Abendstunden oder zum freien Ergehen in dem neu angelegten schönen Garten, von welchem aus man eine herrliche Aussicht auf die Ruine der Moritzburg, einen Teil der Stadt, die verschiedenen Saalufer und den ganzen westlichen Gesichtskreis hat. Dicht zu den Füßen der Anhöhe, worauf Garten und Gebäude sich befinden, fließt die Saale, hinter ihr dehnen sich grüne Wiesenflächen aus, dann folgen jenseits der Hauptarm des Flusses, Getreidefelder, zuletzt schließen Anhöhen und Wald (die Heide).

In diesem noch vorhandenen Garten erging sich mit Freude an Geselligkeit und schöner Natur, in diesem Logenhause verkehrte in ernster Arbeit an sich und in heiterem Genuß Schwetschke über ein halbes Jahrhundert, seit er im Jahre 1828 am 5. Dezember Freimaurer geworden. Schon sein würdiger Vater und sein Bruder Ferdinand gehörten dem Bunde als verdiente Schatzmeister der drei Degen an; und das dankbare Selbstbekenntnis ist rührend zu lesen, das Carl August mit seiner Mahnung an den älteren Sohn nach dessen Aufnahme in eine Petersburger Loge (1818) verband: „Mögtest Du also Dich ernstlich und mit Ausdauer bestreben, an der Vervollkommnung und Veredlung Deines Herzens zu arbeiten. . . Was ich Gutes an mir haben mag, das habe ich einzig und allein dem Orden und seinen Lehren zu verdanken; was in mir lag, hat nur er entwickelt, er ists, der mich in den mancherlei bestandenen Trübsalen aufrecht erhielt, und an ihm werde ich, so lange ich lebe, hangen".

Er, wie seine Söhne, blieben ihm treu, und auch in dem maurerischen Schrifttum hat sich Gustav bekannt gemacht. Daß die drei Degen aber nicht nur von humanitärem, sondern auch von vaterländischem

Geiste beseelt waren, das hatte sich unter anderem gezeigt in der Übertragung ihrer Ehrenmitgliedschaft an den Grafen Kleist von Nollendorf (1816) für seine glänzenden Verdienste um Halle, besonders bei dem Gefecht am 28. April 1813, ebenso an den volkstümlichsten Helden der Befreiungskriege, Blücher (1817) der ebenfalls Freimaurer war.

Wahrscheinlich wird Gustav Schwetschke auch zeitweise an der nachmittäglichen Kaffeegesellschaft „Humanität" sich beteiligt haben, die sich alltäglich in der, in den 1840 er Jahren berühmt gewordenen, „Weintraube" (oder im Volksmunde „Schwarze Schürze") in Giebichenstein zusammenfand. Papa Schwetschke und Ferdinand waren regelmäßig dabei. Ersterer setzte sich nach dem, der alten Sitte gemäß pünktlich um 12 Uhr eingenommenen, Mittagessen für wenige Minuten, das Gesicht mit dem Schnupftuch bedeckt, in die Sofaecke, „um seinen Gedanken Audienz zu geben". Dann aber ging es, mochte das Wetter sein, wie es wollte, hinaus nach der Traube, einem höchst anspruchslosen Kaffeehaus mit einem ziemlich verwilderten Garten hinter sich (jetzt Grundstück der Villa des Geh. Kommerzienrats Bethcke). In den unteren Räumen hatte die Landsmannschaft „Saxonia" ihr Kneiplokal, oben aber versammelte sich regelmäßig die „Humanität", eine, wie der witzige Stadtrat Jordan in seinen Erinnerungen „Halle vor einem Menschenalter" 1866 schrieb „aus der Crême der hallischen Intelligenz zusammengesetzte Gesellschaft, deren Mitglieder, wie man scherzhaft sagte, ihren Kaffee, um ihn abzukühlen, aus der Untertasse tranken und dabei die literarischen Tagesneuigkeiten besprachen. Zwischen drei und vier Uhr ging man dort stets wieder auseinander", und er versäumt nicht hervorzuheben: „wer um diese Zeit vor das Kirchthor spazierte, konnte sicher sein, dem Encyclopaedisten Gruber, dem mildlächelnden Buchhändler C. A. Schwetschke und dem ehrwürdigen Konsistorialrat Prof. Knapp [dem früher genannten Mitdirektor der Franckeschen Stiftungen] zu begegnen, letzterem an heißen Tagen wohl in Hemdsärmeln, den Rock über der Schulter tragend". Vater Schwetschke durfte übrigens schon seit 1818 mit der Würde eines unbesoldeten Stadtrates einherschreiten, dessen „sehr glückliche Wahl", wie seine Lebensbeschreibungen nicht unterlassen, hinzuzufügen, als die „eines durch mehrere Beispiele des wackersten Bürgersinnes der königlichen Regierung auf das vorteilhafteste bekannt gewordenen" Mannes von dieser bestätigt war.

Den Hauptgrund zu Glück und Zufriedenheit in jenem oben bezeichneten Jahrzehnt, höher zu schätzen als Wohlstand, Familienvergrößerung und äußerer Ehrenzuwachs, gibt das Familienhaupt in

einem Briefe an Ferdinand (vom 8. September 1832) an mit den schlichten Worten: „Wie bisher hat der Gesundheitszustand in allen unsern Häusern seinen guten Fortgang".

Doch, mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten! Mit dem drei Wochen später, wie wir schon hörten, erfolgenden Tode der guten, treuen Großmutter und mit mehrfach eintretender Krankheit war der so lange ungestörte Fortgang des glücklichen Gesundheitszustandes aufgehoben.

Besonders kernfest aber war, etwa bis 1830, die Gesundheit Gustavs. Dessen ein Beweis war, daß er in dem kältesten und schrecklichsten Winter des 19. Jahrhunderts (ähnlich dem kürzeren des Jahres 1812, in welchem die grande armée in Rußland zugrunde ging), in demjenigen nämlich von 1829, der bis Ende Februar 1830 sein strenges Szepter schwang, häufig stundenlang hintereinander ohne Überzieher in dem eiskalten, mit Estrichfußboden versehenen luftigen Büchersaal der alten Marienbibliothek studierte und von der Kälte so wenig verspürte, wie der ehrwürdige stille D. Luther, der dort hinter einer Schranke sitzt, in schwarzem Talar und Barett, mit wächsernem Gesicht und Händen, wie sie von der Leiche des teuren Mannes als Andenken abgeformt wurden, als diese auf dem Wege von Eisleben nach Wittenberg hier Rast machte.

Nach dieser kurzen Hindeutung auf Schwetschkes später näher zu betrachtende wissenschaftliche Beschäftigung dürfte hier der Platz sein für einige ebenso kurze Bemerkungen zu den bisher gegebenen über seine innere Stellung zu deutschen Dichtern und Dichtwerken, die ihm in großer Reichhaltigkeit bekannt waren. Das mehrfach Düstere und Herbe des gewaltigen Nibelungen-Liedes wollte dem Freunde „der Sonne Homers" nicht recht behagen. Unser Dioskuren-Paar Schiller und Goethe, die voll zu verstehen und zu würdigen man „ein Leben gelebt" haben müsse, standen ihm dagegen oben an. Bei Schiller bewunderte er die riesenhafte Schöpferkraft des Geistes in seinem nur so kurzen Leben; bei beiden edlen Naturen staunte er naiv über ihre starke Fähigkeit, auch schlechte Charaktere in ihren Dramen zu gestalten. Der genußfrohe Altmeister Goethe mit seiner ruhig abgeklärten Lyrik stand seinem Wesen als Vorbild am nächsten. Der erste Teil des Faust blieb ihm, wie jedem Gebildeten, stets ein Hauptwerk der Weltdichtung; dagegen reizten ihn einige wunderliche mystische Stellen des zweiten noch im Alter zu lächelnd verwerfendem Kopfschütteln. Gellerts Fabeln bereiteten ihm noch im späten Alter Freude. Auf seine große Verehrung für die Zeitgenossen Rückert,

Wilhelm Müller und Platen haben wir später noch einzugehen. Hier stehe nur ein merkwürdiger Ausspruch von ihm aus dem Jahre 1826 über Platens berühmten Abschiedsbrief an die Romantik, das aristophanische Lustspiel „Die verhängnisvolle Gabel". Mit den begeisterungsvollen Worten: „Hier ist mehr, als Schiller und Goethe"! schwang er das soeben erst im Buchhandel erschienene vor den Freunden auf dem Jägerberge in der Luft. Hatte er auch in jugendlicher Übertreibung über das Ziel hinausgeschossen — die einschneidende reformatorische Bedeutung des Werkes für die deutsche Dichtung hatte er doch richtig herausgefühlt. Denn „mit diesem Gedichte", so urteilt der Literaturgeschichtschreiber Karl Goedeke, ist „die romantische Schule aus der Literatur gestrichen und die Schule der Poesie wieder hergestellt, die das Erzeugnis des Dichters nach dem Werte seines menschlichen Charakters mißt, ohne den die bloße Kunstform nichtig erscheint. . . . Die Poesie war im Scherz und Ernst wieder der erhebende Ausdruck eines gehobenen Menschenlebens. Die Mystik und die Ironie der Romantiker, beide nur entgegengesetzte Ausflüsse derselben Quelle, der menschlichen Nichtigkeit, waren abgetan, der Klassizismus, die künstlerische Gestaltung des Ideals, wieder eingesetzt".



„Der Kurier [seit 1835: Courier]. Hallische Zeitung für Stadt und Land".

Das erste Jahrzwölft 1828 bis 1840.

Wir nannten oben diese mit dem Jahre 1828 ins Leben tretende politische Zeitung ein für Zeit und Ort so kennzeichnendes und besonders für Schwetschke in der Folge so bedeutsames Unternehmen, daß ihm ein besonderer Abschnitt in der Darstellung gebühre. Für Schwetschke ist diese Bedeutsamkeit mit darin begründet, daß er für seine ganze fernere Lebenszeit, über ein halbes Jahrhundert, nach Kräften eifriger und sorgsamer Mit-, dann alleiniger Herausgeber und Verleger des Blattes und daß gerade dieses allmählich sein Hauptverlagswerk wurde. Weit und breit bekannt ward sein Name später dadurch, daß in ihm zuerst viele der Schwetschkeschen politischen Tagesgedichte erschienen, welche die deutsche Tagespresse verschiedenster Richtung gern nachdruckte. In Halle aber genoß die Schwetschkesche Zeitung für Stadt und Land,

als das gelesenste größere Blatt im Regierungsbezirk Merseburg und darüber hinaus vielfach verbreitet in der Provinz bis in das Königreich Sachsen hinein, in Anhalt und den thüringischen Ländern jahrzehntelang ein ganz besonderes Ansehen und große Beliebtheit, so daß der Versuch, hier einen ersten Abriß ihrer Entwicklung zu geben, zur Geschichtschreibung der Provinz und ihrer Umgebung gerechnet werden kann.

Als eigentlicher Geburtstag des Kuriers ist der 15. Dezember 1827 zu betrachten gemäß der folgenden Anzeige des Waisenhausdirektoriums, die mit einer angehängten Erklärung der Brüder Schwetschke Ende Dezember im Hallischen patriotischen Wochenblatt erschien.

„Anzeige,
die Fortsetzung von Deutschlands Kurier oder Staatsboten betreffend.

Das Directorium der Frankischen *) Stiftungen, als Inhaber eines Hallischen Zeitungsprivilegii, bringt hiermit zur öffentlichen Kenntniß, daß es unter Genehmigung des Hohen Ministerii der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, über die fernere Herausgabe einer politischen Zeitung vom künftigen Jahre an mit den Herren C. F. Schwetschke und C. G. Schwetschke einen neuen Verlags-Contract [auf zwölf Jahre, vgl. vom Hagen 2, 450] abgeschlossen hat, und daß dem zu Folge vom 1. Januar 1828 an statt des bisherigen Deutschlands Kuriers oder Staatsboten eine Zeitung unter der Aufschrift:

Der Kurier,
Hallische Zeitung für Stadt und Land (130)

erscheinen und in dem durch die neuen Herren Verleger zu bestimmenden Lokale zu haben seyn wird.

Halle, den 15. December 1827.

Niemeyer. A. Jacobs".

Es ist nicht nötig und würde auch zu weit führen, sowohl auf die wechselnde Geschichte des Zeitungsprivilegs der Franckeschen Stiftungen, wie auf die Geschichte des politischen Wochenblattes „Deutschlands Kurier oder Staatsbote", des Vorgängers der Schwetschkeschen

*) Der Name wurde früher nur mit k, nicht mit ck, geschrieben.

Zeitung, hier einzugehen. Ich begnüge mich, über beides auf Hertzbergs ausführliche quellenmäßige Darstellung (3, 301 und 398) zu verweisen und füge gleich die auf obige Veröffentlichung unmittelbar folgende Erklärung der neuen Verleger über Inhalt, Erscheinungsweise und Preis ihrer Zeitung an:

„Der vorstehenden Bekanntmachung des Hochwürdigen Directorii der Frankischen Stiftungen gemäß wird die gedachte Zeitung vom künftigen Jahre an in unserem Verlage erscheinen und in der Buchhandlung Hemmerde und Schwetschke (am Markte, Ecke der Kleinschmieden) debitirt werden.

Indem wir aber bey der künftigen Herausgabe des Blattes nicht nur eine Erweiterung des bisherigen Planes, sondern auch eine bedeutende Preisermäßigung beabsichtigen, theilen wir dem Publikum die desfallsigen näheren Bestimmungen nachstehend mit:

1. Der Kurier wird enthalten
   a.) die neuesten politischen Nachrichten des In- und Auslandes, b.) den jedesmaligen Fonds- und Geld-Cours, c.) die Getreidepreise von Halle, den bedeutenderen Städten der Provinz Sachsen und den wichtigsten Handelsplätzen Deutschlands, d.) die Angabe der Jahrmärkte und Messen, welche jedesmal in der nächsten Woche in Halle und der Umgegend abgehalten werden sollen, e.) eine Chronik der Preuß. Provinz Sachsen, in welcher der Leser neben den Tagesneuigkeiten überhaupt alles, was für den Bewohner der Provinz nur irgend wie von Wichtigkeit seyn kann, als Verfügungen der Behörden u. s. w. mitgetheilt finden wird, f.) vermischte Nachrichten, welche nicht nur über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen der neuesten Zeit, über Erfahrungen und Beobachtungen in dem Gebiete der Land- und Hauswirtschaft, über Handel, Gewerbe u. s. w. Bericht erstatten, sondern auch durch passende Gedichte, Anekdoten u. s. w. zur Unterhaltung des Lesers beytragen sollen, g.) öffentliche Bekanntmachungen von Behörden und Privatpersonen;
2. Wöchentlich erscheinen, statt wie bisher eine Nummer, künftighin deren zwey, jede von einem Bogen in 4. [Quart]. In einzelnen Fällen wird außerdem noch eine Beylage geliefert.
3. Als Tage der Ausgabe sind der Montag und Donnerstag festgesetzt, sodaß das jedesmalige Stück an diesen Tagen von

8 Uhr Morgens an in der Buchhandlung Hemmerde und Schwetschke am Markte zum Abholen bereit liegt. Den Käufern in Halle selbst, welche es vorziehen, das Blatt zugeschickt zu erhalten, wird dasselbe unentgeldlich in ihre Wohnung geliefert werden.

4. Obgleich wir nun mehr, als bisher, geben, so stellen wir doch den

vierteljährlichen Abonnementspreis,

welcher sich aber nur bey wirklich erfolgter baarer Vorausbezahlung versteht, auf

Zwanzig Silbergroschen [2 Mark]

mithin noch wohlfeiler, als es der bisherige gewesen ist.

5. Die Einrückungs- oder Insertionsgebühren für öffentliche Bekanntmachungen werden von 1 Silbergroschen 3 Pfennige [15 Pfg.] auf

Einen Silbergroschen [12 Pfg.] für die gedruckte Zeile

gleichfalls herabgesetzt, und sollen diejenigen Anzeigen, welche bis Sonnabends Abend 6 Uhr eingehen, noch in das nächste Montagsstück, die, welche wir bis Dienstags Abend 6 Uhr erhalten, in das nächste Donnerstagsblatt aufgenommen werden.

Jedoch findet auch hier Vorausbezahlung statt, es müßte denn der Einsender von außergerichtlichen und Privat-Anzeigen bemerkt haben, daß die Insertionsgebühren durch einen hiesigen Bürger oder durch Postvorschuß entnommen werden können.

6. Alle Bestellungen und sonstigen Mittheilungen bitten wir unter der Adresse: An die Expedition des Kuriers in Halle postfrey an uns gelangen oder in der Buchhandlung Hemmerde und Schwetschke abgeben zu lassen.

Wenn wir uns nun eifrigst bestreben werden, die Hallische Zeitung vermöge ihres erweiterten Umfangs, ihres öftern Erscheinens und der so billig als möglich gestellten Preisbedingungen zu einem Blatte umzuschaffen, welches, soweit es in unsern Kräften steht, den Bedürfnissen und Wünschen Aller genügen soll, so hegen wir auch das feste

Vertrauen, daß von Seiten des Publikums unserm Unternehmen weder Aufmerksamkeit, noch thätige Theilnahme versagt werden wird, und so sey denn

Der Kurier,
die Hallische Zeitung für Stadt und Land,

dem Wohlwollen unserer Mitbürger und aller übrigen Bewohner der Provinz zu freundlicher Unterstützung bestens empfohlen.

Halle, den 21. December 1827.

C. F. Schwetschke.
C. G. Schwetschke.

Auf diese, in mehrfacher Beziehung interessante, Anzeige des neuen Blattes, die in diesem selbst nicht wiederkehrt, haben wir noch einige mal zurückzukommen. Prof. Tieftrunk (vgl. über ihn Schraders Geschichte der Universität), seit 1808 der Herausgeber von „Deutschlands Kurier" ꝛc. (131), hielt sich merkwürdigerweise für berechtigt, gegen den neuen Verlagsvertrag des Waisenhauses aufzutreten, obgleich er bereits 1824 in einem Prozeß gegen dasselbe, wegen dessen Privileg und seiner hohen Abgabe, vor dem Naumburger Ober-Appellationsgericht unterlegen und ihm die weitere Herausgabe seiner Zeitung untersagt war. Er hatte sie aber dennoch weiter herausgegeben. Es wurde eben mit dem gerichtlichen Verbot „damals nicht so genau genommen", wie Schwetschke dem Verfasser einmal erklärte.

So brachte Tieftrunk wenige Tage vor Erscheinen des „Schwetschkeschen Kuriers" (wie das neue Blatt bald genannt wurde), „eine Bekanntmachung in das Publicum", gegen die am Schlusse der ersten Nummer des „Kuriers" die Brüder Schwetschke und das Waisenhaus-Direktorium vereinigt, ohne weitere Berührung ihres Inhaltes, nur kurz mit der Erklärung sich wendeten, daß, infolge ihres von den höheren Behörden in aller Form genehmigten Vertrages, ihre politische Zeitung, wie angekündigt, erscheine. Damit muß sich Professor Tieftrunk wohl beruhigt haben. — Sein Blatt wird zufällig im Kurier als bestehend noch im März 1828 erwähnt. Wann es einging, ist nicht bekannt.

Es ist mir, trotz von mir angeregter befreundeter, wie trotz eigener Bemühungen, nicht gelungen, auch nur eine Nummer seiner Zeitung behufs Vergleichung mit ihrer Nachfolgerin ausfindig zu

machen. Sie scheint demnach, wenn sie nicht wider Erwarten noch auftaucht, mit ihren etwa zwanzig Jahrgängen zu den „zahllosen, spurlos versunkenen journalistischen Unternehmungen" zu gehören, die Dr. Ludwig Salomon im Vorwort zu seiner, im folgenden mehrfach benutzten, sehr lehrreichen und anziehend geschriebenen Geschichte des deutschen Zeitungswesens (3 Bände, 1900 bis 1906) erwähnt. So wissen wir über das Tieftrunksche Wochenblatt nur aus den Punkten zwei, vier und fünf der Schwetschkeschen Zeitungsanzeige ganz im allgemeinen, daß seine Bezugs- und Anzeigen-Preise teurer waren, als die des zweimal wöchentlich erscheinenden, neuen Kuriers. Und Hesekiels Buch „Blicke auf Halle", dessen Vorrede im Januar 1824, also desjenigen Jahres, geschrieben ist, in welchem dem Tieftrunkschen „Deutschlands Kurier" nach dem verlorenen Prozeß das Weitererscheinen verboten wurde, sagt von ihm bei Aufzählung von „Einrichtungen zur Beförderung der Humanität und der allgemeinen Bildung": „Halle hat auch eine besondere politische Zeitung, und der Hallische Kurier ist, wenn er auch von seiner früheren äußeren populären Eigenthümlichkeit manches aufgegeben hat, immer noch ein sehr gelesenes Blatt unter Bürgern und Landleuten". Es war bis Januar 1828 das einzige einheimische politische Blatt (132), denn das in Halle und weiter Umgebung früher viel gelesene Wochenblatt: der Colbatzkysche „Halle-Burgsche Kurier" (s. Hertzberg und seine Quelle Hirth), erschien in Burg b. Magdeburg und dürfte mit der Zeit manchen Leser an das neue Schwetschkesche Blatt verloren haben.

Außerdem wurde als unpolitische Zeitung das „Hallische Patriotische Wochenblatt zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse und wohltätiger Zwecke" herausgegeben vom Universitätskanzler A. H. Niemeyer und dem Superintendenten Wagnitz, seinen Begründern im Jahre 1799. Das in den Bürgerkreisen sehr beliebte Blatt erschien etwa 2 Bogen stark in 8°, kostete vierteljährlich 5 Silbergroschen (wer wollte gab mehr) und die Zeile 7 ½ Silberpfennig. Nach fast hundertjährigem Bestehen ist es 1892 als (seit 1856) Hallesches Tageblatt eingegangen.

Das neue Zeitungsunternehmen mag wohl von den Brüdern Schwetschke angeregt sein, vielleicht zuerst durch Ferdinand, den Geschäftsmann und zugleich Schwiegersohn des Waisenhaus-Inspektors, als das Waisenhaus den Ausfall der Pachteinnahmen aus dem Tieftrunkschen Kurier vermißte. Möglicherweise lockte die Brüder der Gedanke der Schaffung einer politischen Zeitung als eines Seitenstücks

der großen, seit vier Jahren im väterlichen Verlage erscheinenden, gelehrten Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung.

Ein gegen früher vergrößertes, dabei billigeres, politisches und wirtschaftliches Verkehrsmittel, wie die neue Zeitung, paßte in die sich vorbereitende neue Zeit. Die Teilnahme der Deutschen an staatlichen Dingen wurde zwar erst zwei Jahre später durch die pariser Julirevolution wieder stärker erregt, und selbst die hallischen Burschenschafter lasen bis dahin, nach Laubes Aufzeichnungen aus seiner dortigen Studienzeit, noch kaum eine Zeitung. Über die so lange zögernde, wirtschaftliche Entwicklung der Stadt nach den Kriegen (1828 zählte sie noch 108 „wüste Stellen" wohl meist aus dem siebenjährigen Kriege) hatte doch nun begonnen, merklich vorwärts zu schreiten: die rund 26 000 Köpfe in 1806 vor dem Kriege betragende, in 1810 auf rund 15 000 gesunkene Einwohnerzahl war gerade 1828 erst wieder auf ungefähr die alte Zahl mit 25 567 Einwohner gestiegen, und seit 1819 hatten sich mit den Bekleidungsgewerben der Schneider und Schuhmacher auch die Baugewerbe: Maurer, Zimmerleute und Tischler, bis auf das Doppelte und darüber vermehrt (133). Ja, der früher erwähnte steuerliche Magistratsbericht von 1828 meint: das Gewerbe der Ziegelstreicher und Kalkbrenner, das die Mauersteine und Dachziegel für die Neubauten lieferte, könne „unbedingt obenan gestellt werden. Diese Baumaterialien stehen in hohem Preis und stets sind die Ziegelscheunen leer, ein Beweis, daß der Absatz schnell und stark ist". Der Bauaufschwung aus städtischen Mitteln ging jedoch nicht allzu schnell vor sich: 1826 entstand nach dem Muster des großen hamburger Krankenhauses das städtische Hospital in Glaucha und 1837 das unansehnliche, mit Unterstützung der Stadt durch eine Aktiengesellschaft errichtete, Schauspielhaus. Staatliche Neubauten waren dagegen 1834 die Universität und 1840 die Post. —

In ähnlich langsamem, aber sicheren, Schritt wird der Kurier vorwärts gekommen sein. Auf dem Titel stand zu lesen: „Redacteur C. G. Schwetschke". Und, wenngleich dieser kein politisch Führender der Burschenschaft gewesen war, so hatte er doch ihren Geist in sich aufgenommen, wie ihn vor sechs Jahren der Odenwälder Burschentag umschrieben hatte als eine Bildungsschule in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung für das Leben im Staat. Nun, gerade bei der Herstellung und Leitung eines politischen Blattes konnte er zeigen, was er in dieser Bildungsschule für Grundsätze und Kenntnisse gesammelt, konnte er auch auf diesem Wege sich bestreben, dem einstigen Volkslehrerziele nachzugehen.

Keiner der umfangreicheren oder kleineren Aufsätze des Kuriers trägt ein Verfasserzeichen oder Unterschrift. Doch ist überall die häufige Urheberschaft des Schriftleiters aus der Schreibart oder dem Inhalt oder aus beiden sofort herauszuerkennen. Die Firma der Druckerei war, weil dies gesetzlich noch nicht mitverlangt wurde, nicht angegeben.

Ferdinand leitete das Anzeigewesen und den Vertrieb in der Buchhandlung und in der Expedition des Blattes. Viele Gerichts- und Ortsbehörden der Stadt und der weiteren Umgegend benutzten den „Kurier" zu ihren Bekanntmachungen. Außerdem füllten allmählich ein Viertel, auch ein Drittel der Zeitung die verschiedensten Verkehrs- und geschäftlichen Anzeigen, — besonders von Buchhändlern, die aber auch auf grobem grauen Schrenzpapier gedruckte Beilagen gaben; — doch alles in verhältnismäßig großer Schrift und in geringer Zahl, nach den heutigen Begriffen. Im September empfahl das Königliche Landratsamt (v. Krosigk) die Zeitung, so daß sie ihrem Titel entsprechend auch auf dem Land, wie in der Stadt, immer mehr Ausbreitung fand. Familiennachrichten traten zunächst nur ganz vereinzelt auf. Sie waren nicht so gebräuchlich wie jetzt. Nicht einmal die Schwetschkesche Familie selbst zeigte ihre, in jenen Jahren eintretenden Familienereignisse an. Das im Anzeigewesen so sehr drückende Vorrecht eines staatlichen „Intelligenzblattes", das z. B. der „Magdeburgischen Zeitung" das Leben noch lange sauer machte, beschwerte den „Kurier" nicht mehr, da das Hallische Intelligenzblatt bereits 1811 zu westfälischer Zeit eingegangen war.

Die Seitensatzmaße des Kuriers betrugen von 1828 bis April 1834, wo eine Formatverlängerung von zirka zwei Zentimeter für längere Zeit eintrat, 20 Zentimeter Höhe und 15,50 Zentimeter Breite; beides annähernd die Hälfte der Maße von Schwetschkes Zeitung bei seinem Tode (1881, 43:27 Zentimeter). Interessante ungefähre Vergleiche von Format, Preis und Erscheinungsweise des Kuriers in den Jahren, in denen er zweimal wöchentlich erschien — erst von 1835 ab kam er täglich heraus — mit voraneilenden Zeitungen größerer Städte, vornehmlich mit der „Magdeburgischen Zeitung", dem großen Hauptblatt der Provinz Sachsen, vermitteln folgende Angaben nach dem (37) erwähnten Werke: „Die Fabersche Buchdruckerei". Die Magdeburgische Zeitung erschien danach bis Ende 1828 wöchentlich dreimal und zwar in kleinerem Quartformat, als der Kurier; ihr Format blieb von 1626 bis 1841, also 215 Jahre lang, fast genau dasselbe mit 12,50 bis 14 Zentimenter Seitensatzbreite. Der

Vierteljahrspreis 1828 (beim Kurier 20 Silbergroschen, zweimal wöchentlich) betrug 27 1/2 Silbergroschen (2,75 Mark). Von 1829 ab erschien die Magdeburgische Zeitung täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage zum Preise von 1 Taler (3 Mark) in der Stadt, die Post aber setzte für die auswärtigen Bezieher den Preis willkürlich auf 1 Taler 20 Silbergroschen (5 Mark) fest, wovon sie die hohe Provision von 22 1/2 Silbergroschen (2,25 Mark) für sich berechnete. Sie nahm damit den gleichen Preis, wie für „die beiden Berliner Zeitungen". In beiden Preisen war die Zeitungsstempelsteuer von 7 1/2 Silbergroschen (0,75 Mark) für das Vierteljahr inbegriffen. Auch der Kurier trug, zuerst etwa ein halbes Jahr lang auf jeder Nummer, dann nur auf jeder ersten Vierteljahrsnummer, seinen roten Zeitungsstempel (der in Preußen von 1822 bis Ende 1873 eingeführt war). — Wer nach dem ersten Vierteljahrstage die Magdeburgische Zeitung bestellte, zahlte 5 Silbergroschen (60 Pfennige) „Strafe"! Jetzt zahlt man in gleicher Lage bei Bezug durch die Post bekanntlich nur bei verlangter Nachlieferung der schon erschienenen Nummern 10 Pfennige mehr. Sehr bezeichnend für das Wagnis in den Augen vieler alter Angestellter der Magdeburgischen Zeitung, die Zeitung täglich herauszugeben, ist die Mitteilung, daß sie bei Kundgebung dieser Absicht „zweifelnd gefragt hätten, wie es denn möglich sein sollte, alle Tage einen ganzen Bogen — es waren noch die kleinen Quartbogen! — mit Nachrichten zu füllen"? — Der Magdeburgischen Zeitung waren mit täglicher Erscheinungweise vorangegangen 1814 das „Frankfurter Journal", 1824 die „Spenersche" und die „Vossische Zeitung" in Berlin und 1828 die „Breslauer Zeitung"; 1829 erschien auch die „Köln. Zeitung" 6 mal. —

Nun in den redaktionellen Teil des „Kurier" uns vertiefend, sehen wir zu, seine zwölf ersten Jahrgänge durchblätternd, wie? und mit welchem Erfolge? er seinen den zukünftigen Lesern vorgelegten Plan durchführte.

Nehmen wir den letzten Umstand zuerst. Daß der Erfolg, wie gesagt, mit den Jahren immer befriedigender, die Zeitung immer beliebter wurde, das war außer den günstigen Zeitumständen wohl der Befähigung Schwetschkes zum Redaktör zu verdanken, d. h. jener eigentümlichen, nicht allzu häufigen Begabung, die große Mannigfaltigkeit der politischen Zeitereignisse schnell, kurz, klar und wahr nach ihrer vorübergehenden oder dauernden Bedeutung zu erfassen, darzustellen und zweckentsprechend für den Leser zu ordnen. Waren auch in jenen einfachen Zeiten die Ansprüche an einen Schriftleiter und seine Wertschätzung bei weitem nicht so große, wie später in unserem reich ent-

wickelten, öffentlichen Leben, wo z. B. Bismarck, unser großer staats-, volks- und pressekundiger Meister, dessen häufig absprechende Urteile über Zeitungen und Zeitungsschreiber bekannt sind, doch mit Berufung auf seinen Mitarbeiter Lothar Bucher nicht anstand, zu behaupten, er könne aus einem tüchtigen Redaktör leichter einen Staatssekretär des Äußern und Innern machen, als aus einem Dutzend Geheimräten einen gewandten leitenden Redaktör, so möchte das andere drastische Wort Bismarcks doch auch schon für frühere Zeiten gegolten haben: daß aus einem Leiterwagen voll von Geheimräten, Juristen, Theologen oder auch Philologen mit lauter ersten Noten doch in der Zeitungsredaktionslehre nicht viel mehr, als Schneider gemacht werden könnten, die „mit der Schere irgend ein geistloses Lokalblatt zusammenstellen. Das Zeug zum Redaktör, der selber denkt, schafft und schreibt, mit Schwung und Kraft, muß man auch mitbringen. Die Übung und Erfahrung bessert und feilt auch allerdings viel aus, und selbst das Einsperren (Eingesperrtwerden) gehört zur politischen Erziehung" (134). Dieses letztere für ihn unnötige politische Erziehungsmittel genossen zu haben, konnte sich allerdings Schwetschke nicht rühmen, obgleich in einer späteren Reaktionszeit die regierenden Gewalten mitunter wohl zur Anwendung dieses Mittels gegenüber seiner Zeitung Lust gehabt hätten.

Lassen wir nun den Zeitungsinhalt des merkwürdigen preußischen und deutschen patriarchalischen Jahrzwölfts von 1828 bis 1840 an unserm geistigen Auge vorüberziehen, so wird uns dabei als Bild der Zeit eine große Menge von unbedeutenderen und bedeutenden Zeitereignissen im bunten Wechsel entgegentreten, auf die wir nicht umhin können, ohne Zeitgeschichte schreiben zu wollen, doch z. T. ausführlicher einzugehen. Denn entweder haben sie Schwetschke, dessen öffentlicher Charakter in den 1830er Jahren zutage zu treten beginnt, nicht bloß zu mittelbarer, sondern auch zu unmittelbarer schriftstellerischer Behandlung angeregt; oder, indem sie durch ihre Vergleichung mit den neuzeitlichen Zuständen dem heutigen Leser Anlaß zu anregender und bedeutsamer Betrachtung bieten, dürften sie so zu seiner angenehmen oder lehrreichen, jedenfalls durch ihre Mannigfaltigkeit nicht langweilenden Unterhaltung aus dem Buche der Geschichte beitragen.

Der als bekannt vorausgesetzte, in der ersten Anzeige mitgeteilte Plan des Blattes fand, wie bemerkt, in der Zeitung selbst keinen erneuten Abdruck. Dagegen heißt es im siebenten Jahr (wo auch eine Pachtausdehnung bis 31. 12. 1851 stattfand) bei jener Formatverlängerung ohne Preiserhöhung, im Mai 1834 in der Mitteilung

an die Leser: „Tendenz und Plan unserer Zeitung — Neues und Wahres, mit Übergehung alles Unwichtigen, möglichst schnell und übersichtlich zu geben — werden dieselben bleiben, so wie wir hoffen, daß auch die Theilnahme des Publikums sich in dem bisherigen Maße uns forterhalten werde". Ist nun auch neben dieser sittlich-praktischen Tendenz von einer Partei-Tendenz — (geschlossene politische Parteien in unserem Sinne gab es damals noch nicht) — im „Kurier" keine Rede, so war seine Haltung doch im damaligen allgemeinen Sinne in religiöser Beziehung eine entschieden liberale, d. h. offen rationalistische, und in politischer eine gemäßigt liberale, dabei aber warm königstreue. Das Wort liberal bezeichnete in staatlicher Bedeutung bei den weiten Schichten des Bürgerstandes, wie in höheren Beamten- und Militärkreisen den Geist der staatlichen Erneuerung und Befreiung von veralteten Einrichtungen und den Geist der Erhebung Preußens und Deutschlands vom Napoleonischen Joche, wie ihn die schon lange mißtrauisch beiseite geschobenen und zurückgetretenen großen Staatsmänner Stein und Wilhelm v. Humboldt, die Generäle Blücher und Gneisenau, die Volksmänner Arndt und Jahn und so viele Andere unter Anerkennung des Königs selbst vorbereitet und mit durchgeführt hatten.

Der politische Standpunkt Schwetschkes, nach sinnentsprechenden Äußerungen zum Verfasser, findet sich am besten in den Worten ausgedrückt, womit der Leipziger Professor Wilhelm Traugott Krug den seinigen bezeichnet in dem von ihm 1823 bei Brockhaus erschienenen ersten „historischen Versuche einer Geschichtlichen Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit": Krug bekennt sich „unverholen zu dem, damals von den meisten gebildeten Bürgerkreisen geteilten Liberalismus, aber nur zu jenem ruhigen und besonnenen der das Horazische Est modus in rebus etc. sich zum Gesetz macht". Gegenüber dem Ultraliberalismus (Jakobinismus, Karbonarismus oder wie sonst die Verirrungen und Ausschweifungen des Liberalismus benannt seien) tadelt er selbst einen Antiliberalismus (ein von ihm geprägtes Wort) nicht. So weit deckte sich Schwetschkes politische Gesinnung und Empfindung, in denen er mit seinem Leserkreis und der öffentlichen Meinung eins war, wohl mit derjenigen Krugs. Die wunderlich unklare, allzu theoretisch-philosophisch verstiegene Schlußansicht dieses vielseitigen philosophischen und politischen Schriftstellers und später von der sächsischen Regierung gemaßregelten Vorkämpfers des deutschen Liberalismus konnte er dagegen keineswegs teilen: daß nach dem bisherigen Gange des Schicksals in den scheinbar bevorstehenden

weltgeschichtlichen Kämpfen zwischen Liberalismus und Antiliberalismus das Übergewicht des Liberalismus verbürgt werde durch den — Heiligen Bund (die H. Alliance!), weil dessen Politik nach dem Wortlaut seiner Stiftungsurkunde sich auf die Vorschriften des Christentums: Gerechtigkeit, die Liebe und den Frieden für alle Menschen als Brüder stützen sollte, — und weil das Christentum ja, „wie schon früher gezeigt, die liberalste unter allen positiven Religionsformen" sei!

Schwetschke indessen hatte in dieser Sache die vernunftgemäß begründete Meinung, daß eine christliche Politik und ein christlicher Staat strenggenommen eine Unmöglichkeit sei. Er sprach diese Ansicht zwar erst 1847 in einem offenen Protestbrief an den Kultusminister Eichhorn aus, sie darf aber schon hier mitgeteilt werden. Sie lautete im wesentlichen: „Von einem christlichen Staat kann überhaupt immer nur uneigentlich die Rede sein. Das höchste Gebot der christlichen Liebe: Segnet Eure Feinde, befolgt der sogenannte christliche Staat nicht um eines Haares Breite besser, als der unchristliche. Oder sind das Schwert und die Kugel Benediktionsinstrumente"? Ähnlich drückte sich auch Bismarck (135) persönlich und im Reichstag aus, als der tote Lasker als Politiker gegen ihn ausgespielt wurde und er sich nicht wehren sollte: „Ich bin ein Christ, aber doch als Reichskanzler nicht so, daß, wenn ich eine Ohrfeige auf die eine Backe bekomme, ich die andere hinhalte und sage: Ist dir nicht die zweite gefällig? — Wenn man mich angreift, so wehre ich mich". Dagegen läßt sich wohl nichts einwenden, und ein Christentum der Feindesliebe und des ewigen Friedens wird sich nie verstaatlichen, weil nie recht vermenschlichen lassen. Im Kurier der 1820 er und 1830 er Jahre durfte natürlich ein solch abfälliges Urteil über die Unhaltbarkeit der angeblich christlichen Grundlagen der Heiligen-Bundes-Politik nimmermehr gewagt werden — bei Strafe von Acht und Aberacht! Es war damals nicht so leicht, wie heute bei verfassungsmäßigen Zuständen, seiner Meinung in den Zeitungen freien Ausdruck zu geben. Hier der Grund:

Seit den „berüchtigten" Karlsbader Beschlüssen von 1819, die ebenso, wie bei den Universitäten, auch bei der Tagespresse jeden freien Geist, jede irgendwie selbständige Beurteilung auch der unschuldigsten Dinge unterdrücken sollten, um so den umgehenden Geist des Umsturzes der von Gott geordneten Regierungen zu tilgen, seither war es für die Blätter aller Richtungen gefährlich, eine auch nur politisch gemäßigt freie Richtung offen zum Ausdruck zu bringen. Entziehung der Erlaubnis zum Zeitungsbetrieb im ganzen Bundesgebiete konnte außer anderen Strafen den leichtfertig Zuwiderhandelnden treffen. Selbst der

im allgemeinen frei denkende preußische Staatskanzler von Hardenberg hatte sich veranlaßt gefunden, für die Zensoren mit großer Schärfe und Bestimmtheit anzugeben, über welche politischen Angelegenheiten des In- und Auslandes den Zeitungen auch nur zu berichten gestattet sei und über welche sie zu schweigen hätten, damit nicht außer der eigenen auch eine fremde, vielleicht sogar befreundete, „legitime" Regierung möglicherweise sich verletzt fühlen könnte. Aber auch die Mitteilung unpolitischer Tatsachen wurde in einer uns völlig unverständlich erscheinenden Weise von den Behörden oder aus Furcht vor ihnen unterdrückt:

So ging der alten Faberschen Magdeburgischen Zeitung gegenüber die obrigkeitliche Bevormundung soweit, daß der Oberpräsident dem Verleger nur bei außerordentlichen Fällen erlaubte, die amtlichen Meldungen der Wasserstände der Elbe und Saale zu veröffentlichen; und von den drei eigentlichen politischen Blättern des etwa 200 000 Seelen zählenden Berlins, die, wie Treitschke sich ausdrückt, um den Preis saftloser Langweiligkeit untereinander wetteiferten: der Preußischen Staats-, der Vossischen Zeitung und der Spenerschen Zeitung, wagte kein einziges auch nur der Tatsache zu gedenken, daß beim Einzuge der Braut des Kronprinzen 1823 an zwanzig Menschen umgekommen waren, denn wie leicht konnte sich dadurch die Polizeibehörde beleidigt fühlen? Nur die Lokalsatire und, wo es ging, der Theaterklatsch, blühten überall in deutschen Landen (136).

Tiefste Niedergeschlagenheit, bitterste Enttäuschung und das äußere Erlöschen der vorher so hell empor lodernden Flamme der vaterländischen Begeisterung war, so sagt S a l o m o n, in den 1820 er Jahren dieser drakonischen Unterdrückung des vaterländischen Geistes gefolgt. Verschiedene Zeitungen siechten kümmerlich dahin oder gingen ein, und es war eine solche Öde im politischen, wie überhaupt in jedem Nachrichtenwesen entstanden, daß diejenigen Leser — ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Beamten, Gelehrten, Geschäftsleuten, — die sich um die Kämpfe des Völkerlebens bekümmern wollten, sich f r a n z ö s i s c h e Zeitungen halten mußten, um von der Welt etwas zu erfahren (137). Trotzdem war in Preußen, wie auch gerade in Halle, der biedere alte König, von dem man doch nichts mehr zu erlangen meinte, und dem man die Ruhe seiner letzten Jahre nicht stören wollte, persönlich geliebt und hoch verehrt. Hatte er doch die Zeiten des nationalen Unglückes und Glückes mit seinem Volke ehrlich geteilt! Man hoffte auf die neue Zeit, die mit der Thronbesteigung des „genialen" Kronprinzen einmal kommen müsse, und schließlich — gewöhnte man sich auch in

Preußen, dessen festgefügte, große volkswirtschaftlich aufgeklärte Monarchie einen gewissen Ersatz für die mangelnde deutsche Einheit bot, nach Ruges witzigem Wort an die polizeilichen an russische Zustände erinnernden Quälereien, „wie der Eskimo an sein Klima". So durfte denn auch im Kurier, wie in anderen gleichzeitigen Erzeugnissen der politischen Tagespresse, zunächst keine Politik getrieben, keine Beurteilung von Tagesereignissen gegeben werden, es sei denn eine lobende Anerkennung der Regierung.

Auf den politischen Sinn des Wortes liberal wird ausnahmsweise wohl auch einmal vorsichtig mit hingedeutet, als der, einige Monate alte Kurier von „den bekannten liberalen Gesinnungen" des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, „jenes erhabenen Fürsten" sprach, „welcher deutsche Kunst und Wissenschaft schon so Vieles verdanken". Denn Karl August hatte außer seiner hochherzigen Unterstützung von Kunst und Wissenschaft an seinem „Musenhof" auch als erster deutscher Fürst seinem Ländchen schon 1816 die versprochene neuzeitliche Verfassung gegeben.

Nur ein einziges Mal hatte es der sich regende, später so beliebte, politische Spottvogel in dem jungen „liberal" denkenden Redaktör gewagt, wenn auch nur verblümt, doch übermütig gewagt, sich gegen die geistlose Tyrannei der Zensur aufzulehnen, indem er chinesische Zeitungszustände scharfwitzig schilderte und die preußisch-deutschen meinte. Ob die Satire nachgedruckt oder selbständig bearbeitet war, weiß ich nicht. Ich kann mir jedoch nicht versagen diesen für seinen Veröffentlicher so bezeichnenden Zwischensatz vom November 1828 hier auszuziehen:

„In dem ungeheuren chinesischen Reiche, dessen Bevölkerung der des ganzen Europa beinahe gleichkommt, gibt es nur ein einziges Journal, die Hofzeitung von Peking. In dieser liest man jedoch nur Nachrichten über den Gesundheitszustand des Kaisers, über die von ihm erteilten Gnadenbezeugungen und über die Siege seiner Generale (denn die kaiserlichen Waffen sind immer siegreich). Was diesen letzteren Artikel betrifft, so übersteigen die Aufschneidereien allen Glauben. Die Windbeuteleien der Napoleonschen Bülletins sind dagegen nur armselige Erfindungen". Dann heißt es: „Obgleich es in China keine Censoren über die anderweitig erscheinenden Druckschriften giebt, so hat die Regierung trotzdem doch nur selten den Mutwillen der Schriftsteller zu befürchten; denn einer alten löblichen Gewohnheit zufolge werden bei Erscheinung der unbedeutendsten Satyre, des unschuldigsten

Witzwortes, nicht nur Verfasser, Drucker und Verkäufer, sondern auch die Leser in ein zu diesem Zweck besonders eingerichtetes Gestell gespannt und dort auf eine so eindringliche Weise (durch Hiebe auf die Fußsohlen nämlich) von der Gesetzwidrigkeit ihres Benehmens überzeugt, daß die Regierung versichert seyn kann, weder den Schriftsteller werde der Kitzel zur Erzeugung eines ähnlichen Geistesproduktes, noch den Drucker und Verkäufer die Verbreitung, noch den Leser das Lesen desselben jemals wieder in eine ähnliche Verlegenheit bringen". (Bei den darauf folgenden Ausführungen über die Bestechlichkeit und Geldgier der chinesischen Beamten vom höchsten bis zum niedrigsten war eine Beziehung auf preußische Verhältnisse ausgeschlossen.)

Auch der „Kurier" aber hat nie wieder dem schriftstellerischen Mutwillen seines Herausgebers Raum gegeben, sondern zunächst fein ernst, nüchtern und sachlich in der Furcht des, persönlich wohl befreundeten, Herrn Zensors seinen politischen Text dargeboten. Die Zensur (138) wurde damals ausgeübt, wie als sicher anzunehmen, durch den Bürgermeister Mellin oder einen der beiden besoldeten Stadträte Bertram, von denen der eine, Karl August Wilhelm, der Schwager Schwetschkes, der spätere Oberbürgermeister, der andere, Johann Friedrich, Polizeirat war.

Die Zeitung enthielt zwar auch ein, ihrem beschränkten Rahmen entsprechendes, Bild der außerdeutschen Zeitereignisse. Aber hauptsächlich wendete sie, geleitet von dem vaterländischen Sinne Schwetschkes, ihre Teilnahme neben Mitteilungen, welche die Orts- und die Provinzgeschichte betrafen, den *deutschen* und *hier wieder den heimischen preußischen* Begebenheiten zu. Und diese sind es daher, die wir in erster Reihe — selbstverständlich ohne eine zusammenhängende Geschichte Preußens in jener Zeit schreiben zu wollen — bei Betrachtung des Kurier-Inhaltes, auch wo es zum besseren Verständnis nötig erschien, ergänzt durch andere Mitteilungen, in unserem zwanglosen Auszuge hervorheben; ja wir müssen sie um so mehr hervorheben, als zu Ende des, zwei und ein halbes Jahr nach der Gründung des „Kuriers" beginnenden, bedeutsamen Jahrzehntes 1830 bis 1840 „die Wirrnis der deutschen Dinge sich dahin zu lichten beginnt, daß Preußen fortan, trotz einzelner verhängnisvoller Fehler seiner Politik, ganz in den Vordergrund der vaterländischen Geschichte tritt, sein Tun und Lassen das Schicksal der Nation bestimmt". (Treitschke.)

Die folgenden Kurier-Auszüge sollen möglichst im kennzeichnenden, eigenen Wortlaut Schwetschkescher und anderer zeitgenössischer Zeugnisse selbst Begebenheiten und Zustände darstellen.

Die oben kurz berührten Verdienste des Königs und seiner Regierung betrafen erstens das Heer. Vor allem in die Augen fallend war die 1814 gesetzlich eingeführte allgemeine Wehrpflicht. Diese in keinem andern Lande bestehende großartige Einrichtung hatte nicht nur Preußens Großmachtstellung befestigt, sondern auch in allen Kreisen der Bevölkerung Zucht und Ordnung erzielt. Zweitens: im Finanzwesen herrschte Sparsamkeit und Ordnung; drittens das Unterrichtswesen von den Volksschulen bis zu den Universitäten kam unter dem Kultusminister von Altenstein (1817 bis 1840) trotz der Karlsbader Beschlüsse zu hoher Blüte. Endlich: Gewerbefleiß, Handel und Verkehr. Sie wurden zwar mehrfach durch bürokratische Engherzigkeit gehemmt, aber in den Jahren 1818 bis 1833 war doch andererseits hauptsächlich unter Leitung des genialen preußischen Finanzministers Motz (dann seines Nachfolgers Maaßen) nichts Geringeres entstanden, als der Anfang unseres neuen Deutschen Reiches unter preußischer, statt österreichischer, Führung: der mit dem 1. Januar 1834 ins Leben tretende Zollverein, der 18 deutsche Staaten mit 23 Millionen Einwohnern zu einem einzigen im Innern zollfreien Handelsgebiet von 7719 Quadrat-Meilen verband. Anschaulich berichtet von der Volkstümlichkeit dieses neuen großen deutschen Zollverbandes u. a. die Kuriermitteilung vom 13. (!) Januar von der sächsischen Grenze aus Halles Nähe: „Punkt 12 Uhr Mitternachts am 1. Januar fielen alle preußischen Schlagbäume in der Umgegend Leipzigs, hinter Taucha bei Lützen, Schkeuditz u. s. w. Es war ein allgemeiner Sylvesterjubel an den Grenzplätzen, wo sich die gegenseitigen Anwohner die Hände schüttelten und sich fröhlichen Schmausereien überließen. Der Sachse sieht den Preußen schon jetzt mit ganz anderen Augen an; wie wird es erst zur Ostermesse werden"! Ebenso fröhlich ging es (nach Treitschke 4, 379) in der folgenschweren Neujahrsnacht an allen Landesgrenzen Mittel-Deutschlands zu, wo auf den Landstraßen die hochbeladenen Frachtwagen in langen Zügen, umringt von fröhlich lärmenden Volkshaufen, vor den Mauthäusern hielten, um mit dem zwölften Glockenschlage die Grenzen gegenseitig frei zu überschreiten.

„Im Kampfe mit dem deutschen Liberalismus" (so fügt Treitschke der Darstellung vom Zustandekommen des Zollvereins hinzu), „errang die Krone Preußen ihre handelspolitischen Erfolge, und nur, weil sie selbst nicht durch Reichsstände beschränkt war, konnte sie ihr Ziel erreichen".

Am 1. März bereits, wohl etwas früh zur Erprobung des Zollvereins, berichtet ein längerer fachkundiger Aufsatz des Kuriers über

den „Zustand des hallischen Handels und Gewerbes nach Einführung des neuen Zoll- und Handelsvereins" unter anderem, daß bisher „nur der größere und Speditionshandel die einzige merkliche Verbesserung erfahren habe: Infolge der größeren Nutzbarmachung der Saaleschiffahrt, herbeigeführt durch die Bemühungen des, als Kern der späteren Handelskammer, einige Jahre hier bestehenden rührigen „Vereins für den hallischen Handel" (gegr. 1826) könnten nun „Hamburg, Berlin, Stettin, Breslau u. a. Städte mit einer unglaublichen Billigkeit ihre Waren zu Wasser bis nach unserem Orte schaffen". Die, vor der westfälischen Herrschaft, „welche noch sichtbare Spuren des Verfalls so mancher Zweige eines sonst sehr bedeutenden Verkehrs zurückgelassen hat", hier blühenden (besonders Strumpf-) Fabriken werden aus manchfachen Umständen nicht wieder zu neuem Glanze aufleben. Im Handel hat ein wichtiger Zweig unserer Versendungen, nämlich der von Sämereien und Farbekräutern, durch die auswärts allgemeiner gewordene Kultivierung derselben merklich an Wichtigkeit verloren. Nur die durch die besondere Beschaffenheit unseres Weizens und unseres Wassers hier blühende Fabrikation der Stärke hat sich mehr gehoben, so daß an 3000 Wispel Weizen verarbeitet werden. Durch den Speditionshandel ist bereits „eine Zuckerfabrik" (für Raffinierung indischen Zuckers; vergl. dazu Hertzberg 3, 524) „hierher gezogen", der Beginn des später so blühenden Gewerbes.

Da die Angaben des Kurierartikels mit einer Ausnahme aller Zahlen bar sind, so wären wir einer statistischen Vergleichung von einst und jetzt hier überhoben, wenn nicht das einst unbedeutende Handels- und Gewerbewesen Halles jetzt gerade die materielle Hauptstärke der Stadt bildete. In der folgenden allgemeinen Vergleichung, die ich deshalb unternehmen möchte, bin ich, wenn auch bei Mangel an Zahlenmaterial für 1834, dennoch in der erfreulichen Lage, auf ausführlichere Angaben allerdings um anderthalb Jahrzehnte früher, nämlich aus dem Jahr 1818 als Ausgangspunkt zurückgreifen zu können, dem ersten nach Bildung der neuen für den allergrößten Teil des neunzehnten Jahrhunderts geltenden Gesamtstadt Halle, dem dritten Jahr nach dem Friedenseintritt.

Im Jahre 1818 war nämlich vom Magistrat ein eigenartiges „Fabrikationstableau für den Stadtkreis Halle einschließlich Giebichenstein" aufgestellt (Magistr.-Archiv Fach 221) (139 a), dessen Einzelsummen folgende Gesamtsummen ergeben. In 64 „Unternehmungen, deren Besitzer wenigstens einen Gehilfen beschäftigen und deren Erzeugnisse nicht lediglich zum Gebrauch für den

betreffenden Ort bestimmt" waren — diese Erklärung erläutert den damaligen Begriff Fabriken (139 b) — erzeugten mit den Besitzern 379 Arbeiter eine jährliche Fabrikationssumme von 402 550 Talern (1 207 650 Mark). Von einzelnen Unternehmungszweigen sei hier nur noch bemerkt, daß die für die nächsten Jahrzehnte sich gleichbleibende Salzsiederei (140) sich bei weitem als die Hauptfabrikation der Stadt erwies. Sie stellte mit ihren 130 Arbeitern, den Halloren, ein gutes Drittel der gesamten Arbeiter und mit 240 000 Talern (720 000 Mark) jährlicher Fabrikationssumme weit über die Hälfte der Gesamtfabrikationssumme dar.

Zur Vervollständigung des damaligen Bildes der noch halben Landstadt diene die bezeichnende Mitteilung im Magistrats-Archiv, daß im Jahre 1827 fünf städtische Gemeindehirten 1299 Hammel auf die Weide trieben. Etwa die Hälfte gehörte den, sich noch einige Jahrzehnte haltenden Stadt-Ökonomen*), d. h. den in der Stadt ihre Gehöfte besitzenden Landwirten; ein Viertel waren „Fleischerhammel", ein Viertel gehörte den Hutmännern. Stadteigentum war also nicht dabei. Ich weiß zwar nicht, ob ich diese städtischen Gemeindehirten mit ihren Hammeln noch als Zeichen einer älteren Klein- und Landstadt anführen kann, nachdem im ewigen Kreislauf der Dinge sogar die Weltstadt Berlin neuerdings „wieder auf besagte" (hier eigene) „Hammel zurückgekommen" ist. Während bis dahin auf den städtischen Rieselfeldern keine Schafe gehalten wurden, sollten nämlich von 1907 bis 1908 ab zunächst dreihundert Hammel zur Abweidung der Wege, Triften usw. der Rieselgüter beschafft werden. Ob auch Halle, unbeschadet seiner Großstadteigenschaft, auf eigene Gemeindehirten wieder zurückkommen wird? —

Die im „Fabrikationstableau" von 1818 angegebenen 443 Arbeitgeber und -nehmer sind teilweise mitgezählt in den Jahresaufstellungen von 1819 in vom Hagens Tabellen zur hallischen Handels- und Gewerbestatistik (133). Obgleich diese, in Einzelheiten gewiß verdienstvollen, Aufstellungen von Meistern und Gesellen, auch Maschinen rc. über Jahre zwischen 1803 und 1861 aus verschiedenen Gründen stellenweise sehr lückenhaft sind (so fallen z. B. Salzsiederei und Ackerinteressenten ganz aus und es fehlen besonders in 1828 eine ganze Menge von Zahlen), so können doch die runden Summen der in sämtlichen Gewerbs- und Handelszweigen aufgezählten Meister und

*) 1803 gab es noch „96 Acker-Interessenten, unter denen sich 85 (37 Stadt, 39 Glaucha, 9 Neumarkt) mit Viehmastung beschäftigten", wie J. Chr. Hendels Hallisches Adreß-Verzeichnis rc. auf das Jahr 1804, S. 101 angibt. 1841: r. 20.

Gesellen der folgenden Jahre (für 1828 schätzungsweise ergänzt aus den Angaben für 1819 und 1837) vielleicht eine im Allgemeinen zutreffende Vorstellung von der wirtschaftlichen Entwickelung Halles nach den Befreiungskriege bis zum Tode des patriarchalischen Helden-Königs geben.

Nach den, von vom Hagen hinzugefügten, wenn auch „amtlichen, doch früher unvollkommenen und unsicheren", Einwohnerzahlen lebten in Halle:

	1819	1828	1837	1840
Einwohner:	22 000	25 600	26 450	28 150
darunter obenerwähnte Gewerbe- u. Handeltreibende:	2 098	2 265 (dazu 735?) 3 000	3 820	4 310

In diesen zweiundzwanzig Jahren nahm also die Einwohnerschaft noch nicht um 1/8 und die Zahl der Handel- und Gewerbetreibenden in langsamer, ziemlich gleichmäßiger, nur zuletzt ein wenig stärkerer, Vorwärtsbewegung auf etwas mehr als das Doppelte zu.

Ziehen wir die Fabrikation der Neuzeit zum Vergleich mit 1818 heran, so wurden nach dem städtischen Verwaltungsbericht vom Jahre 1904 bis 1905 in 773 gewerblichen Anlagen rund 16 000 Arbeiter beschäftigt, davon fast ein Drittel, 5000 Arbeiter und Arbeiterinnen, Erwachsene und Jugendliche, in Maschinenfabriken verschiedener Art. Salzsiederei, Stärke- und Zuckerfabrikation werden zwar ebenfalls noch in nicht unwesentlicher Ausdehnung betrieben, treten indes im einzelnen doch sehr hinter die Herstellung von Maschinen, besonders landwirtschaftlichen, zurück. Welch ein gewaltiger, wirtschaftlicher Aufschwung, der in 80 bis 90 Jahren die Großbetriebe der ehemaligen Kleinstadt auf das Zwölffache, die Zahl ihrer Fabrikarbeiter etwa auf das Vierzigfache steigerte! Für dieses starke Emporsteigen der betreffenden Zahlen ist jedoch Eines als ein Hauptgrund nicht zu übersehen: Durch die am 1. April 1900 vollzogene Einverleibung der gewerblich bedeutsamen Dörfer Giebichenstein, Cröllwitz und Trotha, wie des Gutsbezirkes Gimritz wurde die — bereits etwa 130 000 Personen betragende Einwohnerzahl Halles um mehr als 23 000 Personen vermehrt. Fünf Jahre später, 1905, betrug darauf die Einwohnerzahl von Groß-Halle r. 170 000. Der Vergleich ist natürlich cum grano salis zu verstehen, schon weil neuzeitlich z. B. sechs Arbeiter einen Großbetrieb ausmachten.

Kehren wir wieder in die 1820 er und 1830 er Jahre zurück. Als eine jetzt, zur Zeit des gewaltigsten deutschen Handelsaufschwunges, doppelt interessante Mitteilung sei hier noch die Nachricht aus den unbedeutenden Zeiten des überseeischen preußischen Handels nachgeholt, die die Zeitung 1828 mit vaterländischem Stolze brachte: „Im August v. J. traf das erste preußische Schiff aus Danzig auf der britisch-westindischen Insel Barbadoes ein, beladen mit 2 600 Faß Mehl und 500 Faß Brodt, und ward vermöge Parlamentsakte zugelassen, welche die britisch-westindischen Inseln den europäischen Schiffen öffnet".

Wenden wir weitergehend den Blick von den wirtschaftlichen Verhältnissen Halles mehr auf das geistige, wissenschaftliche Leben, so ist festzuhalten:

Ein wesentlicher Grund, daß in ganz überwiegender Mehrzahl die Einwohner der, hauptsächlich theologischen, Universitätsstadt und ihrer Umgebung, und damit der Leserkreis des Kuriers, unter dem Szepter des Königs sich wohl fühlten, das war die, trotz einiger späterer Abweichung, doch grundsätzliche Übereinstimmung der religiösen Anschauung und kirchlichen Politik des Königs mit der in Universität und Stadt, gegenüber dem schon aufkommenden Pietismus, durchaus, wie schon längst, noch immer herrschenden Richtung des alten Rationalismus (Vernunftglaubens). Hatte man es dem Könige doch nie vergessen, daß er als junger Fürst bald nach seinem Regierungsantritt in dem, vom Kabinetsrat Mencken (dem Großvater mütterlicherseits des Fürsten Bismarck) abgefaßten Erlaß vom 12. Januar 1798 die goldenen, ewig denkwürdigen Worte gesprochen: „Religion sei eine Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung und dürfte nicht zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden: Vernunft und Philosophie müßten ihre unzertrennlichen Gefährten sein". Und durch die Entlassung des von seinem Vater übernommenen Kultusministers, des evangelischen Ketzerrichters Wöllner, hatte er seine Worte in die Tat umgesetzt und so geradezu den Protestantismus in Preußen vor den schon frohlockenden Römlingen gerettet. Besonders diese Großtat des Königs war es, die auch Schwetschke zu einem seiner treuesten Verehrer, trotz einzelner Nichtübereinstimmungen, machte, und er hat die Entlassung Wöllners mehrfach in seinen Schriften, wie mündlich, bis in seine letzten Lebensjahre rühmend hervorgehoben.

Dazu wirkte noch die Beziehung des Königs zu Halle, daß er durch die staatliche Unterstützung der in ihrem Dasein bedrohten Francke-



Friedrich Wilhelm III.

schen Stiftungen (S. 42), einer der Hauptnahrungsquellen der Stadt, hier besondere Volkstümlichkeit genoß.

Hatte daher Halle, wie Hertzberg hervorhebt, zu westfälischer Zeit unter den früher preußischen Städten die Anhänglichkeit an den Staat der Hohenzollern am zähesten festgehalten, so hatte nach dem Rückfall an Preußen die allgemeine Verehrung des geliebten, biederen Fürsten nur noch zugenommen, den der Ruhmesschein seiner Luise, der vergötterten Blutzeugin für die Größe des Vaterlandes, ihn erhebend bis an sein Ende umstrahlte, — trotz seiner ebenfalls glücklichen zweiten Ehe. „Unter Friedrich Wilhelm III. wäre es keinem Menschen eingefallen, ernstlich an Revolution zu denken", äußerte Schwetschke noch in seinen alten Tagen. — —

Fügen wir hier zwei örtliche Nachrichten ein, die zugleich für den ideal-humanistischen Grundzug der Zeit und Schwetschkes, ihres Verfassers, bezeichnend sind: die kurze, ehrenvolle Todesnachricht des Professors und Oberbibliothekars Ersch, eines der ersten Bibliographen Deutschlands († 16. 1. 1828), schließt er nach Hervorhebung seiner wissenschaftlichen Verdienste mit den Worten: „Als Mensch war er vom reinsten Charakter". Und den Nachruf für den leider schon am 7. Juli desselben Jahres heimgegangenen Kanzler Niemeyer beendet er: „Wären auch Niemeyers übrige Verdienste minder glänzend, der Ruhm Menschenfreund gewesen zu sein im vollsten schönsten Sinne des Wortes, sichert allein seinem Namen ein unvergängliches Andenken, ein Andenken, wie es die dankbare Nachwelt dem Namen seines großen Ahnherrn Franke fort und fort erhält".

Der Bearbeitung einer Nachricht aus dem gleichen Jahre von der Vorlegung eines Gesetzentwurfes in der Kammer der bayrischen Reichsräte zur Verhinderung der leidigen Zweikämpfe durch Aufstellung öffentlicher Ehrenvermittler usw. hat sich der frühere studentische Zweikämpfer offenbar mit besonderer Vorliebe hingegeben. Denn er fügt der Tatsache noch seine mit geschichtlichen Hinweisen versehene Meinung hinzu: „Ob der beabsichtigte gute Zweck sich auf diesem Wege erreichen lasse, möchte doch noch manchem Zweifel unterliegen; denn, wenn wir auch nicht in dem Zeitalter Heinrichs IV. von Frankreich leben, unter dessen Regierung über 4000 Edelleute im Zweikampfe blieben, so ist die Sitte des Duells in einigen Ständen doch noch so allgemein herrschend, daß nur bei Anwendung der strengsten Maßregeln eine Ausrottung des Übels möglich sein würde, Maßregeln, wie sie der schwedische König Gustav Adolf ergriff, welcher

zweien seiner Offiziere die Erlaubnis zum Zweikampf erteilte, jedoch nur unter der Bedingung, daß der übrig bleibende Teil es sich gefallen lassen müsse, durch Henkershand sofort hingerichtet zu werden". Daß er als Mann das Duell nicht verwarf, wie als Greis, Bismarck (S. 88) hielt es „nicht für nötig" — werden wir später sehen. —

Das aus örtlichen Zerwürfnissen entstandene „traurige Ereignis" des Auszugs der Heidelberger Studenten nach Frankental am 14. August 1828 mit ihrem dreijährigen Verruf des Museums und der Universität beklagte er als eine Unbesonnenheit. Er fürchtete, daß die vierhundert Auszügler der „sogenannten Burschenschaft" und vier bis fünf anderer Verbindungen aufs allerstrengste relegiert und der mit achthundert, meist ausländischen, Studenten blühende Zustand der Universität einen ganz empfindlichen Stoß erleiden würde. —

Der regelmäßige wirtschaftliche Teil des Blattes bestand in einem Kurs-Zettel von nur 24 (!) Fonds und Geldsorten (j. über 1500 d. .H a. Z. !), in einer Anführung der Getreidepreise von jedesmal drei bis fünf verschiedenen Plätzen (darunter Halle, Nordhausen, Magdeburg, Quedlinburg, Berlin, Leipzig, Hamburg) und in der Aufzählung einer etwa zwischen 1 und 20 wechselnden Zahl von Jahrmarkts- und Messeorten der Provinz und Umgebung für die nächste Woche. Das Erwerbsleben betreffen mehrere der öfter vereinzelt eingestreuten verschiedensten statistischen Mitteilungen, die außerdem aber noch die Größe der Regierungsbezirke der Provinz Sachsen, die preußische Universitäts-, die hallische Schulstatistik u. a. m. behandeln.

Gehen wir zunächst auf die Schul-- und auf die Universitätsstatistik etwas ein. Denn früher nahmen die Franckeschen Stiftungen und die Universität, Halles Doppelstern, eine von Schwetschke mehrfach, auch mündlich, hervorgehobene noch bedeutendere Stellung unter den Nahrungsquellen der Stadt ein, als jetzt. 1806 ward, da rund 4000 Einwohner mit der Universität zusammenhängen sollten, deren materieller Wert vom Magistrat auf 400 000 Taler jährlich für die Stadt geschätzt, ungefähr fast soviel, wie zwölf Jahre später die Fabrikationssumme der hallischen Fabrikationen betrug. So dürfte ein kleiner statistischer Vergleich des hallischen Schul- und Universitätswesens von Anfang und Ende der letzten achtzig Jahre, in denen sich die Einwohnerzahl Preußens verdreifachte, willkommen sein.

Zunächst die Schulstatistik. Im Jahre 1828 wurden nach den Kurier-Mitteilungen in der gegen 26 000 Einwohner zählenden Schulstadt Halle 4129 Kinder beiderlei Geschlechts durch 148 Lehrer und

22 Lehrerinnen unterrichtet. Im Jahre 1904 bis 1905, wo sich die Einwohnerzahl mit rund 165 000 versechs- bis -siebenfacht hatte, gab es, nach den Zahlen des städtischen Verwaltungsberichtes, mit 33 500 Schülern und Schülerinnen über die achtfache Zahl der Lernenden, ein Beweis, daß Halle auf der Bahn der althervorragenden Schulstadt bis in die neueste Zeit wacker fortgeschritten ist. Die Zahl der Lehrenden ist mehrfach nicht angegeben. Sie dürfte hoch in die Hunderte oder darüber hinausgehen. — 1828 entfielen 2120, etwas mehr als die Hälfte der Lernenden, und zweidrittel der Lehrkräfte, 124, auf die Franckeschen Stiftungen, der Rest auf die einfachen städtischen und einige Privatschulen. 1904 bis 1905 fiel dagegen von der Gesamtschülerzahl nur der zehnte Teil, 3144, auf die Stiftungen, ein Beweis, wie ausgedehnt die allgemeinen und die Schulverhältnisse der Stadt geworden sind. Trotz der Vermehrung der Waisenhäuser Schülerzahl um mehr als 1000 zeigten die Lehrkräfte nicht nur keinen Fortschritt, sondern sogar einen kleinen Rückschritt: von 124 auf 116. Ob die Klassen jetzt zahlreicher sind, oder ob es jetzt nur der Wegfall jener großen Menge armer Studierender ist, die früher auf den Franckeschen Anstalten unterrichteten? oder beides? Neun Zehntel der hallischen Lernenden gegen die frühere knappe Hälfte besuchte also 1904 bis 1905 die städtischen höheren und niederen Schulen, die städtischen Fortbildungs- und Fachschulen und mehrere Privatschulen. —

Die königliche Friedrichs-Universität, zu der wir uns nun wenden, wurde 1828 von 1330 Studierenden besucht, eine Zahl, mit der sie nach Berlin (1752 Studierende) die zweite Stelle unter den sechs preußischen Universitäten einnahm. Die Hauptfakultät war die seit einem Jahrhundert berühmte theologische mit 944 Studierenden. Fast die Hälfte aller (6154) damaligen preußischen Studenten waren mit 3015 Studenten Theologen, von diesen 2148 evangelische. Also studierte mit 944 von evangelischen Theologen gegen die Hälfte in Halle. Es waren von diesen 675 Preußen und 269 Nichtpreußen. Die Dozentenzahl betrug 1830 bis 1831 72 (141).

Im Winterhalbjahr 1904 bis 1905 dagegen hatte sich die Dozentenzahl ungefähr verdoppelt mit 143 Dozenten, 10 Lektoren und 1 akademischen Sprachlehrer. Die Summe der Hörer betrug einschließlich 169 Hospitanten 1966. Die größte Fakultät war nicht mehr die theologische, sondern die philosophische mit 854 Studenten, wovon ein großer Teil das hier von Geh. Rat Kühn begründete unter ihm blühende Landwirtschaftliche Institut besuchen mochte. — Die Gesamtstudentenzahl weist allerdings gegen die von 1828 mit 1330 nur einen

geringen Fortschritt auf. Doch ist er tatsächlich ein weit größerer gewesen. Denn wenn man in Rechnung zieht, daß diese Höchstzahl des Jahres 1828 mit infolge des schwindenden Rationalismus und des Aufkommens der kirchlichen Reaktion allmählich, aber dauernd, bis zu einem Tiefstand im Winter 1851 bis 1852 von 594, weit unter die Hälfte der Zahl von 1828, zurücksank, welche letztere sie erst in Schwetschkes Todesjahr im Winter-Semester 1881/1882 mit 1351 wieder erreicht hatte und nun zu überholen begann, so ergibt sich, daß auch die hallische Universität mit der ungefähren Verdreifachung ihrer Studenten an der ziemlich allgemeinen Vergrößerung ihrer preußischen und deutschen Schwestern in den letzten Jahrzehnten sich beteiligt hat; wenn auch wohl nicht in der riesigen Weise, wie Leipzig, Berlin oder München.

Örtliche Tagesneuigkeiten finden sich zuerst, im Gegensatz zum jetzigen Geschmack, sehr selten. Die erste erscheint erst in Nr. 4 des neuen Blattes über ein Gewitter am 17. Januar. Im März erscheint eine Besprechung der Aufführung von Haydn's „Schöpfung" durch die Singakademie. Ein Eingesandt von 16 mitwirkenden Studenten wendet sich sowohl gegen die Besprechung im „Schwetschkeschen" wie im „Tieftrunkschen" Kurier und ist — bezeichnend für die damalige bescheidene Auffassung! — grundsätzlich gegen solche öffentliche, bisher nicht übliche, Besprechung ihrer Tätigkeit. Denn bisher erschien über die Singakademie nur einmal in einer auswärtigen Zeitungsnummer Bericht! — Die Pflege guter Musik bildete in der Vaterstadt des großen Haendel jedoch zu jenen, in äußeren Genüssen so erstaunlich genügsamen, Zeiten überhaupt den Höhepunkt in dem geistig sehr belebten und gesellig angeregten Verkehr. Vor allem waren in dieser Richtung zwei großartige Musikfeste weithin berühmt geworden. Als erstes das „thüringisch-sächsische" Musikfest 1829, zu dessen Oberleitung der Generalmusikdirektor und erste Hofkapellmeister Spontini aus Berlin kam; als zweites „das fünfte des Vereins der Elbstädte" 1830, geleitet vom Hofkapellmeister Schneider aus Dessau. — Auch größere Städte, als Halle, das noch im Anfange des 19. Jahrhunderts zu den ärmlichsten und schmutzig verkommensten Städten Preußens gehörte, erholten sich nur langsam von den Leiden der Fremdherrschaft und den heldenmütigen Anstrengungen der Befreiungskriege. So spricht noch 1832 Fürst Pückler-Muskau an verschiedenen Stellen seiner Werke sogar von der „allgemeinen Armut" in Berlin und nennt „Armut und Artigkeit" die hervorstechenden Charakterzüge der dortigen hohen Gesellschaft (142). Allen voran an verständiger Einfachheit und Sparsamkeit leuchtete der Haushalt der königlichen Familie.

Bereits 1829 ist von einer geplanten Kunst- und Gewerbeausstellung in Halle die Rede. Ein Kunstverein wurde erst 1834 gegründet, eine Polytechnische Gesellschaft noch später (1839).

Inzwischen hatte Halles Bürgerschaft eine gefährliche, jedoch wohlbestandenene, Prüfung zu erdulden gehabt:

Im Jahre 1832 richtete die asiatische Cholera bei ihrem ersten besonderen Schrecken verbreitenden Weltgange gerade in Halle erstmals ihre Verheerungen an. Eine fünfköpfige „Orts- und Gesundheitskommission" ward gebildet und am 16. Januar erschien die erste der 49 Nummern des „Amtlichen Hallischen Choleratblattes", das während der halbjährigen Krankheitsdauer wöchentlich zweimal als Beilage des Kuriers ausgegeben wurde mit namentlichen Listen der Erkrankten, Genesenen und Gestorbenen. Das letzte Cholerablatt zieht die Summe: Es waren in 25 Wochen Personen

	erkrankt	gestorben	genesen
	856	489	367
(darunter Militär	21	5	15).

Da die Stadt im ersten Halbjahr 1832 zusammen 1224 Menschen verloren hatte (Hertzberg 3, 523), so erschien das Verhältnis zu den Gesamtverlusten der gleichen Zeiträume der Vorjahre (1830: 392, 1831: 539 Tote) furchtbar ungünstig. Die Einwohnerzahl betrug in 1832: 24790, nachdem sie 1828 bereits mit 25567 schon, wie bemerkt, etwa die Zahl vor dem Kriege von 1806 wieder erreicht gehabt hatte.

Kehren wir noch einmal zu dem Cholerajahr zurück, so darf vom Geschichtsschreiber nicht verschwiegen werden, daß das Verhalten der Hallenser in jener Zeit allgemeine Anerkennung fand. So nennt es der s. Zt. bekannte theologische, geschichtliche und Jugendschriftsteller C. B. Spieker, Superintendent und Oberpfarrer in Frankfurt a. O., 1832 im 52. Stück der „weit und breit gelesenen berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen (Spenersche Zeitung) musterhaft und behauptet: Man darf dreist sagen, daß in keiner Stadt, die bisher von der Seuche heimgesucht worden, eine solche Ordnung, eine so ruhige Eintracht, so vernünftige und auf das Gesundheitswohl klug und menschenfreundlich berechnete Maßregeln geherrscht haben, als in Halle. Es sind die alten Hallenser noch, die 1813, 1814 und 1815 zur Zeit der Gefahr und Not mannhaft sich aufrichteten und ruhmgekrönt in der preußischen Geschichte glänzen werden (143)."

Der letzte Kranke war am 30. Juni genesen. Nachdem bis zum 10. Juli keine neue Erkrankung vorgekommen, verkündete am nächsten Tage eine Magistratsbekanntmachung „froh und glücklich, daß von

heut an die Gesamtstadt Halle als von Cholera frei für rein erklärt wird". Und zehn Tage später verkündet der Magistrat, daß nach einer Bekanntmachung der königl. sächsischen Behörde der Reiseverkehr von Halle nach Leipzig wieder völlig freigegeben sei; jedoch haben sich die Reisenden mit Reiselegitimationskarten zu versehen". Aber anschaulichen, oft witzigen Briefen Vater Schwetschkes entnehmen wir, daß die Cholera-Scherereien bald noch einmal kurz auflebten. Am 31. August schreibt er an Ferdinand: „Die Leipziger haben heute aufs neue ihren Ingrimm gegen das arme Halle dadurch ausgelassen, daß sie unsere Stadt abermals für cholerafähig erklärt und neue Contumaz (Quarantäne) etabliert haben, da die Messe vor der Tür ist". Er vermutet, daß ein Brief „des berüchtigten" Dr. Weidemann mit der Aufschrift „Cholera-Nachricht" die Veranlassung der neuen Verkehrssperrung zwischen Leipzig und Halle sei. Da der dresdener und leipziger Cholerabehörde indessen „vernehmlich dargetan wurde, daß eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, so hat sie ihre Mukken aufgegeben, und gnädigst resolviert", wie Schwetschke am 4. September ironisch meldet, die Sperrung in Lützschena an der sächsischen Grenze am 8. September wieder aufzuheben. —

Nun zu den

Verkehrseinrichtungen

der Biedermeierzeit. Eisenbahnen gab es in Deutschland noch nicht, auch in Halle für den innenstädtischen Verkehr keine Droschken, noch Dienstmänner; viel weniger elektrische Straßenbahnen, Fernsprecher noch Automobile. Da vermittelte denn außer der Post eine große Anzahl von Personen- und Fracht-Fuhrleuten, auch „Pferde-Philistern", die den Studenten Reitpferde verliehen, den Verkehr Halles mit der Außenwelt. Nach vom Hagen gab es 1819 insgesamt 80 Fuhrleute mit 190 Pferden, die aber 1837 gesunken waren auf 57 Fuhrleute mit 159 Pferden (doch später hat sich die Zahl, wenigstens der Fuhrleute, wieder etwas erhöht; die der Pferde wird nicht angegeben).

Das bei den besseren Ständen beliebteste Beförderungsmittel, besonders nach Leipzig, dem benachbarten „Klein-Paris", war „Liebrechts gelbe Kutsche", welche in einer, unsere Heiterkeit erregenden Anzeige des Kuriers folgendermaßen angeboten wird:

Für Reisende in und außerhalb Halle.

Wer die Fahrgelegenheit mit der gelben Kutsche, welche Montag, Mittwoch und Freitag früh punkt 5 Uhr von hier nach Leipzig und Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr von da zurück fährt, benutzen will, kann nicht nur bestimmt darauf rechnen, daß er befördert wird, sondern daß auch immer

meist passende Gesellschaft da ist, **indem nicht Jeder angenommen wird.** — Wenn Auswärtige sich durch mündlichen Auftrag oder in portofreien Briefen mit Beifügung von 25 Sgr. (2,50 Mark) als Fuhrpreis für eine Tour an mich wenden, so bleibt ihnen ihr Platz im Wagen offen.

Halle, den 23. Oktober 1830.

C. Liebrecht,
in der Dachritzgasse.

Jetzt befördert die Eisenbahn stündlich für etwas weniger Fahrgeld (2,10 bis 2,40 Mark) den 2. Klasse-Reisenden in etwa einer halben Stunde nach Leipzig.

Die Anzeige eines anderen Lohnkutschers in der „Schmeerstraße" macht 1832 bekannt: „Es ist alle Woche Reisegelegenheit nach Berlin zu fahren; den 26. September ist Reisegelegenheit nach Frankfurt am Main und Heidelberg und den 4. Oktober ist wieder". Im Januar 1827 zeigten sich im „Wochenblatt" beim Jahresanfang mehrere Lohnkutscher hintereinander an. Alle Tage nach Leipzig, einmal wöchentlich oder zweimal nach Berlin, ebenso oft, für die Wintermonate im bequemen Kutschwagen oder verdeckten Chaisen, nach Magdeburg und zurück, und F. Salomon erläßt die menschen- und tierfreundliche Anzeige: „Ob ich gleich nicht alle Woche im Blatte stehe, so benachrichtige ich doch ergebenst, daß ich zu jeder Zeit nach Berlin fahre, und sowohl einzelne Personen als auch ganze Fuhren, die Fuhre zu 16 Thlr. (48 Mark) schnell dahin fördere. Auch vermiete ich meine Chaisen nach Leipzig zu 4 Thlr. (12 Mark), und da die Witterung nicht immer gut ist, einspännig zu fahren, so werden für denselben Preis zwey Pferde vorgespannt". Zu den Meßzeiten werden auch Braunschweig, Naumburg, Merseburg und andere Orte weit und breit als Reiseziele genannt.

Wohl kaum ein Hallenser wird sich jetzt noch der gelben Kutsche erinnern, der auch Stadtrat Jordan als H. J. in seinen heiteren patriotischen Reminiszenzen „Halle vor einem Menschenalter" „eine gewisse Berühmtheit" zuschreibt. Ebenda berichtet er Weiteres über Leipzigs, auch Magdeburgs Besuch, wohin man „dazumal mit Kermbachs Personenwagen von Morgens 5 bis Abends 7 Uhr" (!) fuhr. Jetzt kann man mit der Eisenbahn in noch nicht $1\,^1/_2$ Stunden etwa zweistündlich nach Magdeburg fahren.

Zugleich aber fand zeitweise ein lebhaftes Treiben beim Grenz-Postamt im Seitenflügel des Rathauses in der Galg- (jetzt Leipziger-) Straße statt, und die vom preußischen Generalpostmeister Nagler, dem Begründer des modernen preußischen und mittelbar deutschen Post-

wesens, eingeführte Schnellpost galt in der voreisenbahnlichen Zeit mit Recht als das non plus ultra aller Beförderungsmittel. Das hallische Grenzpostamt, das 1824 aus einem Direktor und mehreren Sekretären bestand, nannte Hesekiel im gleichen Jahre sehr bedeutend „wegen der hier zusammenstoßenden Landstraßen, wegen des Laufes von der Hauptstadt nach den Westphälischen und Rheinprovinzen, und wegen der Nähe zweier so großer Handelsstädte, als Magdeburg und Leipzig".

Über die Stellung des hallischen Postverkehrs in dem preußischen finden wir in dem Kurier die Angaben: Die Zahl der bei den preußischen Postanstalten angekommenen Briefe betrug 1831: 30 593 735, 1832: 30 371 345. Beim Postamt Halle kamen Briefe ein 1831: 633 340, 1832: 641 108. Nach siebzig Jahren 1904 gingen an Empfänger im Orts- und Landbestellbezirk Halle ein: 19 654 724 Stück Briefe, Postkarten, Drucksachen und Warenproben, außerdem Briefe mit Wertangabe 60 101 Stück, also jetzt allein hier etwa zweidrittel der einst bei allen preußischen Postanstalten angekommenen Briefe. Die Zahl der bei den preußischen Postanstalten abgereisten Personen betrug 1831: 377 926, 1832: 419 257. Beim Postamt Halle reisten Personen ab 1831: 8 471, 1832: 8 459. Die, Briefe und Personen betreffenden, auf Halle bezüglichen Zahlen dieser beiden Jahre machten $^1/_{48}$ tel der entsprechenden gesamt-preußischen Summen aus. Jetzt, nachdem der Personen-Postverkehr schon längst durch den Personen-Eisenbahnverkehr fast gänzlich in den Hintergrund gedrängt ist, wurden im Jahre 1904/05 auf den Bahnhöfen in Halle über 2 $^1/_2$ Millionen Fahrkarten und Fahrscheine, einschließlich Militärfahrscheine, gelöst. Wenn dennoch in diesen 70 Jahren, wo die Stadtbevölkerung über das sechsfache stieg (1834: 25 200, 1904: 164 344), rein rechnungsmäßig betrachtet die Zahl der ankommenden Briefe usw. auf das 27 fache, die der abreisenden Personen gar auf das 250 fache sich gesteigert hat, so können und sollen diese Zahlen nur einen ganz allgemeinen Begriff von der gewaltigen Zunahme des Brief- und Reiseverkehrs geben. Denn in Wahrheit sind bei Beginn des Zeitraumes die Gesamtmengen beider Verkehrsarten doch größere gewesen; bei den damaligen teuren Postbriefgeldern sind auch viele Briefe mit Reise- oder Frachtgelegenheit und durch Botengänger oder Botenfrauen, wie noch viel später, befördert und besonders der Personenmassenverkehr, der jetzt ganz überwiegend durch die Eisenbahn vermittelt wird, wurde außer der Post auch beträchtlich, wie wir sahen, durch Lohnfuhrwerke, dann zu Pferde, aber auch noch zu Fuß ausgeübt. So berichtet der Kurier z. B., daß durch Würzburg im Jahre 1828 19 000 Handwerksburschen gezogen seien.

Ludwig v. Gerlach. Weidemann.

Zwei die Bürgerschaft Halles in jenen Jahren lebhaft aufregende Angelegenheiten finden trotz dieser ihrer Wirkung im Kurier keine Erwähnung. Sie müssen, da auch Schwetschke von ihnen berührt wurde, kurz besprochen werden.

Die erste betraf die Universität. Ich meine die bekannte, durch die königliche Zurückweisung auf Vortrag des Ministers v. Altenstein mißglückte, Angeberei des späteren Rundschauers der Kreuzzeitung, Hospitanten der Zentrumspartei und 1874 als Wirkl. Geh. Oberjustizrat aus dem Staatsdienst entlassenen hallischen Land- und Stadtgerichtsdirektors v. Gerlach, des kirchlichen Gesinnungsgenossen von dem i. J. 1826 nach Halle berufenen, der sogenannten gläubigen Richtung angehörenden, Prof. Tholuck. Gerlach versuchte durch zwei namenlose Berichte in der Hengstenbergischen „Berliner Evangelischen Kirchenzeitung" über die Lehrtätigkeit der Professoren: des auch von Schwetschke besonders verehrten, ernsten Dogmatikers des Rationalismus, Wegscheider, mit dem Wahlspruch: Licht! Liebe! und des witzigen und geistreichen Orientalisten Gesenius, diese beiden Hauptführer des Rationalismus von ihren Lehrstühlen zu stürzen. Diese im Januar 1830 aufgestörte, am Jahresschluß öffentlich durch Mitteilung des ablehnenden königlichen Entscheides an die theologische Fakultät beendigte Streitsache erregte als ein gefährlicher Angriff auf den protestantischen Grundsatz der Lehrfreiheit einen gewaltigen Sturm in der Bürgerschaft, wie in der ganzen gebildeten evangelischen Welt. Der Streit der Meinungen ward aber nicht im politischen Kurier, sondern außer in der Hengstenbergischen „Kirchenzeitung" und in der im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn erscheinenden „Allgemeinen Litteraturzeitung" in besonderen Schriften ausgefochten, über die ich hier auf Hertzberg und Schrader verweisen muß. Doch war die dem Rationalismus freundliche Stellung des Kuriers den Lesern bekannt. So hatte er gleich im Februar 1828 den Tod des Superintendenten Tzschirner in Leipzig mit dem Zusatz gemeldet: „Ein Kämpfer des Lichts ist dahin geschieden". Und der Mitteilung über einen, durch Lesen von Traktätlein in Hamburg dem religiösen Wahnsinn Verfallenen (er hatte seine Mutter durch einen Beilhieb getötet, weil er sie durch Beförderung ins himmliche Reich glücklich hatte machen wollen) war die vielsagende Bemerkung hinzugefügt: „Man findet, beiläufig gesagt, überhaupt jetzt zwei Extreme in religiöser Hinsicht in den größeren Städten: ein Teil der Bevölkerung ist irreligiös und glaubt nichts, der andere hängt dem Mystizismus an".

Im folgenden Jahre 1829 spricht ein theologischer Freund des Blattes, der Superintendent Fulda, in einer Festbeilage zum 50 jährigen Aufenthalt des Ökonomie-Inspektors Hofrat Kirchner auf dem Waisenhause, vom „Kurier" in seiner „entschieden liberalen Tendenz" und nennt ihn an anderer Stelle „ehrliebend und unverzagt liberal".

Und endlich, als im Jahre 1830 auf Verfügung des Königs im ganzen Lande die 300 jährige Jubelfeier der Augsburger Konfession festlich begangen wurde, berichtet er über die Feier in Halle am 25. Juni u. a.: der Konsistorialrat Prof. Dr. Gesenius habe über die Geschichte und Bedeutung jenes großen Ereignisses wiedererrungener Geistesfreiheit in ebenso kraftvoller, als tief durchdachter Rede gesprochen, und der Bericht schloß: „Die allgemeinste und freudigste Teilnahme, welche sich aus Anlaß der heutigen erhebenden Feier überall aussprach, bestätigte wiederum aufs neue, wie dankbar unsere Stadt der hohen Segnungen evangelischer Geistesfreiheit eingedenk ist, deren sie sich schon so lange unter dem mächtigen Schutz weiser Herrscher zu erfreuen hat". —

Ähnlich, wie beim pietistisch-rationalistischen Streit, lag für den Kurier der Fall bei der auch seit 1830 durch den begabten und äußerst rührigen, aber etwas abenteuerlichen Dr. Weidemann (Justizkommissarius (Rechtsanwalt) und Notar beim hallischen Landgericht, und im nahen Merseburg Gründer einer Buch- und Kunsthandlung und einer Leihbibliothek) in die Bürgerschaft getragenen, durch die 1831 eingeführte neue Städteordnung begünstigten Bewegung gegen die teils nützliche und anzuerkennende, teils nicht vorwurfsfreie Tätigkeit des Bürgermeisters Mellin. Hier befleißigte sich der Kurier einer klugen und bedachten Zurückhaltung. Der seiner Zeit als Demagog ausgegebene Weidemann hatte nämlich in staatlicher Beziehung, nach unseren jetzigen Begriffen, sehr gemäßigte Ansichten. Aber die Fülle rücksichtsloser persönlicher Angriffe und persönlichen Klatsches, deren er sich in seinem Kampfe bediente, stieß mit dem gebildeten Teil der Bürgerschaft auch den Redaktör des Kuriers ab. Und dies dem Blatte stets eigen gebliebene vornehm rücksichtsvolle Sichzurückhalten von jeder Berührung alles kleinlichen Persönlichen, hier noch dazu mit Unwahrem gemischt (gegen Weidemann besonders war vielleicht die Betonung des „Wahren" als Ziel des Kuriers in seiner Erklärung vom Mai 1834 gerichtet), fand den Beifall seines gleichgesinnten Leserkreises. Anderseits nahm der Kurier, obgleich er ja auch mit dem Magistrat in Verbindung war, keine Partei für Mellin, den er nur schon 1829, gelegentlich der Enthüllung des Francke-Denkmals,

„den das Gemeinwesen unsrer Stadt so geschickt und tätig leitenden Herrn Bürgermeister" genannt hatte. Später konnte er es, außer anderem, gewiß nicht billigen, daß der Magistrat unter Mellins Führung nicht dazu zu bringen gewesen war, die von den Stadtverordneten wiederholt beantragte Veröffentlichung ihrer Verhandlungen zuzulassen.

Außer einer ganz erheblichen Zahl kleiner scharfer Flugschriften, die sich auch teilweise treffend gegen die Pietisten richten, gab Weidemann nämlich 2 unpolitische Zeitungen heraus: „mit höchster königlicher Genehmigung" von 1830 bis 1833 die in vielen Kreisen gefürchtete Wochenschrift „Salina" die Zweite. Eine Zeitschrift für gebildete Leser (Quartformat) nebst Beiblatt „Sellerei" (144 a), und seit 19. Februar 1833 täglich (also nicht bloß zweimal wöchentlich, wie der Kurier) ein Lokalintelligenzblatt oder „Pfennigblatt" heraus. Nach den mir vorliegenden Februarnummern von „Salina. Hallisches Tage-, Lokal- und Intelligenzblatt. Fünfter Jahrgang 1834. Redacteur: Dr. Fr. Weidemann: Druck: Wittwe Bäntsch", (4., Bezugspreis nicht angegeben) ist vom Herausgeber dieses Tageblatt als die Fortführung seiner erstgenannten Wochenschrift betrachtet worden. Jede Nummer ist nur vier Seiten stark und enthält teils harmlosen Text mit vielen Gedichten, teils zweigespaltene Anzeigen. Im Anzeigenteil des Kuriers findet sich 1832 die folgende Bekanntmachung: „Das 2. städtische Oppositionsblatt, als Extrablatt zur Zeitschrift Salina, erscheint den 1. April. Die Redaction der Salina". Auch später rückte die Salina im Kurier einzelne Anzeigen zur weiteren Verbreitung ein. Eine redaktionelle Erwähnung der Salina findet sich im Kurier nicht.

Bei den verschiedenen Leserkreisen der beiderseitigen journalistischen Unternehmungen — Weidemann war namentlich in der mittleren und niederen Bürgerschaft als kritischer Beobachter der Stadtverwaltung populär — vermochten wohl die Weidemannschen Blätter dem Kurier, wenn überhaupt, so jedenfalls keinen nennenswerten Abbruch zu tun. Ende 1833 wurde Weidemann, in Gewährung eines eigenen früheren Wunsches, an das königl. Oberlandesgericht in Ratibor versetzt, und nach seiner Übersiedelung mögen auch seine Blätter bald eingegangen sein. Die von ihm entfachte Bewegung erlosch jedoch damit noch nicht. Als Preßkuriosum für uns sei noch erwähnt:

In der Nummer seines Intelligenzblattes vom 25. Februar 1834 empfiehlt sich Weidemann seinen Freunden zu einem freundlichen Andenken bereits aus Ratibor, den 15. Februar. Doch gibt ihn das Blatt wenigstens diesen Monat weiter als Redakteur an, ohne Mitteilung

seines Wohnortes. Die heutige strenge gesetzliche Bestimmung in diesem Punkte galt damals noch nicht. Außerdem erbittet sich die Redaktion höflichst die Pränumeration für den Monat März. —

Als ein Ereignis von vaterländischem, gewissermaßen auch politischem Charakter in diesen Jahren ist der Besuch des kronprinzlichen Paares (des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. mit Gemahlin) in Halle vom 25. bis 27. Juni 1831 zu betrachten. Der Kurier berichtet darüber in einem Leitaufsatz in sehr warmem, im Hinblick auf den schon mit großen Hoffnungen begrüßten Kronprinzen mitunter überschwänglichem, Tone der patriarchalischen Zeit.

Die dem Fürstenpaare dargebotenen Unterhaltungen waren: Nach dem Gottesdienst Besuch des physiologischen Kabinets „unseres berühmten Meckel", dann der Franckeschen Stiftungen: hier Parade und militärische Übungen von Schülern auf ihrem Exerzierplatz, d. h. wohl „im Feldgarten", darauf festliches Fischerstechen der Halloren (144b) auf der Saale bei „unserem romantischen Giebichenstein", der besucht wurde. Vorher waren die Fürstlichkeiten zum Déjeuner auf der Freimaurerloge (Jägerberg) Gäste der Universität, abends der städtischen Schießgrabengesellschaft in deren glänzend erleuchteten Gebäude und Garten. „Hier in treuer Bürger Mitte, weilten die, die der Liebe der Bürger so wert sind, und die in dieser Liebe gewiß das festeste Band erblicken, welches ein gutes Volk an seine guten Fürsten knüpft". Die Pfälzer Schützengesellschaft brachte endlich dem, nach dem Kronprinzen-Gasthof zurückgekehrten, „hochverehrten Paare" einen festlichen Fackelzug. Im Hinblick auf die Begrüßung des Kronprinzenpaares mit der, durch Stellvertretung vermählten, durch Halle in ihre neue Heimat reisenden Großherzogin Cäcilie von Oldenburg heißt es im Kurier u. a.: „Die Innigkeit des Familienlebens unseres teuren Königshauses, welche auch in dieser Beziehung so rührend hervortrat, gewährte mehr, als Alles, uns die schönste Bürgschaft für das unerschütterliche Fortbestehen des reinsten und echten Volksglückes, wie wir uns jetzt desselben in so hohem Maße erfreuen". —

Das Gegenteil solches ideal empfundenen vaterländischen Glücksgefühles über die Einigkeit zwischen Volk und Fürsten zum Wohl des Vaterlandes wird hervorgerufen durch mehrfache Erwähnung im Kurier von Lebenszeichen der von den amtlich Toten wiedererstandenen

Jesuiten,

der berufsmäßigen Unruh- und Unheilstifter zwischen Fürsten und Völkern, der eingeschworenen schwarzen Schutztruppe des weißen Papsttums

gegen evangelische, wie überhaupt gegen jede Art von Religions- und Gedankenfreiheit. Darum hatte nach seiner Wiedereinsetzung als König des Kirchenstaates, leider auch mit auf besondere Veranlassung des Königs von Preußen, durch die zu Wien 1814 versammelten Fürsten der von Napoleon entthront gewesene Papst sofort den Giftbaum des Jesuitenordens wieder in die katholische Kirche eingepflanzt, den einundzwanzig Jahre früher der beste aller Päpste als lebensgefährlich für den Frieden der katholischen Kirche selbst aus dem Boden ausgerissen hatte.

Das betriebsame Wühlen der vaterlandslosen Gesellschaft, die vom liberalen Zeitgeist, wie auch von Meister Ranke selbst, dem Geschichtschreiber des Papsttums, zugleich mit diesem fälschlich zuerst für altersschwach und ungefährlich gehalten wurde, hatte denn auch munter wieder begonnen. Und der Orden Jesu, der mit seiner grenzen- und gewissenlosen Herrsch- und Habgier ein wahrer Hohn auf den Namen des besitzlosen, menschenfreundlichen, ein Reich von dieser Welt weit von sich weisenden Religionsstifters ist, hatte sich als die Quintessenz des völlig politisch gewordenen römischen Katholizismus in kurzen fünfzig und einigen Jahren zum unumschränkten Beherrscher des Papsttums gemacht. Die Krönung des Werkes der Gesellschaft Jesu: die päpstliche Unfehlbarkeitserklärung von 1870 und die Gründung der politischen Zentrumspartei 1871 bilden die besten Beweise ihrer Machtansprüche an die kirchliche, sowie die politische Oberherrschaft über nichts weniger, als über die ganze Welt, vorzüglich aber über Deutschland!

Aus dem Beginn des unausweichlichen Geisteskampfes zwischen der neuzeitlichen menschlichen Geisteskultur mit dem rückständigen Ultramontanismus, ein Kampf, auf dessen Erbitterung der mäßigende Vers des alternden Goethe in den Zahmen Xenien hindeutet:

> Verdammen wir die Jesuiten,
> So gilt es doch in unsern Sitten!

stehen hier nur einige abgerissene, geschichtliche Erinnerungen zumeist an der Hand von Andeutungen im Kurier.

Bereits der gelehrte Niebuhr, 1816 bis 1823 der erste preußische Gesandte beim Vatikan, war wenigstens auf Augenblicke beunruhigt durch die ersten Lebenszeichen des neuerwachten „erzpfäffischen, geradehin jesuitischen Katholizismus".

Im Jahre 1825, drei Jahre vor Erscheinen des Kuriers, war es den Jesuiten in Paris sogar gelungen, das protestantische Fürstenpaar der jetzt ausgestorbenen Linie von Anhalt-Köthen zu „bekehren"

und eine Jesuitenmission im Mittelpunkte des alten sächsischen Lutherlandes einzunisten. Der König von Preußen, der sein Land für die Jesuiten verschlossen hielt, war empört über diesen Gesinnungswechsel seiner Halbschwester, der Herzogin. Mit schonungsloser Aufrichtigkeit hatte er deren Anzeige davon in einem Briefe (145) beantwortet, der mit seiner Genehmigung veröffentlicht war, um seine und seines Hauses unentwegte evangelische Gesinnung zu bezeugen, und mit den Worten schloß: „Woher soll aber nach dem nicht genug zu beklagenden Schritte, den Sie getan haben, Liebe und Vertrauen der Untertanen, denen Sie Mutter sein sollen, kommen? . . . . Sorgen Sie, daß dieselben Ihr Andenken segnen und nicht verfluchen. F. W." Im Kurier erinnert 1828 die Mitteilung einer päpstlichen Ordensverleihung an den Herzog, sowie des Empfanges des Köthenschen Geschäftsträgers in Rom an den Glaubenswechsel des Fürsten, und eine eigentümliche Sonderbeilage „Generalverzeichnis der Verschollenen aus dem Herzogtume Anhalt-Köthen", das viele Namen „in Spanien Verschollener" aufweist, kann vielleicht darauf deuten, daß auch manche dieser Verschollenen auf landesväterliche Veranlassung hin in den dortigen Kämpfen für das Papsttum, als das derzeitige Bekenntnis Serenissimi, ihre Haut zu Markte trugen. Doch konnten die Verschollenen auch zu den vielen deutschen Freiwilligen gehört haben, die in Spanien auf freiheitlicher Seite fochten. Auf die wiedererstandenen jesuitischen Umtriebe weist auch die Buchanzeige im Kurier 1828 hin: „Der Legationssekretär oder Kabalen geheimer Katholiken und Jesuiten in Deutschland, Frankreich und Rußland von Dr. Eichmann. Stuttgart bei Gebrüder Franckh".

In Preußen machte sich, abgesehen von den Rheinprovinzen, die jesuitisch-ultramontane Agitation vorläufig weniger bemerkbar. Noch herrschte im ganzen tiefer, wohltätiger Friede zwischen den Bekenntnissen, eine Folge der nachwirkenden philosophischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts und der verständigen Denk- und Gesinnungsweise Friedrich Wilhelms III. Nur am kronprinzlichen Hofe wurde zuweilen schon der Einfluß einzelner streng Ultramontaner fühlbar. — Aufgebracht und besorgt gemacht durch die drohenden Erfolge und Strebungen der Finsterlinge hatte dagegen Adalbert von Chamisso in Berlin ein „Nachtwächterlied", ein berühmt gewordenes politisches Schelmenlied zur Kennzeichnung der Jesuiten und ihrer deutschen Freunde, gedichtet. Er verhöhnt mit eigentümlicher, aber berechtigter ironischer Bitterkeit gleichzeitig die Jesuiten, den deutschen Michel, soweit er von der Gefahr nichts merkt, und die junkerlich-pfäffischen Rückschrittler, die als Jesuitengönner und politische Nachtwächter den schlafmützigen

Deutschen zusingen: „Geht nach Haus und wahrt das Licht, daß dem Staat kein Schaden geschicht! Schlaft die lange liebe Nacht, denn wir halten gute Wacht. Lobt die Jesuiten! — Dies Jesuitenlied, das in neueren Ausgaben Chamissoscher Gedichte — eine signatura temporis! — fehlt, sei deshalb im Anhang mitgeteilt (146).

Von anderen deutschen Staaten duldeten das wieder aufgewucherte romanische Dornengestrüpp Östreich und Bayern, und zwar unter der etwas verdünnten Gestalt der Redemptoristen.

In anderen Ländern entwickelte sich von seiten der Regierungen, je nachdem sie gerade jesuitenfreundlich oder -feindlich gesonnen waren, ein abwechselungsreiches Spiel mit den Jesuiten: bald wurden sie hinausgeworfen, bald zugelassen, um dann wieder ausgewiesen zu werden usw. Aus solcher für sie schlechten Zeit in **Frankreich** schreibt der Kurier im September 1828: „Ein französisches Blatt enthält folgendes: Überall, wo es Mönche giebt, wimmelt es auch von Bettlern; diese beiden Übel sind unzertrennlich. Die Herren Pfarrer zu Aix sind daher auch sehr in Sorgen, was sie nach Schließung der dortigen Jesuiten-Anstalten mit der Masse der in jener Stadt befindlichen Armen anfangen sollen. In einem einzigen Kirchspiel, sagen sie, giebt es deren über tausend. Die Jesuiten ernährten sie; was soll jetzt aus ihnen werden? — Ja, die Jesuiten ernährten sie! Aber wie? Wie der Mist die Würmer ernährt, die er selbst erzeugt; man räume den Stoff der Fäulnis weg, und die ekelhaften Insekten, welche in demselben lebten und webten, werden mit jenem verschwinden und man wird solchergestalt zwei Wunden auf einmal geheilt haben. Man fragt sich, wie jene Armen leben sollen? Wie alle Welt, von der Arbeit. Es ist nur spaßhaft, daß man das Interesse des Jesuitenordens an das der Bettelei knüpfen will". — So lange ein beträchtlicher Bruchteil der Menschheit dem Jesuitismus gegenüber noch charakterschwach, denkfaul und an gesundem Gefühle arm ist, wird diese seelische Wurmkrankheit auf günstigem Boden sich gesundheitsgefährlich erzeugen und nähren (146a).

Daß Schwetschke wirklich friedlich gesinnte Katholiken achtete, beweist die Mitteilung des jetzt leider fast wie eine Stimme aus einer besseren Welt klingenden „liebevollen und ernsten Hirtenbriefes" des ersten Erzbischofs von Freiburg Bernhard Boll (1827 bis 1836) an seine Gläubigen mit der Stelle: „Nie soll es euch anwandeln, Andre in ihrem Bekenntnisse zu beunruhigen oder streitsüchtig in ihrer Überzeugung stören zu wollen". Das war im Großherzogtum Baden noch ein Nachklang von dem edlen menschenfreundlichen Wirken des eben

erst durch Rom beseitigten aufgeklärten katholischen Prälaten von Wessenberg! — Auch die wohltätigen, krankenpflegenden, barmherzigen Brüder in Österreich wurden gelobt.

Am anmutigsten aber wirkt ein Jahrzehnt später das folgende Bildchen christlich-menschlicher, nicht durch das Jesuitengift gestörter Eintracht. Im Februar 1838 malt es ein Bericht des „Kuriers" wie folgt:

„In dem Örtchen Laufenselden im Herzogtum Nassau [wo 1817 die Simultan-Volksschule eingeführt war mit zunächst nur allgemeinem, dann erst bekenntnismäßigem Religionsunterricht] leben Katholiken und Protestanten in so vertrauter Gemeinschaft beisammen, daß die Geistlichen beider Bekenntnisse gegenseitig einer für den anderen geistliche Handlungen verrichten; es ist auch schon vorgekommen, daß der katholische Geistliche einem Kranken protestantischen Glaubens das heilige Abendmahl gereicht hat. — Als kürzlich die katholische Kirche baufällig geworden, da räumte die protestantische Ortsbehörde einstweilen den Saal des Rathauses den Katholiken zum Gottesdienste ein, und die protestantischen Ortsbewohner förderten den Bau der katholischen Kirche nach allen Kräften. Am 12. November v. Js. wurde diese nach ihrem Ausbau wieder eingeweiht, wobei der Dekan die Weiherede hielt und in ihr darlegte, daß im wesentlichen der Glaube aller christlichen Religionen übereinstimme und nur in menschlichen Satzungen abweiche. Nach beendigtem Hochamte führten die drei katholischen Geistlichen ihren protestantischen Amtsbruder zum Altare, wo dieser eine herzliche Anrede hielt, in der er zur ferneren Eintracht ermahnte! — Heil der Gemeinde, wo ein solcher Sinn der Liebe und Duldung herrscht!" —

Mit den Nachrichten über die, auch von den Jesuiten weidlich geschürten Kämpfe mit Wort und Schwert, die Verfassungsstreite und Bürgerkriege in Portugal („Dom Miguel ist ein meineidiger Verräter" ruft entrüstet 1828 mit der englischen Zeitung „Courier" der hallische Kurier aus, „wenn er seine Hand nach der Krone Portugals erhebt" — was dennoch geschah), Spanien, Frankreich, Großbritannien, denen sich die letzten Jahre des seit 1821 währenden blutigen Unabhängigkeitskrieges des von den Türken unmenschlich unterdrückten kleinen Griechenvolkes mit seinen Verbündeten und seit 1828 der Feldzug Rußlands gegen die Türkei anschloß, betreten wir den Boden der damaligen großen Weltbegebenheiten, über die hier unmöglich Ausführliches wiedergegeben werden kann; die Geschichtsbücher reden davon. Schwetschke hatte seit Anfang der 1820er Jahre die

obigen freiheitlichen Bewegungen, „jugendlich freiheitsdürstend“ (146b), mit großem Interesse verfolgt. — — Hier nur noch einige Beispiele von der bereits früher erwähnten, bei ausländischen Ereignissen naturgemäß durch die noch mangelhaften Verkehrsmittel besonders hervortretenden,

Langsamkeit im Nachrichtenwesen,

zugleich aber auch von der Nachhaltigkeit der Teilnahme, welche das Publikum großen und kleinen Ereignissen entgegenbrachte.

Die den Befreiungskrieg der Griechen zu ihren Gunsten entscheidende Seeschlacht bei Navarin hatte am 20. Oktober 1827 stattgefunden. Im Laufe des Dezember erst erschien in London ein Plan der Schlacht, und am 14. Januar 1828, also etwa ein Vierteljahr nach der Schlacht, brachte der Kurier als Beilage in einem nach dem englischen bunt gemalten Kupferstich den Schlachtplan „des ewig denkwürdigen Seesieges“! (Der romantisch-geschäftliche englische Versuch, die in der Bai von Navarin versunkenen 62 türkisch-ägyptischen Schiffe aus ihrer 80jährigen Verborgenheit ans Tageslicht zu heben, hat neuerdings die allgemeine Erinnerung an die gewaltige Befreiungsschlacht der Griechen wieder erweckt). — Zweiundeinhalb Jahre später, unterm 14. Juli 1830, brachte der Kurier die Nachricht von der am 5. Juli stattgehabten Übergabe Algiers an die Franzosen, d. h. erst am neunten Tage nachher. Sie war ihm am Spätabend des 14. aus Paris zugegangen, wohin sie ebenfalls erst am 9. Juli, also am vierten Tage nach dem Ereignis durch telegraphische Depesche gelangt war. Die damaligen Telegraphen waren noch optische (drei verstellbare, weithin sichtbare Balken) und hatten sich wegen der Schwierigkeit ihrer Benutzung von Frankreich, wo sie von Choppe erfunden waren, nicht allzusehr verbreitet. Eine optische Telegraphenlinie wurde erst 1833 zwischen Trier und Berlin errichtet. Auf ihr wurde, wie aus dem Kurier ersichtlich, am 22. September 1836 nach den Truppenübungen eine kurze königliche Dankesdepesche an den kommandierenden General und die Truppen von Berlin nach Salzkotten bei Düsseldorf in etwa 3 1/4 Stunde (von nachm. 4 Uhr 28 Min. bis 7 3/4 Uhr abends) befördert. Elektrische Telegraphenlinien entstanden in Deutschland erst zehn Jahre später an der Rheinischen, 1845 an der Taunus-Eisenbahn. —

Welche teilnehmende Spannung die damaligen Kämpfe der Franzosen um ihren afrikanischen Kolonialbesitz erregten, zeigt, daß die Zeitung ihren Lesern bereits mehrere Tage vor der obigen Nachricht eine ausführliche Karte von Algier und Umgebung als be-

sondere Beilage dargeboten hatte; der Schriftleiter selbst aber wurde in einer späteren Zeit dieser langdauernden Kämpfe zu zwei Gedichten über Vorkommnisse in ihnen angeregt. Sie sind im zweitnächsten Abschnitt nebst anderen Zeitgedichten Schwetschkes besprochen und wiedergegeben. —

In Verbindung mit der obigen Nachricht über die Vervollkommnung des Telegraphenwesens sei hier des Aufkommens der gewerblichen Maschinen und des Widerstandes gedacht, den sie häufig fanden. Aus Paris findet sich da vom 3. September 1830 die Mitteilung, daß „Scharen von Buchdruckern sich nach den Büros mehrerer Zeitungen, die mit mechanischen Pressen gedruckt werden, begeben hätten, um die Druckereibesitzer mit Gewalt zu zwingen, ihre Blätter in Zukunft auf gewöhnlichen (Hand-) Pressen abziehen zu lassen, damit eine größere Zahl von Druckergesellen Arbeit erhalte".

Wirkungen der Juli-Revolution.

Wenden wir uns nun zu großen politischen Ereignissen Europas, so war der französische Thron- und Verfassungswechsel des Jahres 1830 für uns bedeutungsvoller, als alle bisher genannten Kämpfe. Die französische Juli-Revolution, die den reaktionären König Karl X. vom Thron stürzte und den „Bürgerkönig" Ludwig Philipp auf ihn erhob, wirkte mit ihrem Liberalismus durch ganz Europa hin und gab auch Deutschland erst wieder eine politische Presse. Auch der Kurier beschäftigte sich nun mehr mit Politik und brachte eine größere Anzahl Beilagen und Extrablätter über das „denkwürdige Ereignis" in Paris. In mehreren Nummern veröffentlichte er dann den Wortlaut der französischen Charte (Verfassung). In dem Kriege zwischen Holland und dem sich von ihm, besonders unter Hilfe der Jesuitenpartei, losreißenden Belgien nahm er lebhaft die Partei des ersteren stammverwandten Landes und verspottete in einem, mehrere Seiten füllenden, nach einem anderen Blatte wiedergegebenen, erdichteten Sitzungsbericht der belgischen Kammer die dortige Nachäfferei der Franzosen. —

Im außerpreußischen Deutschland kam als Wirkung der „großen Woche" in Paris die Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen am entschiedensten in Braunschweig im September 1830 zum Durchbruch, wo dem geldgierigen, nahezu unzurechnungsfähig gewalttätig regierenden „Diamanten"-Herzog Karl (der sich für sein Geld von der Stadt Genf ein Denkmal setzen ließ) das Schloß über dem Kopf angezündet wurde, worauf nach seiner Flucht sein beliebter Bruder Wilhelm sein Nachfolger ward. Der Kurier teilt die, von sämtlichen Mitgliedern

unterzeichnete, Adresse der vereinigten Landschaft an Herzog Wilhelm mit, welche eine ergreifende Schilderung des unter der Regierung des Herzogs Karl geschehenen Unrechts enthält und mit dem Antrage schließt, daß „bei der Unmöglichkeit der Fortsetzung der Regierung durch Herzog Karl der Herzog Wilhelm dieselbe übernehmen möge". — Diese Entthronung ist ein merkwürdiges, in Deutschland wohl ziemlich einzig dastehendes Beispiel von Vernunft und Gerechtigkeit in der Geschichte, indem dem dauernden persönlichen Übeltun eines Fürsten die verdiente Strafe unter einmütiger Mitwirkung von hoch und gering seines Volkes folgte. —

In einigen anderen deutschen Städten, wie Kassel, Hamburg, Leipzig, Dresden fanden zunächst nur geringere, vom Pöbel ausgeführte Unruhen statt, die sich auf Fenstereinwerfen, Plündern und Zerstören von Wohnungen usw. beschränkten, aber doch Militäraufgebote veranlaßten. Darauf aber traten in den kleineren norddeutschen Staaten die Verfassungskämpfe wieder in den Vordergrund, die auch mit Aufstellung freier Verfassungen endeten. Die Bürger von Dresden und Leipzig hatten dabei die Entfernung der Jesuiten verlangt!

In Preußen herrschte Ruhe mit Ausnahme von Aachen, wo von Belgien aus angezettelte Arbeiterunruhen wegen Lohnherabsetzungen ausbrachen. Da brachte der Kurier am 3. September unter der Überschrift: „Das 4. Armee-Corps Marsch!" die Mitteilung von der Mobilisierung des heimischen Korps nach dem Rheine hin (Beobachtungsheer gegen Frankreich an der Maas). Dort stand schon ein Teil des 8. Korps bereit zur Dämpfung etwaiger Erhebungen, die man in Köln für die Provinz befürchtete. Auch die 4. Jägerabteilung, die militärische Besatzung Halles, rückte nach der Rheinprovinz aus. Schwetschke hatte, wie wir uns erinnern, bei ihr 1821 bis 1822 als einjährig Freiwilliger gedient. Jetzt rief er ihr im Kurier ein Lebewohl zu, in dem es heißt: „Eine große Anzahl hiesiger Einwohner hatte sich den braven abmarschirenden Truppen zur Begleitung in die nächsten Ortschaften angeschlossen, woraus das freundschaftliche Vernehmen und die brüderliche Eintracht, welche ja stets die Söhne eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelen soll, auch mit den Bürgern unserer Stadt zu erkennen war. Der hohen Weisheit unseres Königs vertrauen wir, daß die Zeit nicht mehr fern sein wird, wo der Friedenszustand des preußischen Staates in jeder Beziehung wieder fest begründet sein wird und mit der Rückkehr desselben auch unserer Stadt die braven Truppen, welchen wir jetzt ein herzliches Lebewohl nachrufen, wiedergeben werden".

Einige Tage später veröffentlichte unter den Bekanntmachungen der Kommandeur der Jäger seinerseits ein herzliches Lebewohl der Abteilung an die Einwohner Halles. Im Voraus sei bemerkt, daß eine durch festliche Einholung und Bewirtung des Offizierkorps und der Mannschaft freudigst begrüßte Rückkehr der Jäger zwar am 30. Juli 1832, nach fast zweijähriger Abwesenheit, stattfand, aber bereits am 29. Oktober marschierten sie nach ihrer neuen Garnison Nordhausen ab.

Durch die weise Politik der bewaffneten Neutralität gegenüber dem Aufstand der russischen Polen, der im November 1830 zu Warschau begann, auch fast ein Jahr währte, gelang es Friedrich Wilhelm III., seinem Lande die Kriegsgreuel fernzuhalten und den friedlichen Zustand in den Grenzprovinzen zu erhalten. Die nachstehende Schilderung aus der letzten Zeit der Erhebung gibt ein anschauliches Bild der Lage, und unsere heutigen Polen sollten sich die Urteile ihrer damaligen Stammesgenossen über die preußische Regierung zur eigenen Beherzigung eindringlich einprägen! Der Kurier berichtet nämlich (am 8. September 1831 war Warschau von den Russen genommen und Polen damit wieder „seinem rechtmäßigen Souverain" unterworfen) aus Strasburg in Westpreußen vom 4. Oktober d. Js.:

„Heute morgen sind drei polnische Generale hier eingetroffen nebst einer Menge anderer Offiziere und haben um die Erlaubnis nachgesucht, auf preußischem Grund und Boden ihr weiteres Geschick abwarten zu dürfen. Mittags erschien General v. Wroniezki als Abgesandter aus dem polnischen Hauptquartier und überbrachte ein Schreiben des polnischen Generals en chef Rybinski, worin derselbe nachsucht, mit seiner Armee Schutz suchend die preußische Grenze überschreiten zu dürfen, indem er zugleich an die Tugenden Sr. Majestät des Königs appelliert, die ihm Bürge seien, daß man sie nicht zurückweisen werde. Die polnische Armee werde daher am 5. in Preußen einrücken. Sie vertraue der Billigkeit und Gerechtigkeit, die von jeher der Grundsatz der preußischen Regierung gewesen seien, und sei bereit, sich den Bestimmungen zu unterwerfen, die der König für solchen Fall gegeben haben könnte. — Der Generalleutnant v. Zepelin, der die in der Umgegend von Strasburg versammelten preußischen Truppen kommandirt, hat hierauf der polnischen Armee, die 15 000 Mann und 95 Geschütze stark sein soll, den Übertritt auf das preußische Gebiet unter denselben Bedingungen zugestanden, wie sie früher dem Gielgudschen Corps gewährt worden waren. Diesem nach betritt die polnische Armee morgen früh die Grenze, defilirt und streckt das Gewehr. Man

kann annehmen, daß hiermit sodann die polnische Insurrection vollständig ihr Ende erreicht haben wird". —

Nachdem dies verwilderte, durch Ungeziefer und ekelhafte Krankheiten stark heimgesuchte Kriegsvolk solange beherbergt und ganz nach preußischer Weise verpflegt, bekleidet und sogar abgelöhnt war, bis der Zar ihm straffreie Rückkehr gestattet hatte, kehrte die Mehrzahl heim. Beim Abmarsch erklangen meist stürmische Hochrufe auf den guten König, der sich der Unglücklichen so menschlich angenommen, obgleich sie auch seine Feinde waren. — Nur einmal, in Fischau bei Elbing, mußte gegen polnische Meuterer scharf eingeschritten werden. Gegen die eigenen polnischen Untertanen verfuhr der König mit beispielloser, offenbar unvorsichtiger Milde. Von 1400 wegen Landesverrates Verurteilten wurden 1200 gänzlich begnadigt, die Geld- und Freiheitsstrafen der Übrigen außerordentlich gemildert. Trotzdem erscholl ein unermeßliches Wutgeschrei fast der gesamten liberalen Presse Europas wegen der Schandtaten Preußens an den „edlen Polen". So lautete das unerläßliche schmückende Beiwort in den liberalen Blättern; unedle Polen gab es nicht. (Treitschke.)

Was bei der Behandlung der Polenfrage durch Schwetschke als Redaktör des Kuriers uns jetzt, wo die Regierung endlich wieder in die Bahnen Bismarcks und des damaligen kräftig deutsch gesinnten Oberpräsidenten der Provinz Posen v. Flottwell tritt, sehr erfreulich berührt, das ist sein völliges Freisein von der, für das deutsche Nationalgefühl so unrühmlichen, weltbürgerlichen Polenschwärmerei des größten Teiles der Zeitgenossen, darunter bekannter Dichter, wie Platens. Schwetschke ist zwar nie, auch in seinen anderen Schriften nicht, wie der Sänger der Befreiungskriege, Stägemann, gegen, aber auch nicht für die Polen eingetreten und das ist für ihn ehrenvoll, weil für sein gesundes deutsches Nationalgefühl bezeichnend. Außerdem dachte und fühlte er als preußischer Landwehroffizier. Vom allgemeinen menschlichen Gefühle aus konnte der Kurier mit Bedauern von den „Leiden des Königreiches Polen" sprechen. —

Im nächsten Jahre dankbarer patriotischer Erregung über die durch die königliche Politik beseitigte Kriegsgefahr für Preußen schlägt die warme Verehrung für den König bei Gelegenheit seines Geburtstages (3. August) im Kurier ganz besonders hohe Wogen. Schon am Tage vorher schließt der begeisterte Empfangsartikel zur Rückkehr der Jäger: „Hoch lebe unser weiser, gerechter König Friedrich Wilhelm der Einzige!" (Dieses ungewöhnliche Beiwort verrät den Schwärmer für Friedrich den Einzigen). Und mehrere Tage später heißt es in dem Be-

richt über die Feier des königlichen Geburtstages, zu dessen Ehren u. a. die Grundsteinlegung zum neuen Universitätsgebäude stattgefunden hatte: „Welcher Preuße zählte nicht den Geburtstag seines weisen, gerechten, väterlichen Monarchen den schönsten Festtagen seines Lebens bei, und wie möchte es auch für ein Volk, welches seinen Beherrscher in Freude und Glück, wie in Leid und Trübsal stets und und immer als den Seinen erkannte, je vergessen sein, daß der Ehrentag eines solchen Königs auch sein eigener Ehrentag ist!" — Die gehobene militärische Stimmung dieses Sommers spiegelt auch ein längerer Leitaufsatz des Kuriers im September wieder: eine sehr eingehende, lebendige Beschreibung des Übungslagers bei Teltow, „zu dem die Berliner nun in die dritte Woche hinausströmen". —

Die in diese Jahre fallende Schlußgestaltung von Schwetschkes Militärverhältnis nach Ableistung seines Dienstjahres möge hierbei zugleich noch erwähnt werden. Im Zusammenhange mit den kriegerisch sich gestaltenden Zeitläuften stand wohl seine Beförderung vom Wehrmann des 2. Bataillons (hallesches) 27. Landwehrregiments zum Seconde-Leutnant am 14. April 1831. Noch in der Beschreibung des Festes vom 24. Oktober 1833 (S. 142 ff.) fügt er der archivalisch genauen Aufzählung seiner Stellungen und Ämter „Buchhändler, Buchdruckerherr, Redacteur der Hallischen politischen Zeitung (des Kuriers)" ganz modern anmutend hinzu „und Seconde-Lieutenant im 27. Landwehr-Infanterie-Regiment". Aber bereits am 9. November jenes Jahres hat er den nachgesuchten Abschied erhalten, indem er „auf unbestimmte Zeit während des Friedens vom Dienste entbunden wurde" (147). Der beginnende Eintritt mangelhafter Gesundheit, der später noch zu erwähnen ist, mag ihn wohl, neben ihm nicht angenehmen Veränderungen im Offizier-Korps der hallischen Garnison (sein verehrter Oberstleutnant von Bockelmann erhielt den Abschied) zu dem verhältnismäßig so schnellen Abschluß seiner militärischen Laufbahn veranlaßt haben. Als ein eigenartiges körperliches Denkzeichen an seine, wie gesagt, gern verlebte Dienstzeit blieben ihm einige, zum Teil dauernd sichtbare, Schrotkörner im linken Nasenrücken, Überbleibsel eines Schrotschusses, statt eines blinden Schusses, den er bei einer Gefechtsübung erhalten. Der schlechte Soldatenscherz hatte glücklicher Weise keine ernsten Folgen gehabt. — Hier sind noch zwei süddeutsche Ereignisse zu besprechen.

Am 27. Mai 1832 erhielten die deutschen Einheitsbestrebungen durch ein großes Volksfest auf dem Hambacher Schloß (Rheinbayern) einen für die Stimmung Süddeutschlands beachtenswerten Ausdruck. Es sollte sein „ein Verbrüderungsfest aller Derjenigen, welche

die Einigung Deutschlands erhoffen und erstreben" und war etwa von 25 000 Menschen besucht. Zwei politische Schriftsteller und Zeitungsherausgeber, Dr. Siebenpfeiffer und Wirt, hielten dabei begeisterte Reden. Die deutsche Einheit im demokratischen Sinne und die Preßfreiheit sollten auf gesetzlichem Wege errungen werden. In dem abgekühlten Norddeutschland hatte diese Kundgebung und überhaupt diese z. Zt. als aussichtslos betrachtete deutsche Bewegung nur vereinzelte Wirkungen, namentlich unter jungen Studenten. So berichtet ein Brief von Schwetschkes Vater aus Halle, den 4. September 1832 (der Kurier erwähnt, meine ich, den Vorgang ebenfalls): „Gestern Abend ist ein Student, der als Militär sein Jahr macht, zu Arrest gebracht worden, weil er sich von Wirt und Consorten hat gebrauchen lassen, aufrühreriſche Schriften zu verbreiten. In Jena hat der Teufel in dieser Art ebenfalls gespukt, also, daß wir einer Maynzergeschichte wieder entgegen sehen müssen".

Eine „Maynzer Geschichte" (d. h. demagogenriecherische Untersuchungen nach Art der traurigen Mainzer Zentral-Untersuchungskommission von 1819—1828) erfolgte denn auch in ausgiebigster Weise. Durch neue strenge Beschlüsse des „Durchlauchtigsten Deutschen Bundes" wurden die massenhaftesten Untersuchungen wegen vorbereiteten Hochverrates angestrengt — Franzosen und polnische Flüchtlinge waren allerdings auch mehrfach aufgetreten — und viele hunderte langjähriger Einkerkerungen verfügt (Reuter!), denn die Regierungen konnten oder wollten es sich nicht anders denken, als daß die deutsche Einigung nur durch völlige Beseitigung ihres Daseins oder wenigstens ihrer eigenen Selbständigkeit möglich wäre; erst durch die geniale Schöpfung Bismarcks, unsere deutsche Reichsverfassung, ist diese Annahme widerlegt. Gereizt durch dieses empörende Vorgehen — es ist auch von der Möglichkeit einer Verlockung durch Polizeispitzel gesprochen, um von neuem gegen die nationale Bewegung und die Burschenschaft einschreiten zu können, — unternahmen etwa 50 Verschworene, darunter die Hälfte meist süddeutsche Burschenschafter, auf Anregung eines radikalen Vaterlandsvereines am 3. April 1833 den kindischen Versuch, die Hauptwache und die Konstablerwache in dem Sitz der Bundesbehörde, Frankfurt a. M., zu überrumpeln. Sie hielten die Stimmung dort, wie in ganz Deutschland, für so revolutionär erbittert, daß sie glaubten, Alles würde sich ihnen sofort anschließen zur Wegnahme der Bundeskasse, Festsetzung der Bundestagsmitglieder und Ausrufung einer neuen Verfassung Deutschlands. Doch sie wurden grausam enttäuscht. Keine Hand rührte sich in dem, ihre Handlungsweise gar nicht verstehenden,

Volke, und nachdem sechs Soldaten und ein Student gefallen waren, herrschte schon nach Verlauf einer Stunde wieder Ruhe und Ordnung in der deutschen Bundeshauptstadt. Die Tat erregte natürlich ungeheures Aufsehen in Deutschland, ehe ihre vollständige politische Wirkungslosigkeit bekannt war. Der erste Bericht des Kuriers aus Frankfurt, den 3. April abends, beginnt: „Ein entsetzliches, von greuelhaften Mordtaten begleitetes Attentat ist in unserer Stadt verübt worden. Die Teilnehmer scheinen neben der Befreiung mehrerer, wegen politischer Vergehen gefangen gehaltener, Individuen auch die Proklamierung einer deutschen Republik beabsichtigt zu haben" usw. Doch dann werden die durch den April sich hinziehenden Berichte ruhiger, die von 32 bis zum 15. April in Frankfurt erfolgten Verhaftungen zu melden wußten. Erfreulich ist der Abdruck eines Artikels der in Darmstadt erscheinenden „Deutschen Vaterlandszeitung", der die aus Veranlassung des schwindelhaft übertriebenen Frankfurter Putsches gleisnerisch in einer französischen Zeitung angebotene französische Unterstützung der deutschen Freiheitsbestrebungen auf das entschiedenste zurückweist. Der Frankfurter Überfall aber hatte doch dem erschreckten Bundestag, dem Vertreter der 38 deutschen Regierungen, wieder klar vor Augen geführt, daß der verbotene Deutsche Einheits- und Freiheitsgedanke bei den in gegenseitigem Verkehr stehenden Studenten der deutschen Universitäten noch immer gepflegt wurde. Durch verschärfte polizeiliche Erschwerung dieses persönlichen Verkehrs glaubte nun der Bundestag, wie tiefsinnig! dem alten gefährlichen Gedanken beikommen zu können, und es erschienen Verordnungen der hohen Ministerien „das Reisen der Studierenden betreffend". Der Kurier teilt sie im Februar 1834, natürlich ohne eigene Bemerkungen, im Anzeigenteil mit. Aus diesen, uns ganz fremd und teilweise scherzhaft anmutenden Verordnungen stehe hier kurz folgendes. Keine Universitätsbehörde darf einen Studenten außer den Ferien in der Regel eine „Reise-Erlaubnis" erteilen, es sei denn, daß er die Bewilligung des Vaters oder Vormundes und das Vorhandensein der Geldmittel zu der nach Zeit und Gegenden bestimmt anzugebenden Reise nachweist. Zu Reisen nach anderen Universitäten ist die Genehmigung des Ministers erforderlich. „Nur wenn Gefahr im Verzug ist", kann der Regierungsbevollmächtigte Abweichungen von den obigen Bestimmungen gestatten; reisende Studierende aber, welche ohne vorschriftsmäßigen Erlaubnisschein oder, außerhalb Preußens, ohne Auslandspaß betroffen werden, sind durch die Polizeibehörden „mit vorgeschriebener Reiseroute" nach ihrem Universitätsort zurückzuweisen. Studierenden endlich,

die an geheimen Verbindungen (also hauptsächlich der Burschenschaft) teilgenommen haben oder dieser Teilnahme verdächtig sind, soll von den Universitätsbehörden nur die Reise nach ihrer Heimat, mit beschränkter Reiseroute und Vermeidung aller Universitätsorte „nachgegeben" werden! — — — Vielleicht einer der „kindischsten Quälerei"-Versuche, in denen sich nach Ruges treffendem Ausdruck der hohe Bundestag gefallen hat.

Das Frankfurter Attentat war für lange das letzte aufregende politische Ereignis in Deutschland. Die Gemüter beruhigten sich wieder, besonders in Preußen, wo sie, wie wir sahen, seit Jahren ernstlich nicht erregt gewesen waren. Mußte es doch selbst ein so scharfer politischer Kritiker, wie Schwetschkes Studienfreund in Halle, der republikanische Philosoph Arnold Ruge, später noch anerkennen (Aus früherer Zeit, 3, 317. Berlin 1863):

„**Der König genoß das allgemeine Zutrauen.** — Der geregelte ebenmäßige Verlauf der Staats- und Polizeimaschine, in den er, sehr ungleich seinem witzigen Nachfolger, durch keine Willkür oder persönliche Phantasie eingriff, glich einer Art Verfassung und war in der Tat nur um die machtlosen Kammerreden schlechter, als all' die anderen Verfassungen; um die auswärtige Bedientenpolitik, die russische Familieneinheit und die Verfolgung der Studenten und Universitäten kümmerte, setzt Ruge von seinem Standpunkt aus hinzu, die geist- und ehrlose Masse der Menschen sich nicht im mindesten". Noch mehr als diese kurze Beurteilung der damaligen preußischen politischen Zustände aus radikalem Munde muß hier der nachfolgende größere Leitaufsatz des, seit Anfang 1835 täglich erscheinenden (148), „Couriers" (so schreibt er sich nun), der einzige längere politische Leiter jener Jahre, interessieren.

Wir geben ihn trotz seiner verhältnismäßigen Länge unverkürzt wieder, denn er verschafft eine anschauliche Vorstellung von dem damals im allgemeinen im Publikum und in der Presse herrschenden, besonders kirchlich liberalem, Monarchismus. Demokratisch gesonnene, die Regierung nur bekämpfende Volksvertretungen, hielt sein Verfasser in ihrer ungerechten Einseitigkeit und in ihrem Unmaß für ein Unglück des Landes. Stets blieb er in seiner persönlichen Anhänglichkeit an den König und an seine Würdigung ein „Alt-Preuße", wie er auch in der späteren neuen verfassungsmäßigen Zeit sich bezeichnete. Der warme, Schwetschke stets beseelende, vaterländische preußische und deutsche Stolz tritt auch hier, wie öfter, wohltuend hervor. Der be-

treffende, gleichsam einen umfassenden Rückblick auf die politiklose alte Zeit in Deutschland enthaltende Leitaufsatz vom 28. und 29. Januar 1835 lautet, zunächst ohne Zusätze zu seinen Bemerkungen über deutsche Verhältnisse:

„Übersicht des politischen Zustandes der deutschen Bundesländer.

Während die politische Aufregung in den zwei bedeutendsten unserer rein konstitutionellen Nachbarstaaten die Grundlagen jener Reiche zu erschüttern droht*), mögen wir Deutschen mit Stolz auf den gesegneten und friedlichen Zustand unserer Länder blicken, die in den Augen Englands und Frankreichs zwar eines geringeren Grades repräsentativer Freiheit, aber dagegen einer desto größeren, mehr beneidenswerten, Volkswohlfahrt genießen.

Österreich gewährt unter dem vaterländischen Regiment des Kaisers Franz das schöne Bild eines Patriarchalstaates, den besten Mustern des Altertums vergleichbar. Preußen erfreut sich unterm Szepter seines ruhmwürdigen Königs fortwährend der umfassendsten Verbesserungen. Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalte, treue Einhaltung aller Verbindlichkeiten, Fortschritt in der Verwaltung und Rechtspflege, wohltätige und großsinnige Bestrebungen zum Emporheben des Handels, der Wissenschaften und Künste, Gleichachtung aller Stände und dadurch Erweckung des Gemeinsinnes, Gestattung einer verständigen Rede- und Preßfreiheit, aber ebenso festes Entgegentreten und Niederhalten alles anmaßlichen und böswilligen Tadels Unberufner: dies sind, neben so viel anderen Vorzügen, die Vorteile, welche die Regierung Friedrich Wilhelms allen Untertanen in gleichem Maße gewährt.

Baiern steht am Ausgang eines Kampfes, welchen die Juli-Revolution auch dort hervorgerufen hat. Während König Ludwig, dessen Humanität und Freisinnigkeit schon längst die aufopfernde Hinneigung zu der griechischen Sache unzweifelhaft bekundet, sein zu großes Vertrauen in die rechtliche Gesinnung eines Teiles seiner Untertanen, namentlich in Rheinbaiern, getäuscht sah, bemächtigte sich der Gemüter in manchen Gegenden des Reiches, je nachdem sie angestammt oder neu erworben waren, ein feindliches Zerwürfnis. Jedenfalls werden die festen Maßregeln, die im Verein mit den andern deutschen Bundes-

*) Es sind hier sowohl die, durch Parteiungen hervorgerufenen, fortdauernden Pariser Aufstände und die wiederholten Mordversuche gegen Ludwig Philipp, wie die unaufhörlichen irischen Unruhen gemeint.

staaten ergriffen sind, die Ursache jenes Übels, den bei dem Hambacher Feste empfangenen und durch zu lange Straflosigkeit fort genährten Geist des Aufruhrs, gänzlich vertilgen. Daß aber die jetzt beabsichtigte Errichtung mehrerer Benediktiner-Klöster, welchen ein Teil der Jugenderziehung übergeben werden soll, dazu auch nur im entferntesten beitragen werde, läßt sich wohl mit Recht bezweifeln. Der poetische Sinn des von den besten Absichten beseelten Monarchen scheint, hier, wie dort, zu leicht und schwankend den Extremen sich zuzuneigen.

Das Königreich Sachsen verdient als konstitutioneller Musterstaat genannt zu werden, der in dem unlängst geschlossenen Landtage gezeigt hat, wie ständische Verhandlungen mit Würde und zum Ziele führend geleitet und von den Volksvertretern aufgenommen werden müssen. Auch die bevorstehenden wichtigen Verbesserungen in der Gesetzgebung und im Staatshaushalte zeugen von dem idealsten dankeswertesten Streben der Regierung. —

In Hannover begegnet dasselbe weise und zweckmäßige Verhalten der Ständeversammlung, und, trotz der eigentümlichen Stellung zu Großbritannien, ist in allen rein deutschen Angelegenheiten die echt deutsche Richtung und Gesinnung Hannovers stets und immer wahrzunehmen. Das Königreich Württemberg und das Großherzogtum Baden, deren liberale Fürsten mit dem König von Baiern nach der Juli-Revolution das gleiche Geschick, nämlich Verkennung ihres, dem wahren Volkswohl gewidmeten, Strebens von einer geringen Zahl ihrer Untertanen zu beklagen hatten, zeigen kaum noch bemerkbare Spuren einer politischen Aufregung, die hier um so bedenklicher erschien, als selbst manche, sonst geachtete und geistreiche, Männer sich einer unseligen Verblendung hingegeben hatten.

In Kurhessen bewegt jetzt nur die Frage wegen des Heimfalls der durch den Tod des Landgrafen von Hessen-Rothenburg erledigten bedeutenden Besitzungen an den Kurstaat die Gemüter. Da die Nachricht von einer Schwangerschaft der hinterlassenen Wittwe des Landgrafen sich nicht bestätigt hat, so ist eine interessante Auseinandersetzung, ob und wie viel des Nachlasses als Staats- oder Familiengut anzusehen sei, zu erwarten.

Die soeben beendeten Wahlen im Großherzogtum Hessen gewähren die erfreuliche Aussicht, daß der nächste Landtag nicht, wie die zwei vorher gegangenen, deren Auflösung durch das demokratische Treiben der Mehrheit notwendig ward, erfolglos sein werde. Während in dem Herzogtum Holstein der Landesfürst, der König von Däne-

mark, auf eine weise Erweiterung der Volksfreiheiten friedlich bedacht ist, dauert in dem Großherzogtum Luxemburg jener unentschiedene feindselige Zustand leider noch fort. Nur die Festung Luxemburg und ihr Rajon erkennen in dem König der Niederlande ihren rechtmäßigen Beherrscher; das übrige Gebiet befindet sich in dem faktischen Besitz der belgischen Regierung.

In den anderen deutschen Bundesstaaten von minderer politischer Bedeutung ist der öffentliche Zustand überall befriedigend. Entweder sind schwere Unbilden abgestellt, Irrungen und Mißverständnisse ausgeglichen, oder unstatthafte Ansprüche durch die Festigkeit und Mäßigung der Regierungen beseitigt, wie u. a. in den Herzogtümern Sachsen-Altenburg, Braunschweig (dessen vertriebener und der Bevormundung übergebener ehemaliger Herzog Karl gegenwärtig vor den Pariser Tribunalen die Rechtmäßigkeit der angeordneten Tutel bestreitet) und Nassau, und in den Fürstentümern Schwarzburg-Sondershausen und Hohenzollern-Hechingen.

Die übrigen kleineren Bundesländer erfreuen sich sämtlich eines, nur mit geringer Ausnahme, festgehaltenen friedlichen Zustandes. Unter ihnen sind die monarchischen Staaten: das Großherzogtum Sachsen-Weimar, die Herzogtümer Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg-Gotha, die Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg, die anhaltischen Herzogtümer Dessau, Bernburg und Köthen, die Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Sigmaringen, Liechtenstein, Reuß ältere und jüngere Linie, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Waldeck und die Landgrafschaft Hessen-Homburg; ferner endlich die freien Städte Lübeck, Bremen, Hamburg und Frankfurt, an welchem letzteren Orte die Untersuchung gegen die Urheber des beklagenswerten Attentats, welches nur einen Abend die öffentliche Ruhe schmählich gefährdete, noch immer fortdauert.

Indem so 34 monarchische Regierungen und 4 freie Städte zu einem festen Bunde vereinigt, inmitten der politischen Stürme unserer Zeit ihren Untertanen und Mitbürgern die Segnungen eines geordneten, wahrhaft freien gesellschaftlichen Zustandes zu erhalten oder (mit einer alleinigen Ausnahme) wieder zurückzuführen wußten, mag Deutschland immerhin solchen Leitern gern vertrauen, und dem Auslande das wahrlich nicht zu beneidende Glück einer sogenannten rein konstitutionellen Freiheit ungeteilt überlassen; einer Freiheit, die den Regierungen nur zu oft Schmach und Verlegenheit und den Regierten Anlaß zu den

nichtswürdigsten und gefährlichsten Parteiungen, wie dies das Beispiel Frankreichs und Englands täglich zeigt, darbietet". —

Der politische Standpunkt Schwetschkes war also der, daß es ihm unter einem Herrscher, wie dem preußischen Könige, zur Erreichung der Volkswohlfahrt, als des letzten Staatszweckes, weniger auf möglichst ausgedehnte staatsbürgerliche, als auf geistige Freiheit und auf „wahrhaft" freie gesellschaftliche Ordnung ankam.

Zu zwei, dem heutigen deutschen Leser auffallenden Stellen der obigen Übersicht muß folgendes bemerkt werden. Zuerst das kurze, aber warme Lob des Metternichtigen Herrschers von Östreich und seines Staates. Diese etwas auffallende Kürze des Berichtes über den größten Bundesstaat ist wohl nicht unabsichtlich: der Verfasser umschiffte auf diese Weise etwa gefährliche Klippen der Zensur, an die er bei näherem Eingehen auf die Zustände des Donaureiches leicht geworfen worden wäre. Eine gewisse schwärmerische, stark rhetorisch gefärbte Verehrung des „guten Kaisers Franz", die aus den auf ihn bezüglichen Worten hervorgeht, mag darin ihren Grund gehabt haben, daß der zwar persönlich bigotte und der Restaurationspolitik ergebene Fürst doch in seiner Kirchenpolitik den freieren Geist des Josefinismus noch festhielt. Das sagte dem Rationalisten Schwetschke zu, wenn auch nicht dies, daß außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle Metternich die Unterdrückung freier Religiosität befördern durfte. Außerdem spukte trotz Allem selbst in gebildeten preußischen Gemütern noch immer die naive alte Verehrung für das fromme Erzhaus, das die Kaiser dem alten deutschen Reiche gestellt, unter dem noch geboren zu sein Schwetschke, wie gesagt, mit einem gewissen Stolze hervorhob.

Des Weiteren wundert sich der Leser naturgemäß über die nüchterne, nur für den König von Dänemark anerkennende Berührung der schleswig-holsteinischen Frage, deren Lösung über ein Jahrzehnt später die Gemüter heiß bewegte und endlich in den 1860 er Jahren den ersten Schritt auf der Bahn zur deutschen Einheit, zu unserem neuen Reiche, bildete. Behufs Erklärung dieses auffallenden Umstandes müssen wir uns mit Treitschke daran erinnern, daß es dem preußischen Hofe immer noch ganz dunkel war, was die Einheit Schleswig-Holsteins für Deutschlands Macht bedeute, und der deutschen Presse ging es ebenso. Sie stand noch auf dem Standpunkt von 1823. Als damals — das erste Anklopfen der bedrängten Nordmark an die Pforten des Bundestages — die holsteinischen Prälaten und Ritterschaft, die Vertreter des Ländchens, eine Petition um Schutz der alten „up ewig ungedeelten" schleswig-holsteinischen Verfassung und um nur

verfassungsmäßige Umgestaltung derselben, nicht Zerreißung der Länder durch königlich dänische willkürliche Einverleibung Schleswigs in Dänemark, an den deutschen Bundestag gerichtet hatten, da betrachtete die deutsche Presse die Frage mit einer Gemütsruhe, die nur zu deutlich zeigte, daß fast noch Niemand etwas ahnte von der weltgeschichtlichen Bedeutung des Kampfes, der sich hier ankündigte; einzelne liberale Blätter fanden den Eifer der nordelbischen Privilegierten fast lächerlich.

Zur Ergänzung des in der obigen allgemeinen Übersicht über Preußen Gesagten möge hier noch die im Jahr vorher, am 13. Januar 1834, im Courier erschienene, mit warmer Vaterlandsliebe wiedergegebene, Charakteristik Preußens stehen. Sie lautet mit der redaktionellen Einleitung: Folgenden Artikel aus dem Caledonian Mercury (einem geschätzten schottischen Provinzialblatte) teilen wir um so lieber mit, als wohl jedem Patrioten das Herz höher schlagen muß, wenn er sieht, welche Anerkennung der beste König und seine weise und gerechte Regierung auch im fernen Auslande findet, und in welcher hohen Achtung jetzt unser Vaterland überall steht. Gott segne den König und Die, welche mit ihm für das Wohl des Vaterlandes wachen! — „Die innere Verwaltung Preußens war bisher im allgemeinen ebenso weise, als gemäßigt. Die Regierung zeigt sich in fast allen ihren Handlungen klug und wohltätig, und ihre Einrichtungen bezwecken nur die Förderung der Staatswohlfahrt. Das Preußen von 1833 ist fast um ein Jahrhundert dem Preußen von 1814 voraus. Vor dem Friedensschluß des letztgenannten Jahres lief kaum eine große Heeresstraße durch das Königreich; die anderen waren mehr Feldwege, als Straßen, kaum zu passieren. Gegenwärtig giebt es dort eine Menge großer Heerstraßen, welche die Hauptstadt mit den verschiedenen Teilen des Königreichs verbinden, und diese Straßen werden aufs allerbeste unterhalten, einige von den Ortsbehörden, die meisten aber auf Kosten der Regierung". — In der Tat verwendete der König am meisten auf Wasser- und Landstraßen. Friedrich der Große legte noch alle seine Fahrten und Ritte von Berlin nach Potsdam und Charlottenburg im fliegenden Sande zurück. Erst unter Friedrich Wilhelm II. wurden diese Wege in Chausseen verwandelt. Nur diese und geringe Strecken in Schlesien hatte Friedrich Wilhelm III. bei Antritt seiner Regierung vorgefunden. In seinem letzten Regierungsjahre waren in den östlichen Provinzen 853, in den westlichen 489 Meilen Chausseen gebaut. Wenn von letzteren auch 289 Meilen, die große Hälfte, als vorgefunden abgerechnet werden, so beträgt doch die von dem Könige in den 24 Jahren nach dem zweiten Pariser Frieden gebaute Meilenzahl 1000

mit einem Kostenaufwande von reichlich 20 Millionen Talern, jährlich durchschnittlich beinahe 1 Million Taler (149). Der Artikel fährt fort:

„Die früher im kläglichen Zustande befindlichen Posten sind nun trefflich bedient und wohlfeiler, als in Frankreich. Die Eilwagen fahren Tag und Nacht mit Postpferden und kommen so schnell vorwärts, als Privatpostchaisen, wobei die Reisenden weder durch Polizeiaufsicht belästigt werden, noch der immer wiederkehrenden Plackerei des Paßwesens ausgesetzt sind. .Der Ackerbau hat in seiner Ausübung große Verbesserungen erfahren; man hat bessere Methoden des Ackerbaues eingeführt und den Gesamtertrag des Bodens verhältnismäßig erhöht. In den Manufakturen sind die gemachten Fortschritte ganz außerordentliche. — Eine Hauptursache der großen Volkstümlichkeit der preußischen Monarchie ist, daß ihr nichts, was einer bevorrechteten Aristokratie ähnlich sieht, Zwang und Fesseln anlegt; dort giebt es in der Tat nur König und Volk. Preußen hat keine Orts-Despoten, ebenso wenig besteht dort irgend eine Körperschaft von Personen, die mächtig genug wäre, durch ihre Gesammtkraft sich der Regierung des Königs zu widersetzen [Parlament] oder individuell vermögend, das Volk zu unterdrücken. Die Macht ist gänzlich auf den Mittelpunkt vereinigt und ist genau in dem Verhältnisse milde und wohlthätig geworden, als sie sich von jener Art Hemmnis frei gemacht hat, welches anderswo eine bevorrechtete und übermütige Adelskaste ausübt". — Der Adel hatte allerdings den Erlaß einer Verfassung mit zu vereiteln gewußt, doch hatte der König gar keine Vorliebe für den Adel, er hatte von jung an schlicht bürgerliche Neigungen, wie Friedrich Wilhelm I.; sein ausgeführter Wunsch war, die von seinen Vorfahren schrittweise vorbereitete Befreiung des Landvolkes zu vollenden. — —

Wenn in der obigen Übersicht über den politischen Zustand der deutschen Bundesländer gesagt wurde, Preußen erfreue sich unter dem Szepter seines ruhmwürdigen Königs fortwährend der umfassendsten Verbesserungen, zu denen auch wohltätige und großsinnige Bestrebungen zum Emporheben des Handels gehörten, so bewahrheitete sich dies im besonderen für Halle durch Genehmigung der zwar erst im Juli 1840 eröffneten Magdeburg-Halle-Leipziger Eisenbahn, der zweiten im preußischen Staat, aber der ersten größeren neuzeitlich wirtschaftlichen Verkehrsader Preußens, denn zwei Jahre vorher war die kurze Berlin-Potsdamer als erste in Betrieb gesetzt worden. Bereits im Herbst 1836 aber hatten die Arbeiten zum Bau der Magdeburg-Halle-Leipziger Bahn begonnen. Man richtete sich nach der Musterbahn der ersten deutschen: Nürnberg-Fürth, die

mit der im gleichen Jahre 1835 erbauten Bahn Brüssel - Mecheln die erste auf dem europäischen Festlande war, nachdem sieben Jahre vorher England mit der Strecke Liverpool - Manchester die Reihe dieser neuen „Zauber- und Wunderstraßen" des geselligen und gewerblichen Verkehrs eröffnet hatte.

Es ist für uns Jetztlebende, die wir uns in kultivierten Ländern einen Verkehr ohne Eisenbahnen gar nicht vorstellen können, interessant und erheiternd zugleich, die Berichte von Zeitgenossen der ersten Eisenbahnen zu lesen, denen diese Tausendsassas noch etwas ganz Neues waren. Einen solchen Bericht bringt der Kurier im November 1836 durch die Güte eines F. unterzeichneten hallenser Freundes, der bis dahin noch keine Eisenbahn gesehen hatte, über seine Fahrt von Antwerpen nach Brüssel. Die Schriftleitung bezeichnet ihn in etwas gehäuftem Fremdwörterstil mit Recht als gewiß interessant zu einer Zeit, „wo unser Halle ebenfalls mit zwei bedeutenden Nachbarstädten in Rapport par vapeur gesetzt werden soll". Der überschwengliche Bericht beginnt: „Meine Erwartungen in Hinsicht auf die Eisenbahn war natürlich sehr gespannt und groß, doch sind sie übertroffen worden". Der Verfasser beschreibt die Ankunft mit dem Gasthofsomnibus auf dem Bahnhof, „dem Anfang der Eisenbahn. Alles was ich vorher von Unordnung, Gedränge, Gefahr, beim Ein- und Aussteigen sein Gepäck zu verlieren und dergl. gehört und gelesen hatte, erwies sich mir als völlig unbegründet; vielmehr fand ich die zweckmäßigsten Anstalten für die Sicherheit der Person und des Eigentums vor". Nachdem das Billet genommen und man sich mit eigenen Augen von der richtigen Unterbringung des Gepäcks in dem dazu bestimmten Wagen hat überzeugen können, heißt es: „Mit Ungeduld erwartet man den Klang der Glocke, auf welchen die Tore der Eisenbahn geöffnet werden, denn nicht eher ist der Zugang gestattet. Nur das Geräusch des gewaltsam entweichenden Dampfes läßt sich im voraus vernehmen und versetzt die Phantasie in Spannung. Endlich um 9 Uhr erklang die Glocke und die Tore öffneten sich. Zum ersten Male erblickte ich den Dampfwagen oder die Lokomotive und die lange Reihe der ihr angehängten Wagen, deren es vier Arten gibt. Die ersten, fast einander gleich in der Eleganz, Bequemlichkeit und den Preisen der Plätze, sind die Berlinen (150) und Diligencen, dann folgen die großen bedeckten Wagen mit gepolsterten Sitzen, die man Chars-à-banc nennt, und endlich die Waggons, offene, grün angestrichene Wagen mit hölzernen Sitzen. Diesen ähnlich sind die Wagen, die zum Transport der Güter dienen. Unsere Lokomotive hieß „le soleil". Diese und andere, die

der Reisende nachher sah, waren, wie der auf poliertem Messingschild prangende Name bewies, sämtlich in der berühmten Maschinenfabrik von Cockerill zu Seraing bei Lüttich gefertigt. Auf jeden, der zum ersten Male einen Dampfwagen sieht, muß derselbe einen wunderbaren Eindruck machen. Die unscheinbare Hülle läßt nichts von dem geheimnisvollen Mechanismus erkennen, der im Verborgenen sein Spiel treibt, und so fühlt man sich geneigt, hier irgend ein fabelhaftes Unthier zu vermuten, das brausend, fast keuchend, und heißen, qualmenden, im Dunkel feurig erscheinenden Athem aushauchend, sich gegen die Herrschaft des Menschen sträubt und doch der Hand eines einzigen zu gehorchen gezwungen ist. Die Fahrt war anfangs nur mäßig schnell, aber schon nach einigen Minuten ging sie zu hoher Geschwindigkeit über. Man hat ein angenehmes, höchst behagliches Gefühl: ohne die mindeste Besorgnis für Gefahr in dem bequemen Wagen sitzend, scheint man beinahe zu fliegen. Kein Luftmangel, keine Beklemmung, kein Schwindel u. s. w.; durch das Geräusch der Eisenräder ward die Unterhaltung, selbst wenn sie leise war, nicht gehemmt, die Bewegung ist so äußerst sanft, daß das, was ich während der Fahrt in meinem Taschenbuch notierte, nicht anders als am Pult geschrieben aussieht; jene fortwährenden Erschütterungen, die man auf Dampfschiffen verspürt, fallen hier fast ganz weg. Mit wunderbarer Geschwindigkeit scheinen die Gegenstände, die sich am Wege befinden, dem Auge vorüber zu fliegen. Sehr schnell sind die entfernten Kirchtürme herangerückt, aber eben so schnell treten sie, sich verkleinernd, zurück, bis sie nach einigen Minuten gänzlich verschwinden. Die Fahrt war in 1 Stunde 25 Minuten zurückgelegt, wozu der Reisende früher 5 lange Stunden gebraucht hatte, ich kam mir wie nach Brüssel gezaubert vor und empfand von dieser neuesten Erfahrung einen unbeschreiblich wohlthätigen und nachhaltigen Eindruck". Nach einigen Tagen sah der Reisende in Mecheln ein auf 16 Waggons gesetztes belgisches Infanteriebataillon nach Antwerpen abziehen. So wurde ihm Gelegenheit, den Nutzen der Eisenbahnen nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege sich zu vergegenwärtigen. Er schließt mit dem Wunsche, „auch in unserem Vaterlande recht bald den mächtigen Dampf als Postmeister, besonders auf langweiligen Wegen, installiert zu sehen". —

So begann zur allgemeinen Freude, trotz mancher kleinlichen Bedenken, das mächtigste Mittel des Verkehrs-Fortschrittes der Neuzeit eher als in Frankreich seinen Einzug in Deutschland zu halten. Aber nicht lange währte es, und zwei folgenschwere rückschrittliche Gewalttaten deutscher Machthaber, eines weltlichen und

eines geistlichen, suchten unter empörenden Verletzungen von Recht und Gewissen den staatsbürgerlichen Fortschritt zu hemmen und die Geister wieder in die alte staatliche Willkürherrschaft und in die Glaubensnacht des mittelalterlichen Papsttums mit seinem dreisten Anspruch auf die Oberherrschaft über den Staat zurückzuführen. —

Beide Untaten wider „die von den deutschen Regierungen herbeigeführten oder aufrecht erhaltenen Segnungen eines geordneten, wahrhaft freien gesellschaftlichen Zustandes", wie sich der mehrerwähnte Leitaufsatz der Zeitung ausdrückte, erweckten zufällig in dem gleichen Monat, November 1837, unerwartete, grundsätzliche und äußerst kräftige Gegenwirkungen, welche die öffentliche Teilnahme in hohem Grade beschäftigten und die Gemüter der Besten aufs tiefste erregten.

König Ernst Augusts Gewaltstreich.

Es kam zunächst ein Widerstand von Gewissenswegen gegen die von frevelhafter Willkür eingegebene Aufhebung des in Hannover geltenden Staatsgrundgesetzes von 1833 durch den König Ernst August in der Verordnung (Patent) vom 1. November 1837, welche die Beamten zugleich des Eides entband, den sie auf die Verfassung geleistet hatten. Hatte er ihn doch selbst nicht bei seinem kurz vorher erfolgten Regierungsantritt geschworen! Dieser Welfe, ein Mann von Mut und gesundem Menschenverstand, aber von brutalster Gewalt gegen alle ihm unbequemen Rechte, wollte, unterstützt von den Ultras der Adelspartei, in Hannover möglichst in alter absoluter Weise regieren und glaubte, als bisheriger Herzog von Cumberland, die Deutschen als Bedientenvolk behandeln zu können. Das Land lag in dumpfem Schrecken ob des Staatsstreiches. Da erfolgte jene Männertat der „Göttinger Sieben" vom 18. November, über die der Courier aus Göttingen in folgender Weise berichtet: „Sieben der ausgezeichnetsten Lehrer unserer Universität, Dahlmann, Ewald, Jakob Grimm, Wilhelm Grimm, Gervinus, Weber und Albrecht, haben in einer an das Universitätskuratorium gerichteten ehrerbietigen Vorstellung die Erklärung niedergelegt, daß sie, bei aller schuldigen Ehrfurcht vor dem königlichen Worte, ohne ihr Gewissen zu verletzen das Staatsgrundgesetz nicht als ungültig betrachten und ohne weitere Untersuchung und Verteidigung von Seiten der Berechtigten, allein auf dem Wege der Macht, zu Grunde gehen lassen sehen können! Sie halten sich durch ihren auf das Grundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet und können daher an der Wahl eines Deputierten zu einer, auf andern Grundlagen

als denen des Staatsgrundgesetzes, berufenen Ständeversammlung weder teilnehmen, noch die Wahl annehmen. Sie leben in dem Bewußtsein, die studierende Jugend stets vor politischen Extremen gewarnt und sie in der Anhänglichkeit an ihre Landesregierung befestigt zu haben. Allein, das gesamte Gelingen ihrer Wirksamkeit ruht nicht so sehr auf dem wissenschaftlichen Werte ihrer Lehre, als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Es wäre der Segen ihrer Wirksamkeit dahin, wenn sie vor der studierenden Jugend als Männer erschienen, welche mit ihrem Eid ein Spiel treiben". Der Welfe, schäumend vor Wut über diese Frechheit seiner Bedienten, ihm, dem Fürsten von Gottes Gnaden, gegenüber eine andere Anschauung der Dinge zu haben, als er, entsetzte durch Machtspruch unter Verletzung der Rechtsformen die Sieben ihrer Ämter und trieb sie teilweise aus dem Lande. Als Verächter der Wissenschaft münzte er auch auf sie ein hündisch rohes Wort, das im zweitnächsten Abschnitt erwähnt werden muß bei Anführung eines tief entrüsteten und erbitterten Schwetschkeschen Streitverses, eines Verses, zu dem jenes unkönigliche Königswort offenbar die Veranlassung gegeben hatte. „Die Teilnahme des deutschen Volkes regte sich in einer, bei politischen Verfolgungen bis dahin ganz ungewöhnlichen Weise. Es bildete sich (von Leipzig aus) der Göttinger Verein zur Entschädigung der um ihres Gewissens willen Gemaßregelten, und in ihm erstand eine Verbindung von patriotischen Deutschen in Nord und Süd, wie man sie noch nicht gekannt hatte. Die Sammlungen gaben Anlaß zu Reden, Festen, Ansprachen und Adressen, in denen die politische Bewegung der Zeit die kräftigsten Hebel gewann. . . . Des Engländers rohe Willkür trug erheblich dazu bei, in deutschen Landen die Überzeugung zu verbreiten, daß die absolute Gewalt der Fürsten dem Volke zum Fluche und zum Verderben gereiche, und Ernst August wurde so der wirksamste Apostel des Liberalismus, aber er wurde es wider Willen". (Georg Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, Bondi 1900, S. 260 f). Er nannte später die Abgesetzten wegen der Not, die ihm doch die ganze Angelegenheit machte, „seine sieben Teufel". — Das hannöversche Volk fand 1839 beim Bundestag, an den es sich gewendet hatte, keinen Schutz gegen die Willkür seines Fürsten; denn die beiden deutschen Hauptmächte, Östreich und leider auch Preußen, waren für oder nicht gegen ihn: Preußen teils aus Furcht vor den mit einem Vorgehen gegen Ernst August verbundenen politischen Schwierigkeiten, teils aus verwandtschaftlichen Rücksichten, denn die Königin von Hannover war die Schwester der edlen Königin Luise, also Friedrich Wilhelms Schwägerin,

welcher der alternde König trotz ihrer nicht einwandfreien Persönlichkeit nicht wehe tun wollte.

In der amtlichen Welt waren die Meinungen geteilt. Nach den Anschauungen des alten Beamtenstaates erschien das kühne, von Vielen gebilligte, ja bejubelte Auftreten einfacher Professoren, die kein obrigkeitliches Amt bekleideten, als eine gefährliche Unmaßung, und bezüglich des Lehrkörpers der hallischen Universität meint Schrader (151a), die Absetzung der sieben Professoren hätte fast größere Teilnahme in der allgemeinen Welt der Gebildeten, als an Universitäten, geweckt und unter diesen mehr in Berlin und Königsberg, als in Halle. Gleichwohl scheint auch hier dieser Vorgang die spätere politische Zerklüftung des Lehrkörpers mindestens vorbereitet zu haben durch den freisinnigen Philologen Ed. Meier, einen von Schwetschke stets verehrten Mann.

Die Vertreibung der Sieben verwirrte und verwischte die Parteigegensätze: eine rein menschliche Entrüstung warf jetzt Alles, was nicht schlechthin servil war, Radikale, Liberale, gemäßigte Konservative, wieder in einen Haufen zusammen, dies wollte Dahlmann, dem maßvollen Führer der Sieben, auch nicht zusagen, der in einem Dankschreiben an den Radikalen Johann Jacobi darauf hinwies: Beides gemeinsam, das Königtum und die bürgerliche Freiheit, macht den Staat aus. Das Ereignis begründete aber auch die politische Macht des deutschen Professorentums, die erst durch den Krieg von 1866 gebrochen werden sollte.

Erzbischof Droste-Vischerings Absetzung.

Der welfische Staatsstreich rüttelte die halb entschlummerte öffentliche Meinung wach und zwang die Deutschen, ihre staatliche Leidenschaft wieder dem Vaterlande zuzuwenden. Der nun zu betrachtende römische sozusagen: Kirchenstreich des Kölner Erzbischofs gegen Staat und Vaterland und die höchst kräftig einsetzende staatliche Zurückweisung seiner Herrschgelüste im gleichen November 1837 beleuchtete wieder einmal grell die Unvereinbarkeit der Interessen von „Thron und Altar", sofern dieser von herrschsüchtigen Priestern, insbesondere von, gegen die protestantische deutsche Vormacht mit tötlichem Haß erfüllten, Dienern der Papstkirche bedient wird.

Vergegenwärtigen wir uns nun, unter Beihilfe der anschaulichen Treitschkeschen Ausführungen, den Hergang dieser Geschichte, in welcher Schwetschke als deutscher Mann und als Sohn der ersten evangelischen Universitätsstadt wiederholt in Prosa und Vers die Partei der Regierung lebhaft ergriff. Der Hergang war folgender.

Zu den eben gekennzeichneten römischen Priestern gehörten der damalige Papst Gregor VI. und der Kölnische Erzbischof Clemens August aus dem alten westfälischen Geschlechte von Droste zu Vischering. Dieser ein mönchischer Eiferer, ohne Geist, ohne Gelehrsamkeit, ohne Menschenkenntnis, altväterisch erzogen und der modernen Welt völlig fremd, ganz dem einen Gedanken seiner Kirche dahingegeben, unermüdlich im Wohltun, im Fasten und Kasteien, in allen Pflichten römischer Werkheiligkeit. Wer diese würdige priesterliche Erscheinung sah mit den schönen einfältig frommen blauen Augen und dem Zuge störrischen Trotzes um die Lippen, der mochte wohl erraten, daß dieser Mann einer fanatischen Partei als Mauerbrecher dienen konnte. Wie an allen beschränkten Köpfen, so erfüllte sich auch an ihm das alte tiefsinnige Wort, daß der Mensch durch heiligen Eifer getrieben zu werden glaubt, derweil ihn der irdische Zorn treibt. Er haßte dieses bürgerlich paritätische Preußen (in dessen Machtbereich die Rheinufer, „die Pfaffenstraße des alten heiligen römischen Reiches", erst eben vor zwei Jahrzehnten gekommen waren) mit dem ganzen Ingrimm des geistlichen Junkers, er haßte die Philosophen, und da er weder fähig noch geneigt war, ihre Werke zu lesen, so verdammte er sie alle mit pfäffischem Hochmut als Vernünftlinge und Kirchenfeinde. Mit dieser lebendigen Charakterzeichnung schildert Treitschke den Mann, der bereits einmal, im Jahre 1820, mit dreistem Eingriff in die Rechte der Staatsgewalt durch eigenmächtigstes Vorgehen gegen den freisinnigen, einst vom Kanzler Niemeyer nach Münster empfohlenen katholischen Professor Hermes und seine Anhänger in Bonn dem Staate jedes Recht der Kirchenhoheit abgestritten hatte. Damals, als Generalvikar des Bistums Münster, hatte er den Kürzeren gezogen und sein Amt niedergelegt, ohne die ihm angedrohte persönliche Ahndung abzuwarten. Fortan hatte er jahrelang in einem kleinen Kreise von Priestern und Nonnen ein beschauliches Büßerleben gelebt, mit der geliebten Tabakspfeife als einziger weltlicher Trösterin. Trotz dieser, die staatsfeindliche Sinnesart ganz klar beweisenden Vorgeschichte war nun Droste neuerdings, Mai 1836, besonders durch die Fürsprache des pietistisch-romantisch angelegten Kronprinzen, auf den für den Staat wichtigsten Posten eines katholischen Kirchenoberen, die erste geistliche Stelle der Monarchie, auf den Stuhl des Erzbistums Köln erhoben worden, — „der entsetzlichste und unverantwortlichste Mißgriff", wie sich selbst der, gegen den Klerus immer nachsichtige, Oberpräsident Bodelschwingh ausdrückte; und sogar der Kardinal Lambruschini, der seinen Mann kannte, hatte zu Bunsen in Rom in der unwillkürlichen Aufwallung des ersten Er-

staunens ausgerufen: „Ist Ihre Regierung toll?“ Treitschke bemerkt dazu: Sicherlich hätte weder der im Grunde freigesinnte, selber allem positiven [sagen wir: formulierten] Glauben entfremdete Minister von Altenstein, noch sein vortragender Rat, der patriotische, aber halb klerikale Berichterstatter für die katholischen Kirchensachen, der Geheime Rat Schmedding, ohne höheren Schutz einen so ungeheuerlichen Vorschlag gewagt.

Aber der König alterte und die künftige Regierung Friedrich Wilhelms IV. warf schon ihre Schatten in die Gegenwart hinein. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm der Ältere mit seiner frommen Gemahlin Marianne hatten neuerdings Münster besucht und sich in Drostes Clemens-Hospital recht von Herzen erbaut, seine Kasteiungen bewundert, seine „Anleitung zum inneren Gebet“, die er für die barmherzigen Schwestern geschrieben, wohlgefällig entgegengenommen; wie so viele Protestanten des Nordostens glaubten sie arglos, dies römische Büßerwesen sei der evangelischen Rechtgläubigkeit verwandt. Nur einem so musterhaft frommen Priester wollte der Kronprinz den kölnischen Stuhl anvertrauen; auch hielt er es für eine Ehrenpflicht des preußischen Thrones, die alten Domherrengeschlechter, die einst das stiftische Deutschland beherrscht hatten, dadurch zu entschädigen, daß ihre Söhne die großen Prälaturen des Westens erhielten. Damit war für Altenstein, der in kirchlichen Fragen dem Thronfolger nachgab, Alles entschieden.

Um ganz sicher zu gehen, hatte der Minister bei Droste anfragen lassen, ob dieser die mit seinem Vorgänger Spiegel getroffene geheime Übereinkunft von 1834 halten wolle, nach welcher der Kölner Erzbischof und dann seine Suffraganen in Paderborn, Münster und Trier sich verpflichtet hatten, weil es im Breve von 1830 nicht ausdrücklich verboten sei, gemischte Ehen von Protestanten und Katholiken ohne Rücksicht auf die Erziehung der Kinder in der Regel kirchlich einsegnen zu lassen, wie es der Staat für den Frieden der Bekenntnisse in den westlichen Provinzen wünschen mußte, entgegen den alten kanonischen Vorschriften. Auch dieser, nur durch die Kriegslist eines geheimen Vertrages zu beseitigende, Streitpunkt zeigte die Schwierigkeit eines friedlichen Zusammenlebens zwischen einem vernünftigen menschlichfühlenden Nationalstaat und der römischen mönchischen Priesterschaft. Der angefragte Droste hatte nun beteuert: gelange er je zum bischöflichen Amte, so werde er sich wohl hüten, jene gemäß dem Breve getroffene Vereinbarung anzugreifen, sondern sie im Geiste der Liebe und der Friedfertigkeit anwenden — und die Wahl des Dom-

kapitels war auf ihn gefallen. — Kaum aber zur Macht gelangt, schritt der Biedere ganz ebenso blind und störrisch, ganz ebenso durchdrungen von dem Bewußtsein seines göttlichen Rechtes, wie Ernst August von Hannover, auf sein Ziel los; der weltliche Staat war für ihn einfach nicht vorhanden, das Wort, das er ihm gegeben, also null und nichtig vor seinen und den Wünschen Roms. Und wenn er auch weder mit der Verlogenheit, noch mit der Schlauheit des Welfen wetteifern konnte, so zeigte er sich doch ganz ebenso unbedenklich in der Wahl der Mittel. Indes, der Krug ging nicht lange zu Wasser, bis er brach. Sein vertrauter Ratgeber war der junge Kaplan Michaelis, und mit Hilfe dieses ultramontanen Heißsporns gelang es ihm, — seine Laufbahn in kurzen anderthalb Jahren abzuschließen. —

Dieser Abschluß bestand in der Verhaftung, Entamtung und Wegführung des wortbrüchigen Erzbischofs aus seiner Diözese, das war am 20. November 1837.

Am 27. November berichtete der Courier an seiner Spitze groß gedruckt unter Deutschland: „Cöln, den 21. November. Se. Majestät der König hat mittels Cabinetordre vom 15. d. Monats den bisherigen Erzbischof von Cöln Freiherrn von Droste Vischering von seinem Posten entlassen und zugleich demselben die Weisung erteilt, nach Entfernung aus seiner erzbischöflichen Wohnung und dem Sprengel Cöln die weiteren allerhöchsten Befehle in [der Festung] Minden abzuwarten". Zugleich mit ihm wurde sein Kaplan Michaelis, mit dem zu sprechen man ihm nicht erlaubte, ebenfalls unter Bedeckung aus einem andern Tore gebracht. —

In einer besonderen Beilage druckte der Courier dann nach der Cölnischen Zeitung zwei vollständige längere Aktenstücke der Regierung ab. Erstens ein „Publikandum vom 15. November, unterzeichnet von den Ministern der geistlichen Angelegenheiten (von Altenstein), der Justiz (von Kamptz) und des Inneren und der Polizei (von Rochow), welches die Gründe der gerechten Strafe beleuchtete, die jetzt den, die Gesetze in frechster Weise verachtenden Geistlichen traf. Es waren kurz vier: 1) sein Verbot an die Schüler und Freunde seines alten Gegners, des verstorbenen freidenkenden Professors Hermes, als Professoren weiter Vorlesungen an der Universität Bonn zu halten, ebenso an sämtliche Lehrer des Priesterseminars — ohne die Regierung auch nur davon in Kenntnis zu setzen; 2) seine eigenmächtige, gesetzwidrige, alleinige Veröffentlichung päpstlicher Bullen und Breven, ohne die Regierung zu fragen; 3) Verpflichtung der Beichtväter und anderer Geistlicher vor ihrer Wirksamkeit auf 18 Punkte, deren letzter jedes gesetz-

liche und allgemeinübliche Anrufen der Regierung gegen einen Mißbrauch der erzbischöflichen Gewalt verneint; 4) seine Weigerung, gemischte Ehen einsegnen zu lassen, unter Bruch seines Versprechens vor Bestätigung seiner Wahl, es hierin wie sein Vorgänger, der milde Graf Spiegel von Desenberg, zu halten. Droste hatte sich wiederum als der blindeste aller ultramontanen Eiferer, als der einzige der preußischen Prälaten gezeigt, welcher bisher offne Auflehnung gegen die Staatsgewalt gewagt hatte. Das zweite Aktenstück der Regierung in der Beilage der Zeitung war eine „Verfügung an das hochwürdige Metropolitan-Domkapitel zu Cöln" ebenfalls vom 13. November, unterzeichnet von Altenstein. In den einleitenden Zeilen heißt es nach der Cölnischen Zeitung: das Ministerium hat bereits die vorläufige Verwaltung der Diöcese übernommen und beschlossen, innerhalb der gesetzlichen Frist von acht Tagen zur Wahl eines Kapitularverwesers zu schreiten. Und ferner: „durch das Verhalten des Erzbischofs mußte mit unabweisbarer Notwendigkeit die Krise eintreten, welche nur die ausharrende Geduld und große Langmut einer milden Regierung fast bis zur Auflösung aller Ordnung im Lande, ja bis zur Gefährdung der öffentlichen Ruhe hat hinausschieben können". Und das war dem Staate geboten von derjenigen Kirche, welche steigend bis Anfang der vierziger Jahre dreimal soviel Staatszuschuß erhielt, als die viel zahlreichere evangelische Kirche (712 000 Taler, — gegen kaum 240 000 Taler jährlich)!

Die unerwartete Tatkraft der Regierung rief eine ungeheuere Aufregung in den Rheinlanden hervor, fand aber Billigung und freudige Zustimmung aller Vernünftigen in jedem Religionsbekenntnis. In einem Courieraufsatz „Vom Neckar" heißt es im Dezember sogar: „Die öffentliche Meinung der entschiedenen Mehrheit des katholischen Klerus in unserem Süden [jedenfalls Baden] hat sich für die Zweckmäßigkeit, Legalität und Güte der Maßregel der preußischen Regierung ausgesprochen, und mit Vergnügen erblickt man den kräftigen Anfang eines Systems, welches man in gewissen Verhältnissen und gewissen unbekehrbaren, unversöhnlichen und stets auf Rückhalte und Invasionen bedachten Gegnern schon früher hätte einschlagen müssen". Und eine andere Äußerung vom Rhein besagt u. a.: „Das Spiel der belgischen Prälaten darf in Preußen nicht wiederholt werden; dafür bürgt die Kraft der Regierung und die Einsicht des Volkes".

Über die Jesuiten als Aufreizer des Erzbischofs und Anstifter des Streites spricht sich, wenn auch ohne sie namentlich zu bezeichnen, ein wichtiges, an der Spitze der Nummer vom 15. Januar 1838 mit-

geteiltes Schreiben Altensteins an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz vom 4. Januar aus, mitgeteilt nach der Preußischen Staatszeitung vom 13. Januar. Eine heftige Allokution des Papstes gegen die preußische Regierung wird hier mit leider noch zu großem Optimismus gegenüber dem päpstlichen Stuhl behandelt, doch zeigt der Schluß eine erfreulich kräftige Betonung von Regierungspflicht und Recht: „Gern geben wir der Hoffnung Raum, daß die Stelle des gereizten Gefühls, welches in der Allokution sich kundgiebt, von der Weisheit wieder wird eingenommen werden, welche sonst den römischen Hof auszeichnet. Oder sollte der unheilbrütenden Partei, die ihren Altar mit freventlichem Eifer, wenn es nicht anders sein kann, auch mit der **Demütigung** oder gar mit dem **Umsturz** der **Throne**, zu erheben trachtet, welche das Widerstreben des Erzbischofs bis zum schlimmen Ausgange genährt und gepflegt, und nun, da dieser Erfolg eingetreten, ihn für ihre Zwecke, **unerschöpflich an Lügen** und **Verleumdungen**, ausbeutet, es auch noch gelingen, ihre verdüsternden Nebel vor das klare Auge des päpstlichen Hofes zu ziehen? Wir wollen einer solchen Besorgnis Schweigen gebieten. Was aber auch die Zukunft bringen mag, mit Liebe und Wohlwollen gegenüber fanatischem Hasse, aber auch umgürtet mit dem Schwerte, welches der Obrigkeit als Dienerin Gottes anvertraut ist, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut*), wird die Königliche Regierung ihre Bahn fest und unverrückt verfolgen, mit zuversichtlichem Vertrauen auf ihr gutes Recht, auf die Weisheit der Bischöfe, die Einsicht einer gebildeten Geistlichkeit und den verständigen Sinn eines treuen Volkes.

von Altenstein".

Diese Sprache Altensteins war zwar eine sehr erfreuliche. Doch verfolgte die Königliche Regierung leider ihre Bahn nicht mehr lange so fest und unverrückt, wie es hier als ihre Absicht ausgesprochen war. Denn statt, wie Treitschke hervorhebt, als Antwort auf die Beschimpfungen seiner Regierung durch den Papst, der zum erstenmal seit Wiederherstellung des Kirchenstaates solche Sprache gegen einen mächtigen Staat wagte, seinen Gesandten aus Rom abzuberufen und die bürgerliche Eheschließung einzuführen, erließ der gutherzige König bereits am 28. Januar 1838, um die erregten Gemüter, besonders der Frauen, zu beschwichtigen, und da die bürgerliche Ordnung in den Rheinlanden fast ganz ungestört geblieben war, in Sachen der Kinder-

*) Römer 13, 4.

erziehung aus gemischten Ehen eine den Wünschen des Klerus entgegenkommende Kabinettsordre. Den Bischöfen blieb fortan die letzte Entscheidung. Mehr wollte ja auch Droste nicht. Wie trotzdem Heigel in seinem sonst von nationalem Geiste getragenen Werkchen „Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert" von einer regierungsseitig „gehässigen" Bekämpfung der römischen Kirche in Preußen sprechen kann, ist nicht zu verstehen. Indes in dem Einen, was der Welt bei diesem Streite zunächst vor Augen stand, blieb der König fest: der anmaßende, eigenmächtige und wortbrüchige Droste durfte den Kölner Dom nicht wiedersehen. Abgesandte des rheinischen und westfälischen Adels, die für Droste bitten wollten, wurden weder vom König, noch vom Kronprinzen in der Hauptstadt empfangen, und die Bischöfe von Paderborn und Münster mit ihrer gleichen Absicht scharf abgewiesen. So war dieser Streitfall in dem ewig währenden Kampfe zwischen dem Königtum und dem Priestertum vom König zwar eines Herrschers und Mannes würdig, aber doch leider nur persönlich, nicht nach Möglichkeit grundsätzlich, ausgetragen.

Wie Friedrich der Große einst von rechtswegen die Erzbischöfe Sinzendorf und Schaffgotsch aus Breslau hatte entfernen lassen, so war auch sein Großneffe nach altpreußischer Gesetzgebung befugt, den widersetzlichen Erzbischof, wie auch einige Monate später aus ähnlichem Grunde den Erzbischof Dunin von Posen, durch einen Verhaftsbefehl unschädlich zu machen, wenn auch die Zeit verwandelt war und dies Recht der absoluten Krone nicht mehr im Rechtsbewußtsein lebte und vielen bereits als Willkür erschien.

Schwetschke stimmte, wie gesagt, dem Vorgehen seines Königs aus voller Überzeugung zu, denn jeder herrschsüchtige Geistliche, mag es der Papst oder der einfachste Pfarrer sein, muß es sich klar machen — und wenn er es nicht tut, muß es ihm die Staatsgewalt fühlbar beibringen, — daß er immer nur ein Teil des Ganzen ist, der den oft nur recht engen Kreis „seiner" Gläubigen im Staate vertreten kann, während das Staatswesen, als Vertreter des gesamten Volkes, Recht und Macht der Herrschaft über jede einzelne Glaubensgesellschaft haben muß, soweit das Wohl des Ganzen es erfordert, das immer die suprema lex vitae bleibt.

Die eifrigen Bemühungen des Königs, die anderen evangelischen Fürsten Deutschlands zu einem, von der Kurie am meisten gefürchteten gemeinsamen Vorgehen gegen Rom zu bewegen, schlugen fehl. Die Mehrzahl der Fürsten war mit seinem Verfahren einverstanden, aber an irgend eine Beihilfe dachte Niemand. Denn nach Weisung aus Rom

verhielt sich der Klerus in den kleinen Staaten ganz still und befolgte unbedenklich dieselben Gesetze, die er in Preußen als tyrannisch bekämpfte! Wer konnte also den Schwachen zumuten, daß sie sich ohne Not Verlegenheiten bereiteten durch Störung ihres kirchlichen Friedens, um dem Starken zu helfen? Die deutsche Kirchenpolitik war seit dem Wiener Kongresse dem nackten Partikularismus verfallen.

Ob sie sich jetzt endlich im neuen Deutschen Reich erneut zu einem kräftigen Vorgehen gegen das stets zu Un- und Übergriffen geneigte Papsttum aufraffen wird? Im eigenen Lager ist der Papstkirche wieder einmal ein Kampf mit denkenden Mitgliedern, den „Modernisten", entstanden. Soweit diese Wahrheitsforscher Professoren sind, sind sie Staatsbeamte, und der Staat hat das Recht und die Pflicht, ihre Lehrfreiheit gegen den geistlosen römischen Lehrzwang zu schützen. Die preußische Regierung hat sich bis jetzt (16. Februar 1908) auf diesen Standpunkt gestellt. In Bayern dagegen herrscht, durch eines der unglückseligen Konkordate begünstigt, das römische Zentrum, und mit Bezug auf die von ihm beabsichtigte Entfernung des kühnen Kritikers, Professor Schnitzer in München, von seinem Lehrstuhle, schrieb die Badische Landeszeitung vom 13. 2. zutreffend: „Bald wird man wissen, ob Bayern noch ein deutscher Bundesstaat unter dem Szepter der Wittelsbacher oder nur eine römische Kirchenprovinz ist". Mag dieser Fall aber auch günstig für den Staat auslaufen, was kaum anzunehmen ist, — eine Schwalbe macht doch noch keinen Sommer.

Rom kann noch immer in großem Maße, trotz der starken Verluste, die es durch die Trennung der griechischen, der evangelischen, der altkatholischen und verschiedener anderer kleinerer Glaubensgemeinschaften von ihm im Laufe der Zeit gehabt hat (weshalb es sich, dem Wortsinne nach, schon längst nicht mehr „katholisch"-christlich nennen kann), auf eine große Schar Höriger blicken, die befangen ist von der Macht der Gewohnheit und der Gewissensträgheit im Menschen.

Es ist zwar in Deutschland die geschichtliche Kenntnis ein Gemeingut vieler gebildeter Katholiken, daß die Burg des römischen Papsttums auf einem „Berg" von geschichtlichen „Fälschungen" errichtet ist, — oder war Petrus, dessen Nachfolger die Päpste als römische Bischöfe zu sein vorgeben, jemals nachweisbar Bischof von Rom? Und wies Christus, dessen Statthalter die weltherrschsüchtigen Päpste zu sein vorgeben, nicht ein Reich dieser Welt von sich weit ab?? 2c., 2c., 2c. (vergl. hierzu Hegemann's in mehr als 19 Auflgen erschienenes verdienstvolles Schriftchen mit Zusammenstellung der päpstlichen Fälschungen (151 b).

Aber, bevor nicht wenigstens diese gebildeten Katholiken, unterstützt von dem Wahrheits-Sinn und -Mut „moderner“, d. h. aufgeklärter deutscher Stadt- und Staats-Obrigkeiten und Universitäten, sich **beharrlich** in immer weiteren Kreisen dazu aufrichten, ihre Erkenntnis in die heilige Willenstat umzusetzen und sich offen von dem von Grund aus gefälschten Christentum der Päpste und ihren „nur durch Lug und Trug“ errungenen und zu erhaltenden Weltherrschafts-Ansprüchen loszusagen — eher wird keine Sicherung des Deutschen Reiches und seiner, wie jeder anderen humanen, d. h. wahren menschlichen, Geisteskultur vor einer empörenden oder verblödenden Sklaverei unter der wahrheitsfeindlichen Weltanschauung des römischen Papsttums eintreten.

Der „schließliche Untergang“ des Papsttums ist zwar dem römischen Kirchenrechtslehrer W a h r m u n d in Innsbruck nun „nicht mehr zweifelhaft“. Schwächung dieses Papsttums — durch größere Ausbreitung des besseren Verständnisses für christliche und menschliche Wahrheit — hoffentlich!! Aber Untergang? Die Übel verschwinden nie ganz aus der Welt. Und so lange Regierende wie Regierte, was vorläufig wohl nicht aufhören wird, den Vorsteher der römischen Glaubensgemeinschaft als depossedierten exrex des Kirchen„staates“ mit seinen „Staatssekretären“, „Legaten“, „Ordensgeneralen“, Kirchen„provinzen“ usw., obgleich ein Haupt eines fremden Staates ohne Land im Staate, doch gewissermaßen als einen ihnen an Rang Gleichen, oder mit scheuer Ehrfurcht gar als einen Übermenschen behandeln, so lange wird sein Herrschwahn und seine Herrschmacht erst recht nicht gebrochen — und Deutschland wird z. T. der schadenfrohen Welt weiter das traurige, wenn man will: traurig-lächerliche, Schauspiel großen Wollens und kleinen, oder auch gar keinen, Könnens einem jesuitisch-päpstlichen Fingerwink zuwider bieten, unwürdig jedes deutschen Selbstgefühles!

Solch Verhalten ist nur bei manchen armen Geistlichen zu entschuldigen. Gingen ihnen doch schon 1870 die Bischöfe Deutschlands mit leuchtendem Beispiel rechtgläubiger Ohnmacht voran, als sie sich der herannahenden Unfehlbarkeit des Papstes aus Überzeugung mannlich w i d e r s e t z t e n, die trotzdem erschienene jedoch ebenso mannlich in ihre Überzeugung aufnahmen! Jetzt sollen sie sich ja wieder in einem geheimen Schreiben an den Papst g e g e n dessen, öffentlich von ihnen g e b i l l i g t e Verfolgung des „Modernismus“ gewendet haben. Öffentlich hätten sie sich also schon nicht mehr mit ihrer abweichenden Ansicht hervorgewagt. Kürzlich las ich die Betrachtung: „D e r G e s c h e i t e r e g i b t n a c h! Eine traurige Wahrheit — sie begründet die Weltherrschaft der Dummheit“. — —

Ehe wir von unserer Darstellung des 1837 neu begonnenen Kampfes zwischen Scholastizismus und Humanismus, zwischen Rom und Deutschland, und von der immerhin schweren Niederlage des bedeutendsten römisch-deutschen Kirchen-Gewaltigen scheiden, muß ich noch ein klassisches Nachspiel erwähnen, welches die Angelegenheit etwa ein halbes Jahr später fand. Dies trieb offenbar Schwetschke zu seinem ersten Latinum: einer witzigen Behandlung der Sache in Roms Sprache selbst: Es war die polizeiliche Entdeckung und regierungsseitige Veröffentlichung von drei Briefen Michaelis', des erzbischöflichen Kaplans und Geheimsekretärs, dreier epistolae obscuri viri, die, nach ihren persönlichen Beziehungen betrachtet, geeignet waren, wie ein heiteres Satyrspiel nach der Tragödie zu wirken, etwa mit dem Titel zu versehen: „Klerikale Offenherzigkeiten" oder

„Jesuiten-Einschmuggelung in Preußen"

oder „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein". An diese kleine Überraschung Roms durch die preußische Regierung erinnert eine ähnliche, für das Papsttum unangenehme in unseren Tagen: die famose Haussuchung der französischen Regierung in der ehemaligen päpstlichen Nuntiatur in Paris im Dezember 1906 und die darauf erfolgende Ausweisung des päpstlichen Sekretärs Montagnini aus Frankreich. — Die Briefe waren an den Pfarrer Binterim zu Bilk bei Düsseldorf, „D. der Theologie, Ritter des päpstlichen Ordens vom Goldenen Sporn", gerichtet, der selbst wegen ungebührlichen Tadelns der Landesgesetze zu sechsmonatlicher Festungshaft verurteilt wurde. Der Courier druckte sie am 10. Mai 1838 aus der Preußischen Staatszeitung ab, und ich gebe im Nachstehenden einige Auszüge aus ihnen wieder.

Aus dem 1. Brief. — Cöln, den 7. April 1837.

> . . . . . „Es wäre (sed tantum inter nos) uns eine große Freude, einige Jesuiten herein zu schmuggeln. Wüßten Sie einige, die Deutsch geläufig sprechen? Aus der Schweiz oder aus Rom würde zu auffallend sein. Sprechen Sie doch darüber insgeheim mit P. Schulten. Sind einige ausfindig gemacht, so muß man überlegen, wie das Weitere anzufangen ist . . . doch halten Sie diesen obscuren Brief ja geheim. Mich Ihrem Gebet empfehlend
>
> verbleibe ich Ihr ergebenster Freund
> Eduard M."

Aus dem 2. Brief. — Cöln, den 2. Mai 1837.

. . . . . „Die Zeit ist reif, man muß mit Gewalt Alles ergreifen. Hören Sie, wie weit die Sache gediehen ist. Der H. Erzbischof giebt zu Allem seinen Segen, thut aber einstweilen bei allem noch die Augen zu, sodaß die Unternehmung nur eine Privatunternehmung ist". Der Briefschreiber verheißt, vier Jesuiten in Köln, einen in Bonn unterzubringen. Mit einigen talentvollen Knaben und talentvollen Theologen in Bonn will er einen „Glaubensbund" errichten und ihn mit den Kölner Jesuiten in Verbindung bringen. Von Rom werden zwei Jesuiten erwartet (die anfängliche Scheu, daß römische Jesuiten zu auffallend sein würden, war also überwunden). Der jüngere von zwei ihm bekannten „Preußen" (Bezeichnung der Alt-Preußen in den preußisch gewordenen Rheinlanden) in Nivelle, Joseph von Hamm, soll möglichst schnell nach Cöln befördert werden. „Er kann zur Sicherheit ein ärztliches Attest mitbringen, welches ihm vorschreibt, am Rheine zu wohnen. Der Herr Erzbischof wünscht sehr, daß alle Wallfahrten wieder ins Leben treten. . ." Am Schluß des Briefes steht unter dem Datum: „o. a. m. D. g. Der Sicherheit wegen nicht frei. Thun Sie es ebenso".

Aus dem 3. Brief. — Cöln, den 15. Juni 1837.

. . . . . „Sie glauben garnicht, wie großes Gewicht zu Berlin Zeitungsartikel haben . . es müßte besonders hervorgehoben werden, wie jede Beschränkung und Hemmung der Kirchenautorität, die Auflösung des Bandes des Gehorsams gegen Bischöfe und den Papst, die Grundfesten des Staates untergraben muß, das ist ein argumentum ad hominem. . . Die Entwicklung der Wallfahrtsangelegenheit nach Kevelaar macht mir große Freude. Daß der S . . . . g in Berlin*) von jeher unter dem Scheine eines guten Katholiken die Pest für unsere Kirchenfreiheit gewesen ist, ist hier wohl bekannt. Aber er getraut sich hier auch nicht. — Der gute Fortgang der Missionssachen freut mich; gewiß, es wird

*) Geh. Rat Schmedding, der Berichterstatter für die katholischen Kirchensachen im Kultusministerium. Ein preußischer Patriot, aber mit den Jahren der vom pietistisch-romantischen Kronprinzen, späteren Friedrich Wilhelm IV., begünstigten, mächtig aufsteigenden ultramontanen Partei immer näher tretend, halb klerikal. (Treitschke).

glücken, durch ganz Rheinland, in Westfalen die Gesellschaft [Jesu] auszubreiten. Ich erwarte mit jedem Tage zweitausend Missionszettelchen: es wird hier in Cöln gut gehen. Doch darüber mündlich...

„Oremus pro matre nostra dilectissima pressa". [„Beten wir für unsere geliebteste unterdrückte Mutter d. h. die Kirche, — die alte Heuchelei der Römlinge].

Und die „Gesellschaft", berufen, um der staatlichen Ordnung eine Grube zu graben, hatte es in einem halben Jährchen fertig gebracht, ihren Schirmherrn, den Herrn Erzbischof, nebst seinem Heißsporn selbst in profunda zu befördern. — —

Von den Zeit-, Orts- und Streitgenossen Schwetschkes im Kampfe gegen den Romanismus liegt hier am nächsten, Arnold Ruges Stimme hervorzuheben. Dieser, nachdem er den Sturm und Drang seiner Jünglingsbundesjahre mit einjähriger Untersuchungshaft in Köpenick und fünfjähriger Festungsstrafe in Kolberg gebüßt, hatte durch seinen Wiedereintritt „in Reih und Glied" des bürgerlichen Lebens, nach seinem burschikosen Ausdruck, „mit dem Polizeistaat wieder angebunden", dabei aber in Preußen das gewiesene Bollwerk des Protestantismus, der Geistesfreiheit, gesehen. Er war 1830 nach Halle übergesiedelt, war dort auf Fürsprache des Waisenhausdirektors, des jüngeren Niemeyer, eine zeitlang als Lehrer am Pädagogium tätig gewesen und hatte sich 1834 als Privatdozent der Philosophie an der Universität habilitiert. Im November 1839 aber legte er diese Stellung nieder, weil er trotz Altensteins früherer Zusage aus Rücksicht auf die kronprinzlichen Anschauungen nicht zum Professor befördert wurde und weil es seine Umstände erlaubten — er war durch eine reiche Heirat mit der Tochter des verstorbenen Professors Düffer ein sehr vermögender Mann geworden, — „daß er der Ehre und der Selbständigkeit folgen durfte". Im gleichen Jahre hatte er eine Schrift „Preußen und die Reaktion" veröffentlicht, nachdem die Reaktion mit dem Zurückweichen der Staatsgewalt vor Rom und dem Aufkommen des evangelischen neuen Pietismus, beides unterstützt vom Kronprinzen, immer mehr zu wachsen drohte. Ein hervorragendes Kampfesmittel hatte er in den, seit 1838 mit seinem Freunde, dem Lehrer am Pädagogium, Schriftsteller und Ästhetiker Echtermeyer in Halle halb auf gemeinsame Kosten, halb auf die des Verlegers Otto Wigand in Leipzig herausgegebenen, „Hallischen Jahrbüchern für deutsche Kunst und Wissenschaft", der damals bedeutendsten literarisch-kritischen philosophischen Zeitschrift von scharfer, kriegerischer Tonart. Doch sollten die Jahr-

bücher sich nicht blos theoretisch mit Kunst und Wissenschaft beschäftigen. Zur Ästhetik hatte Ruge, nach Schrader, mehr Neigung als Befähigung; er hatte über Platons Ästhetik „nicht eben gründlich" und eine „Vorschule der Ästhetik mit besonderem Hinweis auf das Komische" geschrieben; aber „nicht sowohl die künstlerische Form, als der Stoff und allenfalls dessen geistige Auffassung nahmen seine Teilnahme in Anspruch". Das Geistesleben der Gegenwart geistig wiedergeboren sollte nach Ruges Meinung in dem Blatte zum Vorschein kommen, während Echtermeyer namentlich „das Verhältnis der Philosophie zur bevorstehenden politischen Umwälzung" betonte, indem die Jahrbücher die Aufgabe haben sollten: „die Romantik kritisiren, die Welt der freien Gedanken geläufig machen und noch einmal die Rolle der Philosophie spielen, daß sie die Revolution vorbereite" — wie im 18. Jahrhundert in Frankreich. Echtermeyers Aufforderung an den für einen Augenblick sich sträubenden Ruge schloß etwa: „Sei kein Thor! Was nöthig ist, geschieht ja doch. Die Arbeit werden andere thun, die zu unserer nicht taugen". (A. f. Z. 4, 443 ff). In dieser Zeitschrift nun, „die nicht bloß die Entwicklung begleitete, sondern unmittelbar die Entwicklung des philosophischen und des allgemeinen Zeitgeistes selbst war, — und wir hatten die Ehre, dies zum ersten Male in der Weltgeschichte zu leisten" — so meint Ruge in edlem Selbstbewußtsein — hatte er u. a. auch einen von D. F. Strauß, dem Verfasser des Lebens Jesu, gelobten Aufsatz „der Pietismus und die Jesuiten" veröffentlicht.

„Der Fortschritt zur vollen philosophischen Freiheit", berichtet er ein andermal, „aus dem Theologisieren heraus wurde gemacht in der Anerkennung der Feuerbachschen Kritik desselben durch sein epochemachendes Buch „Das Wesen des Christentums"; der Fortschritt zur vollen politischen Freiheit geschah in dem Aufsatz „Streckfuß und das Preußentum" von einem Wirtemberger, d. h. von Ruge selbst. Es ist interessant und die Gerechtigkeit erfordert es, Ruge fast drei Jahrzehnte später, 1867 im vierten Band seines „Aus früherer Zeit", sich über den Inhalt des Aufsatzes unter Anderem befriedigt äußern zu hören: „Ich ließ den Wirtemberger die volle politische Freiheit schildern und sagen, die absolute Monarchie sei politischer Katholizismus (indem sie den freien Geist, wie Rom Gott und die Wahrheit, für sich behalten wolle) und ein Abfall Preußens von seinem wahren Wesen, ein Aufgeben seiner Macht und Führerschaft im freien Deutschland, worin die Gefahr seines Unterganges läge. Wer sein eignes Prinzip verläßt, verdient nicht zu existiren. Der Aufsatz enthält noch heutiges

Tages die einzig richtige Politik Preußens. Das Mißverstehen seiner eigentlichen wesentlichen Aufgabe, der politischen Freiheit, hat Preußen an den Rand des Verderbens gebracht und es giebt keinen anderen Weg der Rettung, als den einer völligen Umkehr zur Feindschaft gegen das konterrevolutionäre österreichische Prinzip. Der Krieg von 1866 gegen Östreich ist der Anfang einer solchen Umkehr gewesen, wie wir sie schon damals 1839 verlangten". Ruge tat überhaupt, da Freund Echtermeyer durch bald eintretende lange Krankheit von größerer Mitarbeit abgehalten wurde, mit lebhaftem Eifer und selbstlosester rücksichtsloser Hingabe an sein Ideal der Freiheit zur Unterstützung „der männlichen Richtung des Geistes, der Tapferkeit und Wahrheit" Alles, was in persönlicher Anstrengung, in Heranziehung und mit Unterstützung Anderer ihm möglich war, um „das Wesen des, die freie Wissenschaft stiefmütterlich behandelnden, Staates geltend zu machen gegen das Unwesen des Obscurantismus (um dies alte Wort wieder aufzuwecken") (151c).

Ein besonders ausgebreitetes Interesse erregte der unter der Bezeichnung Leo-Hegelsche bekannte Streit, den Ruge in den Jahrbüchern — im Courier ist er ebenfalls, wie der pietistisch-rationalistische des Jahres 1830, nicht erwähnt — gegen den pietistischen hallischen Geschichtsprofessor Heinrich Leo führte, „diesen Vorkämpfer der gröbsten politischen und religiösen Reaktion, der sich — als Evangelischer! — durch das Lob Albas, durch seine Polemik gegen die Reformation und Revolution besonders bei den Katholiken einen Ruf erworben hatte". (A. f. Z. 4, 476). Viele bedeutende Geister der damaligen literarischen Welt, wie J. G. Droysen, Franz Kugler, Jakob Grimm, Adolf Stahr, Reinhold Köstlin, David Friedrich Strauß, Friedrich Vischer und verschiedene andere waren Mitarbeiter der Jahrbücher.

Schwetschke, obgleich er dem radikalen Freunde völlig weder in Religion, noch in Politik, auch nicht in der Beurteilung der schönen Literatur folgen mochte, erkannte doch noch vierzig Jahre später Ruges Unternehmen begeistert an, indem er von ihm schrieb (Jubiläumsausgabe der Novae Epistolae obsc. vir. 1878 S. 10): „Bald trat er nun auf einem anderen Felde, als dem der Dichtkunst, glänzend und epochemachend auf: seine Hallischen, später Deutschen, Jahrbücher sind das Werk, welches seinen Namen in der Geschichte der deutschen, ja der allgemeinen Literatur verewigt". Als Humorist fügte er hinzu: „Nebenbei biß er sich damals und auch später mit Gegnern von rechts und links kräftigst herum, mit Heinrich Leo ebenso, wie mit Vater Jahn, der einst von einem Gegner (151d) äußerte, seine Seele sei so schwarz,

daß selbst der Teufel sie nicht zum — wisch gebrauchen möchte; mit Prutz ebenso, wie mit „Roßlieb" [Philipp] Wackernagel, dem

> die hohen adligen Gestalten
> am Rheinstrom auf- und niederwallten,

wozu Ruge spottend hinzufügte: und die dummen Kaufleute niederwurfen usw. usw."

Der wiedererwachte nationale Geist, aufs höchste verletzt durch den vom Deutschen Bund ungesühnten Rechtsbruch des hannöverschen Königs, wie gedrückt durch das traurige Zurückweichen der preußischen und der übrigen deutschen Regierungen vor einem grundsätzlichen, einigen Kampfe mit Rom, suchte und fand vor, neben und nach dem, seit November 1837 zu Tage getretenen, heftigen politischen und kirchlichen Gegenwartskämpfen Aufrichtung in erhebenden Erinnerungsfeiern an große vaterländische Zeiten; an die Helden und Heldentaten der Befreiungskriege, an Hermann den Cherusker, den ersten Befreier Deutschlands, an die Thronbesteigung Friedrichs des Großen und an die, den menschlichen Geist befreiende, deutsche Erfindung Gutenbergs. Mit voller Wärme gab sich Schwetschke und sein Courier diesen großen vaterländischen, ja menschheitsgeschichtlichen Erinnerungen hin. Zuerst den, hauptsächlich in Preußen gefeierten

„Festen der Freiwilligen von 1813, 1814, 1815",

d. h. festlichen Zusammenkünften der lebenden Kriegsfreiwilligen der großen Zeit der Befreiung vom Franzosenjoch. Es war eine Reihe höchst erfreulicher Äußerungen der Zusammengehörigkeit von Volk und König mit dem Hintergrunde nötigenfalls erneuter Kampfbereitschaft gegen das, unter Ludwig Philipp immer unruhiger werdende, französische Nachbarvolk. So rechtfertigt sich der nachfolgende Überblick über die Feiern auch heute noch.

Auch in Halle, nachdem bereits die Hauptstädte des Reiches und der Provinz Pommern, Berlin und Stettin, die alljährliche Feier solcher Feste angeordnet hatten, war am 17. März 1836 das Gedächtnis des Aufrufs des Königs „An mein Volk" vom Jahre 1813 zur Erhebung gegen den welschen Zwingherrn durch fröhliche Tafelvereinigung von 143 ehemaligen freiwilligen Vaterlandskämpfern aus Halle und dessen näherer und weiterer Umgebung festlich begangen worden. In welchem Geiste die von einem Ausschuß angesehener Männer vorbereitete und geleitete Feier stattfand, zeigen die trefflichen Worte aus der Einleitung

eines über das Fest (wohl bei dem Teilnehmer Ruff) erschienenen Sonderberichts: „Große weltgeschichtliche Ereignisse, an welchem der Einzelne sich seines Anteils bewußt ist, erteilen dem ganzen Leben eine Weihe, welche durch keine Zeit vertilgt werden kann. . . . Alle, denen thätig mitzuwirken an dem großen Werke der Befreiung und Erhebung des geliebten Vaterlandes vergönnt war, sie alle wissen, welchen Schatz von Erinnerungen sie in ihrem Herzen tragen, der, so oft sie ihn mustern, ein zauberisches Licht über alle Schatten der Gegenwart und selbst der Zukunft verbreitet. Gemeinschaftliche, mit Austausch verbundene Musterungen dieser Art . . . können auch dem Auslande als Spiegel dienen unserer tiefgewurzelten Liebe zu König und Vaterland. . . . Vor vielen Städten der Monarchie hatte Halle zu einem solchen Feste Beruf, Halle, „die treu erprobte Stadt, die schon zu Schills und Braunschweigs Heldenzügen zahlreiche Streiter gesendet hatte, die im Frühling 1813 als ein glänzendes Vorbild der Schild-Erhebung in den abgerissenen, ehemaligen preußischen Landesteilen hervorleuchtete". — Zahlreicher aber noch war die Beteiligung zwei Jahre später 1838, wo 241, fast hundert Veteranen mehr, aus allen Ständen der Bevölkerung erschienen waren. Hoch und Nieder aus Angehörigen entgegengesetzter Berufs- und Wirkungskreise: Regierungspräsident und Chaussee-Einnehmer, Professor und Pedell, Offizier und Schneidermeister, Bürgermeister und einfacher „Einwohner", Oberlandesgerichtsrat und Exekutor, Oberbergrat und Hüttenschreiber, Oberamtmann und einfacher „Anspänner" oder „Ackermann", Ökonom und Schiffer, Pastor und Gastwirt, Geheimer Hofrat und Journalist, Fabrikant und Handarbeiter, Handwerksmeister und Kaufmann usw. usw., wie sie die Liste der Teilnehmer in dem ebenfalls ohne nähere Bezeichnungen erschienenen Sonderberichte (152) aufweist, — alle freuten sie sich einmütig diesmal ganz besonders der großen vaterländischen Erinnerung. War doch ein volles Vierteljahrhundert, ein festlicher Zeitabschnitt, verflossen, seit sie das Vaterland mit befreien halfen. Daher wurden auch die Feiern dieses Jahres mehrfach bildlich als Silberhochzeiten bezeichnet. Die zwölf ehemaligen Freiwilligen, die das Fest vorbereiteten — zum Teil noch jetzt in Halle und darüber hinaus bekannte und durch Nachkommen wohl vertretene Namen — waren: der Stadtrat Wucherer (eine Straße ist nach ihm benannt), der Oberbergrat Perleberg, der Professor und Domprediger Blanc, die Professoren Eiselen, Franke, Archidiakonus an der Marienkirche und Geschichtsschreiber der Halleschen Reformation, und Friedländer, der Major Baron de la Motte Fouqué (der von 1831 bis 1842 in Halle lebende Dichter der Freiheitskriege), die Doktoren der

Medizin Guticke und Hertzberg (Vater des Hallischen Geschichtsschreibers), der Papierfabrikant Keferstein (Kröllwitz), der Kriminalaktuar Nehmiz und der Oberbergamtssekretär Nehmiz. Mit Verlesung des ergreifenden Aufrufs an mein Volk durch den Erstgenannten wurde das festliche, um 1 Uhr beginnende Mittagsmahl eröffnet, und dann sprachen verhältnismäßig kurz, in wohltuendem Gegensatz zu späteren Zeiten, Blanc auf den König und sein Haus, Franke auf das Vaterland und das Heer „Linie und Landwehr", Fouqué auf die Heerführer, Eiselen auf die gebliebenen und gestorbenen Krieger, Friedländer auf die Frauen und Jungfrauen jener Zeit. Vaterlands-, Freiheits- und Königsliebe waren im schönen Einklang der Grundton dieser und anderer ernster und heiterer Reden, aus denen noch die, mit freudigem Beifall begrüßte, extemporierte Rede des Ober-Landesgerichts-Rates von Mühlenfels aus Naumburg hervorzuheben ist, der auf die wichtige Beziehung Preußens zu dem großen deutschen Vaterlande hinwies.

Ein freundlicher Zwischenfall versetzte gleich Anfangs die Feiernden in die volle, echte Stimmung der Befreiungskriege zurück. Die eben erst nach Verlesung des Aufrufs an mein Volk begonnene Tafel wurde nämlich sehr bald auf kurze Zeit wieder unterbrochen, aber auf eine sehr heitere, und zugleich ergreifende Weise beim vorgesehenen Gesang des Fouquéschen Liedes, das den echten Geist der großen Tage atmet: „Frisch auf! zum fröhlichen Jagen, es ist nun an der Zeit". Denn kaum, so heißt es in dem erwähnten Sonderbericht, kaum hatte es sich im Saale verbreitet, daß sich der Dichter selbst unter den Anwesenden befände, als man über ihm Gesang und Musik vergaß und in ein stürmisches Lebehoch ausbrach. Gerührt empfing der greise Sänger diese plötzliche und wahre Huldigung, und auf einmal trat die ganze Eigentümlichkeit des verhängnisvollen Kampfes der Jahre 1813, 1814 und 1815 vor die Seele Aller. Sie sahen in dem Krieger zugleich den Dichter und Sänger, wie ihnen damals der Krieg in seiner poetischen Gestalt, durch Dichtkunst und Gesang verherrlicht, erschienen war".

Sehr viele Freiwilligenfeste hatten in einer großen Zahl von Orten bereits am 3. Februar stattgefunden, da an diesem Tage 1813 der erste Aufruf des Königs zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erfolgt war, woraufhin vor allem das Lützowsche Freikorps entstand. Die Freiwilligen-Feiern fanden aber auch in anderen Monaten des großen Jubeljahres statt. So in Hausberge an der Porta Westfalica, wo sich zweihundert Teilnehmer im Juni, anknüpfend an die Schlacht bei Bellealliance, zusammenfanden; so in Wettin im Saalkreise, wo etwa fünfzig Krieger im Oktober ihre Feier mit dem Ge-

dächtnis der Leipziger Völkerschlacht verbanden. In Köln, der Stadt des abgesetzten Erzbischofs, war am 3. Februar ein Freiwilligenfest gefeiert, im Auftrage des festordnenden Komités beschrieben von dem Dichter **Carl Immermann**, Landgerichtsrat zu Düsseldorf und ehemaligem Freiwilligen des Leib-Infanterie-Regiments. Hier hatten sich 281 Freiwillige aus der rheinischen Hauptstadt und Umgebung eingefunden. Unter den zweiunddreißig geladenen Ehrengästen, zu denen der Prinz Friedrich von Preußen und der alte Arndt zählten, glänzten der Domprobst, Weihbischof Freiherr von Beyer und der Domdechant, Generalvikar und Kapitular-Verweser des Erzbistums Dr. Hüsge nebst wenigen Anderen durch ihre Abwesenheit. Bei der gemeinsamen begeisterten Freude der Erinnerung an die glückliche Errettung des geliebten, großen deutschen Vaterlandes aus wirklicher, schwerer Lebensgefahr vergaß Jedermann gern und leicht die eingebildeten Nöte der engherzigen, nur an sich denkenden, wie gewöhnlich den Ketzern Fluch und Verderben anwünschenden Papstkirche und das, erst wenige Monate vorher erlittene Mißgeschick ihres Kölnischen Statthalters. In dem Nachwort seines Berichtes, dessen Teilnehmerliste sich dadurch auszeichnet, daß sie die Freiheitskämpfer nach ihren ehemaligen Truppenteilen geordnet angibt, sagt Immermann: „Ich habe manches Fest erlebt, aber ein solches noch nicht. So meinen auch Andere. An unserem Tage klang alles harmonisch zusammen. Kein herber Ton wurde vernehmbar, keines Zerwürfnisses wurde gedacht". Und der idyllisch gestimmte Dichter spricht aus den Worten: „**Das** adelte zumeist das Fest, daß der Geist der Liebe darüber schwebte, welcher denn doch zuletzt der beste Überwinder jedes Gegners bleibt". Anderer kräftigerer Meinung ist dagegen der Dichter Karl Kehr aus Köln in einem eingesandten Liede, das mit anderen nicht gesungenen dem Berichte angehängt worden ist; hier heißt es: „Dem Vaterland und unserm König Treue! Wenn treuvereint wir fest zusammenhalten, gesichert bleibt dann unser höchstes Gut.

Und reget sich der Zwietracht Schreckenshyder,
Mit Macht tritt der Freiwillige sie nieder;
Wenn's gilt für Wahrheit, Recht und deutschen Heerd,
Dann schützt vor Schmach der Tatkraft innerer Wert".

Soweit sich aus dem Bericht über „das Jubelfest der Freiwilligen in Halle" erkennen läßt, ist auch hier in der gut evangelischen Stadt bei den Festreden des begonnenen wichtigen Kampfes zwischen Preußen-Deutschland und Rom nicht gedacht. Nur die Stelle der Eröffnungs-

rede Blancs auf den König und sein Haus konnte darauf hindeuten: „möge es dem König gelingen, durch Gerechtigkeit, Weisheit und Festigkeit jeden Schatten des Unfriedens innerhalb unserer Grenzen zu zerstreuen". Dazu vielleicht noch in der Rede Frankes das Lob des preußischen Volkes: „Stehet es doch um den Thron seines greisen Vaters da, wie er selbst, geehret und geliebt oder doch beneidet und gefürchtet von der Erde Völkern, ein mächtiger Fels, auf den die Guten bauen, ein wacher Hüter über Recht und Freiheit, vor dem die Bösen zittern. Denn es ist stark in sich selbst". Und er fährt fort: „noch lebt in unsern Kriegern der Heldengeist, der in den Freiheitskämpfen den alten Preußenruhm aus Friedrichs Zeit mit neuem Glanz, mit frischem Lorbeer schmückte. Denn er ist sorgsam genähret und bewahret worden von den Männern, die in jenen Kämpfen standen und seitdem entweder unsere jungen Krieger bildeten oder des Friedens Werke trieben".

Liedertexte enthält der hallische Festbericht leider nicht. Waren doch auch wenigstens die meisten, nach den angeführten Anfängen zu urteilen, bekannt. Um so erfreulicher ist es, daß sich ein Festgedicht Schwetschkes erhalten hat, das er dem zweifellos auch von ihm verfaßten Festbericht im Courier folgen ließ. Denn wie Kampfesernst und Zorn gegen die Feinde des freien deutschen und evangelischen Geistes, die beiden Auguste von Hannover und von Köln ihm die Leyer in den Arm drückten, so tat es auch die glühende Vaterlandsliebe und der bei den Freiwilligen-Festen neuerwachte Geist der großen Freiheitskämpfe, den er als Knabe in sich aufgenommen hatte. Dazu die Begeisterung für die alten, wackeren ihm wohl meist persönlich bekannten und zum großen Teile, wie Wucherer, Guticke, Hertzberg, Franke, Blanc, Keferstein und viele Andere, dem Hause Schwetschke freundschaftlich nahestehenden Freiheitskämpfer seiner Stadt, denen er in seinem Gedicht „Die Silberhochzeit" voller hingebender Teilnahme zurief:

So sei're hell in Wonne die Liebe, die nicht läßt,
Mit ihren Auserwählten das Silberhochzeitsfest,
Und Jeder, der aus Hermanns geweihtem Stamm entsproß,
Der sei bei eurer Freude mitfeiernd ein Genoß.
Mit euch in Liebe stehen soll er, zum Kampf bereit;
Dem Falschen und dem Schlechten, dem gelte ew'ger Streit.
Und alles edle Walten, das nach dem Höchsten zielt,
Das sei in deutschen Herzen empfunden und gefühlt . .
Und ruft der König wieder, wenn Schlachtenmorgen graut,
Dann schall es rings wie heute: „Hurrah, Du Eisenbraut".

Wir teilen das ganze Gedicht im betreffenden Abschnitt mit. — Seinen Festbericht schließt er feurig und deutschgesinnt, wie die älteren amtlichen Festredner mit jugendlicher, teilweise überströmender, Begeisterung in leidenschaftlicher Sprache für die volle Selbständigkeit des geliebten Vaterlandes gegenüber Frankreich, wie gegenüber Rom: „Das Fest, dessen Beziehungen sich an das größte Ereignis deutscher Geschichte, die Befreiung des Vaterlandes von fremder, schmählicher Zwingherrschaft, knüpften, endigte so schön und erhebend, wie es begann, und ewig mag die glühende Erinnerung an solche Feier in den Herzen der Nachkommen fortleben, die gleich ihren heldenmütigen Vorfahren von ewigem und unaustilgbarem **Hasse** gegen **fremde** Unmaßung — sie komme jenseits des Rheines oder über die Berge her — erfüllt sein mögen! Ewig sei **Deutschland** eine **Selbstherrscherin**!" — Hier sehen wir das Schwetschke stets vorschwebende Ideal für sein deutsches Vaterland: Die vollste Selbständigkeit deutscher Macht und deutschen Geistes!

Sehr willkommen fiel in die Zeit der begeisterten Erinnerung an die deutsche Abschüttelung des französischen Joches die erste Aufforderung des Detmolder Hauptvereins vom 20. Februar 1838 zu Beiträgen für ein dem Cheruskerfürsten Hermann zu errichtendes

Denkmal im Teutoburger Walde.

Der prächtige, urdeutsch fühlende Bildhauer Ernst von Bandel, dem aus der großen Zeit der Befreiungskriege, in welche seine Jugend gefallen, der Gedanke des Denkmals erwachsen war, bot dem Vaterlande sein Werk und seine im eigentlichen Sinne Lebensarbeit zum Geschenk an: Das in Kupfer zu treibende riesige Standbild des Helden, „wie er nach dem Siege mit dem linken Arm auf dem Blumenschilde ruhend und unter den Füßen einen römischen Adler und das Rutenbündel, die Rechte mit dem freien Schwerte dem Rheine zugewendet erhebt" (153).

Wenn sich auch, angeregt durch die Überhebung der römischen Kirche gegen den preußischen Staat, die achtbare, aber übereifrige Meinung erhob, so lange noch eine solche geistliche Macht Roms in Deutschland vorhanden sei, habe unser Vaterland keine vollgültige Veranlassung, Hermann, dem Befreier vom Joche des alten Roms, ein Denkmal zu setzen, so fand doch der Vorschlag freudige Zustimmung bei den gelesensten deutschen Zeitschriften, und deutsche Fürsten, Städte und Stämme öffneten ihre Herzen und Hände. Unter der Überschrift: Detmold, 19. Oktober 1838, finden wir im Courier die inhaltreichen

Worte: „Von dem Berge herab, von welchem künftig das Standbild des ersten Befreiers Deutschlands, Hermanns, des Cheruskerfürsten, das freie Deutschland an Mannhaftigkeit, aufopfernde Vaterlandsliebe und Einigkeit mahnen wird, wurden gestern die beiden denkwürdigsten deutschen Kriegsereignisse, die Hermanns- und die Leipziger-Schlacht, durch Kanonenschüsse aus eroberten Geschützen von 1815 und Freudenfeuer begangen. . . . Wenn irgend ein Ereignis der deutschen Geschichte durch ein Denkmal gefeiert zu werden verdient, so ist es unstreitig die Hermannsschlacht, denn was die neuere Zeit Eigentümliches und Ausgezeichnetes in Art und Bildung hat, das steht auf dem großen Tage im Teutoburger Wald. — Die Errichtung dieses Denkmals ist eine nationale Schuld, deren Abtragung unserer Zeit vorbehalten war und ein ehrendes Zeugnis dafür giebt, daß in dieser echt deutscher Sinn lebt und vorherrscht. Was hat ein Volk auch Teureres, als seine Geschichte und die Erinnerung an die großen Taten seiner Vorzeit? Gibt es ein heiligeres Besitztum? Aus ihnen vermag es Kraft, Mut, Treue und Ausdauer zu saugen, wenn Drangsale es bedrohen und Opfer fordern. Eine solche Mahnung mag denn auch Hermann auf der Teutoburg, dessen Schwert weithin nach Osten und nach Westen blitzen wird, unsern Enkeln in ferner Zukunft sein". —

An die alte Verbindung Dänemarks mit deutschem Land und deutschem Geist erinnert die Nachricht der Zeitung aus Detmold vom April 1839: „Seit einem Jahre wurden die Unterzeichnungen für das Hermannsdenkmal eröffnet. Die ganze Summe beträgt 16 306 Taler. Kürzlich sind dazu durch den König von Dänemark, Herzog von Holstein, 200 Reichsbank-Taler und durch Beiträge der königlich dänischen Staatsminister Grafen von Moltke und Grafen von Rantzau-Breitenburg zu Kopenhagen 100 Gulden eingegangen. Bei dem günstigen Fortgang der Subskriptionen werden die im vorigen Jahre angefangenen Bauten zur Ausführung des Denkmals jetzt hoffentlich ohne Unterbrechung fortgesetzt werden". Diese Hoffnung war bekanntlich leider eine sehr trügerische. Erst nach fast vier Jahrzehnten, am 16. August 1875, allerdings unter ungeahnt glänzenden nationalen Verhältnissen, konnte der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches Hermanns Siegesmal einweihen. Der alte Schwetschke erlebte noch die Erfüllung seines Wunsches aus jüngeren Tagen und gab, wie s. Z. zu berichten sein wird, nach seiner Weise in der Sprache des besiegten Roms seiner Freude und seinem Preis des nationalen Ereignisses Ausdruck. —

Weitere bedeutsame vaterländische Erinnerungen, und zwar wiederum aus Preußens Geschichte, riefen die Vorbereitungen zur

Hundertjahrfeier der Thronbesteigung Friedrichs des Großen

wach. Bezüglich der warmen Verehrung Friedrichs des Großen seit dem Falle Preußens bei Jena erinnern wir uns des früher Gesagten. Aber nicht blos in Preußen und Norddeutschland, auch in Süddeutschland war stärker und stärker, wenn auch nur bei einzelnen aufgeklärten Geistern, die Schätzung dieses Einzigen erwacht. Am deutlichsten war sie zu Tage getreten in des Schwaben Pfizer „Briefwechsel zweier Deutschen" (1831), in dem sich die Verse finden, die Schutz und kräftige Erneuerung des deutschen Geistes durch Preußen herbeisehnten:

> Adler Friderichs des Großen!
> Gleich der Sonne decke du
> Die verlassnen Heimatlosen
> Mit der goldnen Schwinge zu!

Jetzt ging die Anregung zur Feier wohl von Friedrich Wilhelm III. selbst aus. Aufgewachsen noch unter den Augen seines königlichen Groß-Oheims, dessen Zuneigung er besaß, hatte er mit diesem zwar nicht dessen Genialität, aber doch als Grundlage seiner Persönlichkeit die durch äußeres Mißgeschick nie gebeugte Seele und sein Pflichtgefühl gegen den Staat gemein. So hatte Friedrich Wilhelm aus hoher Verehrung für seinen großen Ahnherrn bereits in den ersten Jahren seiner Regierung 1800 mit sinniger Sorgfalt die Vorarbeiten eines Denkmals für Friedrich angeordnet (154). Indes die Ausführung hatte Aufschub erlitten durch die langen kriegerischen Zeiten und die kostspielige Wachsamkeit auf die eroberungslustigen, westlichen Nachbarn. Nun aber nahte als der würdigste Zeitpunkt der Verwirklichung diese Jahrhundertfeier. Und, wie heilig dem König der Gedanke dieses — später bekanntlich von Rauch unter den Linden in Berlin ausgeführten — herrlichen Denkmals war, das bezeugte, um dies schon jetzt zu erwähnen, die Eile, mit welcher er in schon hinsinkender Kraft wenige Tage vor seinem Tode die Grundsteinlegung anordnete, die er nur teilweise vom Fenster seines Palastes aus noch sehen konnte. Doch hatte er beruhigt den Beginn der sicheren Vollendung seines Lebenswunsches mit eigenen Augen schauen können.

Schon mehr, denn ein Jahr zuvor, hatte eine wertvolle, literarische Gabe des ersten wissenschaftlichen Lebensbeschreibers des großen

Königs auf die vielseitige Bedeutung des bevorstehenden Jubeljahres hingewiesen. Denn bereits im Februar 1839 druckte der Courier einen Aufsatz des gelehrten Preuß „Das Jubeljahr 1840 in der preußischen Monarchie. Eine historische Erinnerung" aus dem in Berlin erscheinenden Gubitzschen Unterhaltungsblatt „Der Gesellschafter" ab. Der leitende Gedanke Preuß's ist: Der Thron, die Kirche, die Justiz, das Heer, die Provinz Schlesien, Kunst- und Wissenschaft, die Buchdruckerkunst, die Freimaurerlogen und die zweite Berliner Zeitung — alle feiern 1840 ein gemeinsames Freudenfest. Seine Ausführungen seien in Kurzem so wiedergegeben:

Die Thronjubelfeier steht oben an und umfaßt alles. Nach Erwähnung der Kurfürstenzeit heißt es: Durch den 1640 zur Regierung gekommenen großen Kurfürsten war Kurbrandenburg „ein auf moralisches Fundament gebauter historischer Staat geworden". Friedrich der Große machte von 1740 ab den historischen Staat zum welthistorischen, dessen politisches und kultur-historisches Dasein von unberechenbarem Einfluß werden mußte.

Und doch, wie ist nach wieder hundert Jahren die organische Gesetzgebung dieser unserer Monarchie eine so durch und durch andere! Hatten fünfzehn hohenzollerische Regenten in vierhundert Jahren alle inneren und äußeren Hemmnisse von sich geworfen, um in fortschreitender Entwickelung ihres Waltens zur freien Regsamkeit des Willens zu gelangen: so gab der Erbe aller dieser Vorarbeiten seit dem 9. Oktober 1807 die nun überflüssige Bevormundschaftung (so!) des Gewerbes auf, schuf einen freien Bauernstand, sein Heer aus Landeskindern und fand selbst in bedrängten Zeiten Mittel, für die geistige Erziehung seines Volkes mehr zu tun, als seine großen Ahnen in den Resten der Feudalität, im Zwange des Merkantilsystems, in dem Rest von mittelalterlicher Vormundschaft für alle Stände, aufzubringen möglich hielten.

Vom Throne aus haben folgende, im nächsten Jahre Jubiläen feiernde Schöpfungen das Leben: 1540 erließ der im Jahre vorher zur Reformation übergetretene Kurfürst Joachim II. eine neue Kirchenordnung. Ihr Druck war das erste bekannte Werk des von dem Kurfürsten im gleichen Jahre aus Wittenberg nach Berlin als erster Buchdrucker berufenen Hans Weiß. Also feiert Luthers Werk und die Berliner Buchdruckerei mit Gutenbergs Erfindung, auf deren Fittichen die 95 Thesen alle Welt durchflogen, ein sinnreiches Nebenjubiläum zu dem fürstlichen Fest. — Ebenfalls im gleichen Jahre bewerkstelligte

der Kurfürst die Reformation des **Kammergerichts** durch eine bessere Prozeßordnung. —

Das Jahr 1740 aber war ein äußerst reichhaltiges an königlichen Neuschöpfungen: „Kunst und Wissenschaft begannen aufs Neue den ihnen gebührenden Rang einzunehmen: Wiederherstellung der Akademie, Pflege der Musik (Graun, später 1741 Grundstein zum Opernhaus zeugen davon); das Heer bewährt sich in Schlesien und erlebt die Gründung des Ordens Pour le Mérite, der Garde du Corps und der Jäger; die Folter wird abgeschafft (3. Juni) und gleichzeitig Toleranz in Kirchensachen eingeführt und am 30. Juni wird auf Veranlassung Friedrichs von dem Buchhändler Haude zuerst die **zweite Zeitung Berlins** (die Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrtensachen, seit 1748 Spenersche Zeitung), herausgegeben mit dem gekrönten Adler und dem schönen Wahlspruch: „Wahrheit und Freiheit" — der sich jedoch allerdings Anfang 1743 in die anders lautenden Worte: „Mit königlicher Freiheit" verwandelte!

Und wenn diese Stiftungen und Ordnungen mehr die Gesamtheit angehen, so sind für einzelne Kreise die **Freimaurerlogen** nicht zu vergessen, eine Stiftung der Humanität, die durch Friedrich gehoben und in gewisser Art ebenfalls vom Throne ausgegangen ist. Als Friedrich zum Throne kam, bekannte er sich sogleich öffentlich zu seiner Loge „Zu den drei Weltkugeln" in Berlin, der ersten Loge von Privatpersonen. Unter seiner Regierung wurden dann noch die beiden anderen Großlogen von Deutschland gegründet: 1752 Royal York zur Freundschaft und 1754 die große Landesloge von Deutschland. Im Beginn des Jahres 1839 war die Zahl aller Logen-Mitglieder in Preußen und in den anderen sich zu Preußen haltenden Ländern fünftausend aus allen gebildeten Ständen (1904: 50 759), wovon allein 1500 in Berlin lebten. — Diese Mitteilungen über das Logenwesen wird der Schriftleiter umso lieber gebracht haben, da er, wie früher mitgeteilt, seit 1828, ebenso wie sein Vater und Bruder bereits seit Längerem, ein begeistertes und treues Mitglied des damals besonders auch in Universitätskreisen in Halle verbreiteten Bundes war. Nach Anführung der Vorbereitungen zur Feier schließt Preuß: „Die Gegenwart ist der Vorzeit wert und opfert ihr den schuldigen Ehrensold mit Würden, wenn sie fortstrebend an dem Glück der kommenden Geschlechter baut, die ihre Saaten erben und in immer neuem frischen Geiste mehren sollen".

Im darauffolgenden Jubeljahre brachte dann der Courier eine Festnummer in Folio mit rotem Rande der ersten Seite zur Erinnerung an den 31. Mai 1740 mit dem Inhalt: „Als Festaufsatz **die Thron-**

besteigung Friedrichs des Großen am 31. Mai 1740 (nach Preuß's Lebensgeschichte Friedrichs. II. Auflage. I. Teil Berlin 1837) mit den Versen aus Michael Beers Struensee als Wahlspruch obenan:

Wir dürfen
Das Volk wohl glücklich preisen, dem ein König
Wie dieser ward; doch laßt uns nicht vergessen,
Daß auch der König, dem ein solches Volk
Zu Teil geworden, minderglücklich nicht
Zu preisen ist. Des größten Herrschers Willen
Prallt, wie die Welle von dem starren Felsen,
Sich selbst vernichtend, weg vom stumpfen Herzen.
Das Volk des Großen Friedrich aber will
Das Große, und ein tatbegehrend Wort
Des Königs findet mutigen Wiederhall
In seiner Preußen Herzen".

Aus dem festlichen Aufsatze sei hier die schöne, ewig zeitgemäße Stelle wiedergegeben: „Der falsche Glaubenseifer, ein Tyrann, der die Lande entvölkert, paßt nicht in den Charakter Preußens, welches die zarte Mutter Duldung blühend machen soll". — Darauf folgt „Friedrichs erster Sieg im siebenjährigen Kriege. Die Schlacht bei Lowositz am 1. Oktober 1756" aus den Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers von Gleim, und Friedrichs Triumph, Ode von Ramler. —

Den regen Eifer, welchen der Courier für die Feier des größten preußischen Königs, des freiesten Geistes auf Preußens Thron, entfaltete, löste wenige Wochen später bei seinem Herausgeber die Liebe des vaterländischen und gelehrten Fachmannes ab; die Liebe zu Johann Gutenbergs „schwarzer Kunst", zur Buchdruckerkunst, deren, nach der allgemeinen, jetzt nicht mehr stichhaltigen Annahme, vor vierhundert Jahren (1440) erfolgte Erfindung in ihrer jetzigen Grundgestalt am Namenstage ihres deutschen Erfinders, eines der größten Wohltäter des Menschengeistes, am Johannistage 1840, vor allem in Deutschland durch großartige Feiern begangen werden sollte. Im Januar erschien der erste, von mehr als fünfundzwanzig redaktionellen Aufsätzen über

die Vierhundertjahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst,

der zu einer solchen in Halle anregte:

„Indem wir nachstehend die bisher erschienenen Berichte über das bevorstehende typographische Jubiläum mitteilen, glauben wir zugleich die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß auch unsere Stadt auf eine ihres gelehrten Namens und der tüchtigen Gesinnung ihrer Bewohner würdige Weise bei der Feier einer Kunst sich beteiligen werde, welche Luther summum et postremum Dei donum nannte und „deren unermeßliche Wirksamkeit auf geistige und gesellschaftliche Bildung", um mit Wachlers Worten zu reden, „nicht dankbar genug gefeiert und nur von lichtscheuen Vertretern selbstsüchtiger Willkür verkannt und geschmäht werden kann".

Nun drängten sich Berichte von Vorbereitungen aus den alten Druckstädten Mainz, Straßburg, Köln, Leipzig, Frankfurt a. M., Darmstadt, Düsseldorf u. a. m. In Köln löste sich der ursprünglich größere Festausschuß wieder auf, da die Regierung das beabsichtigte Programm nur mit Wegfall des Hochamtes im Dom, des Zuges durch die Straßen und eines Fackelzuges auf der Rheinau genehmigt hatte. Von den letzteren Veranstaltungen, die die Ultramontanen jedenfalls als Hauptsachen betrachtet hatten, waren wohl regierungsgegnerische Unruhen befürchtet worden. So wurde beschlossen, keine Feier in dem Maßstabe zu veranstalten, daß auch benachbarte Kunstgenossen teilnahmen. — Zur Feier in Halle wurde „die allerhöchste Genehmigung durch die Huld unseres teuren, von einem treuen und aufgeklärten Volk inniggeliebten Königs" erteilt. Die Feier wurde auf den 18. Juni festgesetzt; der Courier nennt ihn in der, mitunter gewählte Fremdwörter liebenden, Redeweise Schwetschkes: „einen Tag, dessen Vigilie (Vorfest) schon durch das auf den 17. Juni fallende Stiftungsfest des bibliographisch berühmten Roxburgh-Klubs eine glückhafte Vorbedeutung in Anspruch nimmt und der an zwei für unser Vaterland und diese Stadt besonders wichtige Ereignisse erinnert: Vor 25 Jahren ward auf dem Winnefeld von Belleallianice die letzte feste Begründung der deutschen Freiheit gelegt und vor 100 Jahren hat Friedrich der Große, dem heute noch alle Herzen von echter, deutscher Treue schlagen, den Aufruf zur Huldigung in seiner Stadt Halle ergehen lassen". So heißt es in dem jedenfalls von Schwetschke verfaßten „Festprogramm des Vereins Hallischer Buchdrucker und Buchhändler zur Begehung usw." Aus der Mitte der hallischen Buchhändler und Buchdrucker waren die Gebrüder Schwetschke als ihre Vertreter in das Komité gewählt worden. Über ihre Verlagstätigkeit s. oben S. 139 und folgende; und die altberühmte 1733 gegründete Gebauersche Buchdruckerei mit der einzigen Schriftgießerei Halles und mit einer Stereotypie (S. 141 ff.) dürfte neben der von

Cansteinschen Bibeldruckerei im Waisenhaus mit drei von Menschenhand bewegten Schnellpressen (erst 1859 ward die erste Dampfmaschine aufgestellt) (155a), 9 Handpressen und einer Stereotypie (155b) die nächst größere Stelle eingenommen haben. Halles Verlags- und Druckwerke berechtigten und verpflichteten zu einer hervorragenden Feier, denn die drucklichen Leistungen der beiden genannten Anstalten konnten auch bezüglich des Inhaltes ihrer Erzeugnisse, der an diejenige Wittenbergs zur Zeit der Reformation erinnerte, nicht nur mit Recht die Führung der hallischen Buchhandels- und Kunstgenossen übernehmen, sondern auch vor dem Urteil der Welt bestehen: „in unerreichter Großartigkeit", schreibt Schwetschke S. 98 in seiner bald näher zu betrachtenden Vorakademischen Buchdruckergeschichte, „verbreitet die Bibelanstalt das Bibelwort Luthers jährlich vieltausendfach in alle Welt", und neben dem Drucke „zahlreicher Werke des gelehrtesten Fleißes durch sämtliche Hallische Druckstätten" (es waren im Jahre 1840 außer den genannten beiden noch die von Grunert, Hendel, Waisenhaus, Dietlein, Plötz, Schimmelpfennig und Semmler) stellte die Gebauersche Druckerei „Melanchthons Werke in umfassendster Sammlung" seit 1834 her in dem von Bretschneider herausgegebenen großen Corpus Reformatorum, desgleichen „das erste kritische Institut Deutschlands" von altem Ruf: die vom Hofrat Schütz begründete Allgemeine Literaturzeitung, beides Verlagswerke von C. A. Schwetschke & Sohn.

Zu diesem Ausschuß der Fachleute waren die obersten behördlichen Spitzen der Stadt, der Universität und der Franckeschen Stiftungen getreten, um eine reichhaltige Ordnung der zu veranstaltenden Feierlichkeiten zu entwerfen. Und so hoffte man, eine würdige Nachfolge des großartigen Hallischen Gutenbergs-Jubiläums von 1740 aus dem Anfange der Regierung des großen Königs zu Stande zu bringen.

Um es hier gleich kurz zu erwähnen: die aus dem Herzen kommende Landestrauer um den am 7. Juni erfolgten Tod des geliebten Königs machte die feierliche Begehung des Tages unmöglich. Nur die beabsichtigte Verteilung von, mit besonderen Titeln und Verzierungen versehenen, Bibeln und nützlichen Schulbüchern an gute Schüler und Schülerinnen fand am 18. Juni, in einigen Schulen nach den Pfingstferien, statt mit öffentlicher Erwähnung der Bedeutung des Festes; ferner am Tage vorher in drei Nachmittagsstunden in einem Saale der Freimaurerloge eine von allen Ständen, auch von Damen, zahlreich besuchte Ausstellung seltener Druckwerke, „die wir in solcher Vereinigung in Halle so bald nicht wieder zu sehen Gelegenheit haben dürften". So schreibt der kundige Berichterstatter Dr. Eckstein, Ober-

lehrer am Königlichen Pädagogium, der sich auch um die Geschichte der Stadt durch mehrere schätzbare Beiträge verdient gemacht hatte. Sein Bericht erschien im Hallischen patriotischen Wochenblatt vom 20. und 27. Juni, das damals bereits nicht ein-, sondern dreimal wöchentlich in seinem kleinen Oktavformat herauskam. Namentlich seine älteren Jahrgänge enthalten eine Fülle wertvoller Beiträge zur Geschichte der Stadt und ergänzen so in willkommener Weise für Hallische Geschichtsforscher den Inhalt des der Tagesgeschichte hauptsächlich dienenden Couriers (156).

Mit Nachstehendem heben wir aus Ecksteins Berichte einzelne, uns hier besonders angehende, Punkte über andere hallische und über Schwetschkes Beteiligung an der Ausstellung heraus. So heißt es: „Da von der herzoglich braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel mit preiswürdiger Liberalität seltene und kostbare Werke waren hierher gesandt worden, ein längeres Zurückhalten derselben aber nicht gestattet war, so hat es Herr Gustav Schwetschke, dessen eifrigem Bemühen es gelungen war, jene Schätze zu erlangen, für passend gehalten, die Ausstellung so bald wie möglich, aber auch in der Stille und Einfachheit, welche die Zeit der Landestrauer und die Stimmung der Gemüter erforderte, zu veranstalten". Keine Kränze schmückten daher den Ausstellungsraum, sondern nur Gutenbergs schöne Büste, Thorwaldsens Meisterwerk, überschaute von einem Postamente herab die auf mehreren Tafeln in zweckmäßiger Ordnung ausgearbeiteten Druckwerke. Außer der Wolfenbütteler hatten noch zu Halle die Universitäts-, die Marien- und die Bibliothek der Franckeschen Stiftungen, sowie die Herren Schwetschke, Dr. Förstemann (Sekretär des thüringisch-sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Altertums) (157a), Dr. Netto (Inspektor der Pensionsanstalt der Franckeschen Stiftungen), Dr. Eckstein und Andere Werke aus ihren Privatsammlungen hergeliehen. —

Es würde zu weit führen, hier auch nur die Hauptstücke der ausliegenden Schätze zu nennen, die den Pressen Gutenbergs, wie Fusts und Schöffers bis zu denen der neuesten Zeit ihre Entstehung verdankten. Erwähnt sei nur, daß die Hallischen Drucke in großer Menge den ältesten Druckwerken gegenüber standen, von dem ältesten sicheren Erzeugnis einer hallischen Presse, der mit prächtigen Holzschnitten ausgestatteten Beschreibung der Heiligtümer der Stiftskirche von 1520 bis auf die neuesten Zeiten herunter, aus denen Freytags Arabisches Lexikon und Pernices Princeps der Hallischen Statuten (157b) die schon über ein Jahrhundert bestehende Gebauersche und die Grunertsche Offizin würdig repräsentierten.

Wir brechen hier den Bericht über die Ausstellung ab, da wir zwei wissenschaftlichen Arbeiten Schwetschkes, die ebenfalls auf ihr vertreten waren, den nächsten Abschnitt zu widmen haben werden, und werfen nun einige Blicke auf den

Unterhaltungsteil des Couriers,

diesen jetzt besonders für die weibliche Lesewelt wichtigen Bestandteil jeder Zeitung.

Dieser Teil trug einen männlicheren Charakter als er dem der jetzigen Zeitungen oft zu eignen pflegt, denn bloße Liebes-Romane fehlten. Der moderne Roman war noch nicht ausgebaut. Ein Feuilleton unter dem Strich gab es nicht. Längere Erzählungen, die auf zwei bis vier Seiten besonderer Beilagen in Fortsetzungen gegeben wurden, wie auch jetzt noch oder wieder bei verschiedenen Blättern, waren zwar auch spannenden und stellenweise aufregenden Liebesinhaltes. Aber sie behandelten meist geschichtliche oder kulturgeschichtliche Ereignisse, die auch mit dem politischen und religiösen Empfinden der Zeit unmittelbar oder mittelbar zusammenhingen. So folgte auf die erste längere Geschichte: „Don Juan's van Halen Flucht aus den Kerkern der spanischen Inquisition 1818; von ihm selbst erzählt", als Gegenstück: „Casanova's Flucht aus den Bleikammern von Venedig i. J. 1756". Die Redaktion bemerkt dazu in der Einleitung zu letzterer Erzählung: „Casanova entrann, wie van Halen, einem Tribunal, dessen Urteilssprüche von brutalem Fanatismus, von schmutziger, Menschenwürde nichts achtender, Politik diktirt wurden; und schon diese Rücksicht muß Interesse für den Flüchtling, sey dessen moralischer Gehalt noch so gering, erregen. Sie waren Beide, der spanische Patriot, wie der italienische Roué, Opfer jenes scheußlichen Ungetüms, welches in tausend Gestalten — in Venedig und Spanien als Staats- und Glaubens-Inquisition, in Rom und Konstantinopel als allein seligmachender und den Ketzer verfluchender Glaube, in Frankreich vor 1789 als Schlüsselhalter der Bastille und an anderen Orten anders — tausendfaches Elend verbreitet hat und zum Teil noch verbreitet". Weiter schlossen sich an z. B. Geschichte eines schiffbrüchigen Engländers, aber besonders mehrfache Erzählungen aus der deutschen Geschichte: Der Ritter Georg von Fronsberg und sein Musterschreiber, Karls V. Zug nach Algier (im Anschluß an die Kämpfe der Franzosen dort), Erzählungen aus den Zeiten Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege; ferner Natur- und Länderkundliches, wie: vom Erdbeben in

Lissabon am 12. bis 13. Dezember 1827, Beschreibung und Geschichte Konstantinopels (im Zusammenhange mit dem russisch-türkischen Kriege) und dergleichen mehr.

Ein nicht unwesentlicher Unterhaltungsteil war die Abteilung: „Vermischtes", die, wie überall, unter dieser oder ähnlichen Überschriften neben sachlich Belehrendem und Ernstem auch viel Humoristisches brachte. War doch der Humorist Schwetschke stets der Meinung, welche er 1849 in seiner erdichteten tagespolitischen Übersetzung von Tacitus' Germania aussprach, „daß die Germanen — was höchst löblich — für den Humor einen unauslöschlichen Hang bewahren". Oft tragen diese heiteren Mitteilungen den harmlosen Geist der guten alten Zeit, z. B.: Popularität. Offizier der Runde: „Nichts Neues?" — Schildwache vom Bürger-Corps: „Nein, Herr Hauptmann! Wissen Sie nichts?" — Doch gibt es auch einzelne derbere Anekdoten. Auch in den Anzeigen findet sich mitunter Derbheit. Von unbeabsichtigten, nicht Galgen-, aber Scharfrichter-Humor gibt folgende Mitteilung aus 1828 Kunde: „Der Scharfrichter Ulrich zu Altenburg hat im zwölften Stück des Altenburgischen Amts- und Nachrichtenblattes das Gefühl seines tiefgerührtesten Dankes für die allgemeine und innige Teilnahme aller Augenzeugen bei der ihm wohlgelungenen Hinrichtung des Mörders Georgi öffentlich ausgesprochen und um ferneres gütiges Wohlwollen gebeten". Ein längerer witziger Börsenbericht der „Times" kann auch hierher gezählt werden, der beginnt: „Zwischen zwei Geldmächten ersten Ranges, dem israelitischen Bankier Baron von Rothschild und der Londoner Bank, droht ein Krieg auszubrechen" ɪc. ɪc. Eine ernste Berührung der Judenfrage in der Zeitung ist mir nicht aufgestoßen. Nachdem die Philosophie eine neue Zivilisation begründet hatte und politische und religiöse Freiheit als Gemeingut anerkannt waren, hatte auch in Preußen das Edikt vom 11. März 1812 den Juden eine beinahe vollkommene Gleichstellung gewährt. Allein seit 1814 war sie ihnen in verschiedenen deutschen Staaten teilweise wieder genommen, obgleich die deutschen Bundesakte die Aufrechterhaltung der ihnen verliehenen Rechte aussprach. So waren sie in Preußen von Lehr- und Gemeinde-Ämtern wieder entfernt worden, von der Beförderung im Militär und in den Rheinlanden vom Geschworenen-Gericht ausgeschlossen; 1834 waren sogar in Berlin Bekehrungspredigten für sie eingeführt. Auch der Umstand lockte den Schriftleiter Schwetschke nicht aus seiner Schweigsamkeit heraus, daß der berühmte Übersetzer Carl Streckfuß, Geheimer Regierungsrat im Ministerium des Innern, von dem bei C. A. Schwetschke & Sohn schon früher seine, 1871 in

neunter Auflage gedruckte, Übersetzung Dante's erschienen war, im gleichen Verlag 1833 die Schrift herausgegeben hatte: „Über das Verhältnis der Juden zu dem christlichen Staate mit dem Anhange: die Erklärung der Stände sämtlicher Provinzen der preußischen Monarchie über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden". Der Eindruck einer Erinnerung aus seiner Kinderzeit, wie solche Schwetschke ja mehrfach festhielt, als ihm mit Altersgenossen die Verspottung eines Juden streng verwiesen war, hatte ihn immer mit Scheu davor erfüllt, einen Nebenmenschen zu mißachten. Eine tiefere Zuneigung zu einem Mitgliede des sich auserwähltes Volk nennenden Stammes ist mir aber, trotz seines gelegentlichen freundlichen Verkehrs mit Juden, nicht bekannt.

Von schwärmerischem Deutschtum zeugte folgende, gleichgültig ob buchstäblich wahre, Geschichte im Vermischten des Oktobers 1838, die in ihrer charakteristischen Erzählungsweise hier mitgeteilt sei. „Eine Fürstin in den Rheingegenden ging unlängst mit ihrer Hofdame auf das Feld spazieren. Am Wege sah sie ein armes, von Kummer und Elend gebeugtes Weib mit einem Säugling auf dem Schoße. Die Fürstin blieb mitleidig stehen und sagte: „Euer Kind ist wohl krank?" „Ach", versetzte die arme Frau „der kleine Wurm ist am verschmachten, die Nahrung in meinen Brüsten ist vertrocknet, denn ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen, als ein Stückchen dürres Brot". Die Hofdame langte auf den Wunsch der Fürstin ein Goldstück hervor und gab es der unglücklichen Mutter. Diese aber weinte und sagte: „Ach, wenn es doch schnell zu Milch würde!"

Dieses Wort traf das Herz der edlen Fürstin. Sie hatte zu Haus auch einen Säugling, den sie selbst stillte. Sie setzte sich also neben das arme Weib auf den grünen Rasen, nahm ihr das Kind vom Schoße und legte es an ihre Brust. Wer hätte nicht in diesem Augenblicke die arme Mutter sehen mögen und die edle Fürstin, und wohl auch, wenn man so etwas sehen könnte, den Engel, der neben ihr stand und ihren Namen aufzeichnete in sein diamantenes Buch! — Es war eine deutsche Fürstin". —

Über die Größen der

deutschen neueren Literatur,

besonders der schöngeistigen, für die Schwetschke, der mit unserem neuklassischen Schrifttum vorzüglich vertraut war, stets besondere Neigung hegte, bringt das Vermischte verschiedene Nachrichten. Hierher gehört die Mitteilung der Überführung von Schillers irdischen Resten in die neuerbaute Fürstengruft in Weimar am 1. Februar 1828, abgedruckt am

8. desselben Monats. Die feierlich begeisterte Beschreibung schließt: „Dort ruht nun der Unsterbliche an der Seite einst regierender Fürsten, die sich um Staat, Kunst und Wissenschaft hohe Verdienste erwarben, an der Seite von Fürstinnen, die seines begeisterten Lobes der Frauen würdig waren". Bei Adolf Müllners, des Schicksalstragöden, Tode in Weißenfels (11. Juni 1829) nennt ihn Schwetschke, obgleich ein glühender Anhänger Platens, des Vernichters dieser krankhaften Richtung unseres Schrifttums, doch duldsam „einen unserer geschätzten dramatischen Dichter und Kritiker". — Über Goethes, „unseres Goethes", schwere Erkrankung, die ihn nach seines Sohnes Tode 1830 befallen hatte, und über seine Genesung enthält der Kurier aus Weimar erst ebenso warmbesorgte, wie dann hocherfreute Nachrichten. Die erste Mitteilung von Goethes am 22. März 1832 erfolgtem Tode lautet dann am 26. des Monats einfach, zum Teil etwas altväterisch, aber würdig: „Der Nestor der deutschen Dichter ist nicht mehr! Johann Wolfgang von Goethe, großherzoglich Sachsen-Weimarischer Wirklicher Geheimer Rat und Staatsminister, verschied heute zwischen 11 und 12 Uhr mittags nach einem Krankenlager von vier Tagen an den Folgen eines gastrisch-nervösen Fiebers in vollstem Bewußtsein. Der Verewigte war am 29. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Die Welt trauert um den Entrissenen". Eine zweite der weiteren Mitteilungen über die letzte Krankheit und das Hinscheiden „unseres verewigten Goethe" schließt: „In dem Gesicht des Entschlafenen war keine Spur von Erdenschmerz zu sehen; auch noch im Tode thronte die edle Heiterkeit auf der erhabenen Stirn und alles Irdische schien verklärt und überwunden". Schon vier Jahre früher hatte der Kurier die Mitteilung vom Tode des hochherzigen fürstlichen Beschützers unserer Klassiker bringen müssen. Er war in Gradiz bei Torgau gestorben und von der Überführung seiner Leiche nach Weimar wurde ausführlich erzählt. Der politischen Bedeutung Carl Augusts wurde dagegen keine eingehendere Erwähnung getan; ebenso wenig, wie derjenigen Steins, dessen Todesnachricht nur mit den allerdings inhaltsschweren Worten begleitet wurde: „Das Vaterland hat durch das Hinscheiden eines seiner ausgezeichnetsten Staatsmänner einen empfindlichen Verlust erlitten". Ausführlich wurde dagegen nach der Posener Zeitung der militärisch-diplomatische Lebenslauf Gneisenaus wiedergegeben, der im gleichen Jahre als Oberbefehlshaber der vier östlichen Armeekorps in Posen verschied. Beim Tode Hegels, in eben demselben Jahre 1831, druckte der Kurier unter „Vermischte Nachrichten" den kurzen Nachruf der Preußischen Staatszeitung ab, der schließt: „Sein

Andenken wird fortleben, solange die deutsche Philosophie genannt werden wird". Hierbei sei Schwetschkes Stellung zu den philosophischen Theorien erwähnt. Er bezeichnete seinen Standpunkt einmal dem Verfasser gegenüber nur im Allgemeinen als einen „eklektischen". Den die Philosophie der Zeit beherrschenden Hegel nannte Freund Ruge zwar in einem Atem „den größten Philosophen aller Zeiten", er mußte aber zugleich, als er eine neue Ausgabe der Hegelschen Rechtsphilosophie besprach (vgl. A. f. Z. 4, 496 und öfter) Hegels eignen Begriff, Entwickelung des Geistes in der Weltgeschichte, gegen ihn geltend machen. Denn Hegel „opferte grausam diesen Begriff auf dem Altar des Polizeistaates, indem er alle Knechtschaft desselben zu beweisen suchte". Wir vertraten, schreibt Ruge in seinen „Hallischen Jahrbüchern für deutsche Kunst und Wissenschaft" von sich und seinen Mitarbeitern und Gesinnungsgenossen, „die freie Entwicklung, das wahre Prinzip der Philosophie, während die alte Schule die Reaktion in Politik und Religion vertrat. Im Religiösen hatte Strauß mit seinem Leben Jesu dieselbe Befreiung begonnen, wie ich im Politischen mit der Kritik von Hegels Rechtsphilosophie". In den doppelten politisch-religiösen freiheitlichen Grundanschauungen war Schwetschke, ohne sie bis zum Äußersten zu verfolgen, mit Ruge eines Sinnes. Aber zu einer Verhimmelung des bedeutenden Philosophen in Ruges Art konnte er sich jedenfalls nicht begeistern. Bei der obenerwähnten, späteren Aussprache mit dem Verfasser war es das Zeichen einer gewissen satirisch-humoristischen Beurteilung Hegels durch Schwetschke, daß dieser das Hegel zugeschriebene unfreiwillige Witzwort anführte: „Von meinen Schülern hat mich nur einer verstanden, und der hat mich falsch verstanden". —

Während sich also die Zeitung so mit dem Andenken des schwäbischen Philosophen kurz abfand, hielt sie sich umso länger beim Andenken des großen Poeten aus Schwaben auf: Über das am 28. Mai 1840 in Stuttgart bei Enthüllung des Schiller-Denkmals gefeierte Fest erschien ein großer Leitaufsatz. —

Wenden wir uns schließlich von den hervorragenden abgeschiedenen Vertretern der deutschen schönen Literatur, zu denen auch der, bis etwa auf seine Polenlieder, wie schon bemerkt, von Schwetschke hochgeschätzte Platen (gest. 1837), wie Chamisso (gest. 1838) gehörten, zu den weiter schaffenden dichterischen Zeitgenossen, so sind vor allen die von ihm besonders verehrten Rückert und Anastasius Grün hervorzuheben. Schwetschkes Neigung zu diesen Beiden ist später bei verschiedenen Gelegenheiten näher zu beleuchten. Anders, als zu diesen

und manchen anderen rein glänzenden Sternen der zeitgenössischen deutschen Dichtung, mußte Schwetschke auf die trübe und doch so anmaßende, „auf dem Sumpfe der nordischen Großstädte" (Treitschke) irrlichterirenden Wortführer des „Jungen Deutschlands" blicken. Schon daß sie die in ihm so kräftig lebende vaterländische Begeisterung, geboren aus dem Andenken an die Befreiungskriege und an die früheren großen deutschen Männer, durch einen Allerweltsbürgersinn ersetzen wollten, der „im Namen der Freiheit die Feinde Deutschlands im Osten, wie im Westen verherrlichte und das eigene Volk mit Schimpf überhäufte", schon diese innerste Verschiedenheit der Grundrichtungen mußte eine Vorliebe für sie unmöglich machen, ja ihn abstoßen.

Zwar, selbstverständlich ohne Bemerkung, gab der Courier den Bundesbeschluß von 1835 wieder über gemeinsames Vorgehen der deutschen Regierungen gegen das „junge Deutschland" oder „die junge Literatur", „eine in neuerer Zeit entstandene literarische Schule, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen, Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören". Das Vorgehen richtete sich gegen die „Verfasser, Verleger (besonders Hoffmann und Campe in Hamburg), Drucker und Verbreiter der Schriften dieser literarischen Schule, zu welcher namentlich Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Mundt gehören". Schwetschke, obgleich auch seines Wesens Hauptziele Geistesfreiheit und ästhetische Bildung waren, und obgleich er z. B. die dichterische Fähigkeit des Lyrikers Heine voll anerkannte, konnte, wie gesagt, ganz abgesehen von seiner geraden vaterländischen Gesinnung, bei seiner auf das klassisch Maßvolle gerichteten Natur keine Seelenverwandschaft mit diesen maß- und ziellosen oder auch nur oberflächlich Aufsehen erregen wollenden, hauptsächlich durch die Juli-Revolution und ihre Folgen hervorgelockten damaligen Schwarmgeistern empfinden. Am wenigsten mit dem seit 1831 in Paris lebenden Heine, der für seine franzosenfreundliche Schriftstellerei von der französischen Regierung eine Pension bezog und sich damit den 9 bis 10 000 politischen Flüchtlingen verschiedener Nationen anreihte, die von dem deutschfeindlichen Staate Unterstützung erhielten. Am 1. Januar 1840 waren es (nach Angabe des Couriers) 4570 Polen, 4007 Spanier, 505 Italiener und 16 aus anderen Völkern. Frankreich zeigte sich damit als das „große Asyl des Radikalismus". Auch Schwetschkes Freunde Ruge und später Hoffmann von Fallersleben waren nicht Freunde Heines. Ruge geißelte im zweiten Band seiner Hallischen Jahrbücher, auf die

wir weiter unten zurückkommen, vortrefflich und wirkungsreich mit sittlicher Gradheit und Entrüstung Heines, wie Friedrich Schlegels, Verherrlichung der Lüderlichkeit (158). Bei Hoffmann finden sich verschiedentliche Abführungen Heines.

Nach diesen kurzen Hinweisen auf die Stellungnahme Schwetschkes und seiner Zeitung zu deutscher Dichtung und Dichtern der Zeit kommen wir dazu, den Beginn der wissenschaftlich-schriftstellerischen Tätigkeit Schwetschkes zu betrachten.



Zwei wissenschaftliche Schriften Schwetschkes.

Außer den von Schwetschke gesammelten Holzschnitt-Blättern der Marien-Bibliothek und dem halben Blatt eines Pergament-Exemplars von 1490, sowie deren schönem Donat-Fragment lagen auf der oben beschriebenen Ausstellung seltener Druckwerke zur Gutenbergfeier auch zwei wissenschaftliche Schriften Schwetschkes aus, bei denen wir etwas verweilen müssen, weil sie für die bibliographische und die ortsgeschichtliche Wissenschaft, wie besonders für ihn selbst, nicht ohne Bedeutung sind.

Ehe er sich tagesschriftstellerisch und organisatorisch mit der bevorstehenden Gutenberg-Feier beschäftigte, hatte Schwetschke während des letzten Jahrzehnts (nach Ecksteins Erzählung) sehr umfassende Untersuchungen angestellt zur Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, namentlich zur Geschichte dieser Kunst in Halle. Er hatte diese Arbeiten mit großem Eifer betrieben, so weit ihn nicht seine schriftleiterische und geschäftliche Tätigkeit in Buchhandlung und Buchdruckerei, sowie die seit etwa 1830 eingetretene Schmälerung seiner nie wieder völlig zurückerhaltenen Gesundheit daran behinderten. Früher sich einer eisernen Gesundheit erfreuend, hatte er, nach seiner eigenen Aussage, allzusehr auf sie gepocht und sie durch körperliche und geistige Überanstrengung in Genuß und Arbeit verscherzt. Der dauerbare Kern seiner guten Natur aber blieb ihm, wie gleich hier bemerkt sei, durch seine allmählich gefestigte maßvolle, glückliche und heitere Lebensphilosophie, wie durch seinen, trotz mehrfachen Mißgeschickes verschiedener Art, im Ganzen befriedigenden Lebensgang, erhalten.

Als erste Frucht seiner gelehrten Studien nun — und hier kommen wir zu dem Punkte, wo sich zum ersten Male mit dem Zeitungs-

schreiber, Dichter und Geschäftsmann der Gelehrte verbindet — hatte er in seiner Gebauerschen Buchhandlung 1839 die lateinische Abhandlung veröffentlicht: „De Donati minoris fragmento Halis nuper reperto excursus (159), (14 S. in gr. 4). Er hatte das Glück gehabt, in der hallischen Marien-Bibliothek auf den Innenseiten des Einbandes eines Wiegendruckes die oben erwähnten zwei Pergamentblätter als Bruchstücke einer alten Ausgabe des Donat zu entdecken, jener im Mittelalter als Schulbuch viel gebrauchten und deshalb nur in äußerst wenigen Bruchstücken auf uns gekommenen lateinischen Grammatik (160). In der königlichen Bibliothek zu Paris und in Trier befanden sich solche Stücke, die zwar in der äußeren Form, aber nicht in ihrem Texte mit dem nun gefundenen Teile einer bisher unbekannten Ausgabe in kl. 4 übereinstimmten. Schwetschkes ebenfalls schon genannter Freund und Landsmann Friedrich August Eckstein, der als namhafter Philolog und Schulmann bekannte spätere langjährige Rektor der Latina und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle, dann Direktor der Thomas-Schule in Leipzig, dankte im Hallischen patriotischen Wochenblatt in einer Besprechung (161) „dem Verfasser dafür, daß er diesen großen Schatz nicht nur entdeckt, sondern auch bekannt gemacht habe", — zum Nutzen den Bibliographen, meinte der Verfasser selbst, (und, wie er mit feinem attischen Spott über die, sagen wir: philologischen Kleinigkeitskrämer hinzufügt) auch zur Ergötzlichkeit der Philologen (et philologis damus oblectamento). Schwetschke hatte dies sein Werkchen mit herzlichen Worten dem Vater und dem Bruder gewidmet bei Gelegenheit eines dreifachen am 30. Dezember 1838 gefeierten Jubelfestes: des hundertjährigen (162) Bestehens ihrer Buchhandlung C. A. Schwetschke & Sohn, des fünfzigjährigen Besitzes durch den Vater und der fünfundzwanzigjährigen buchhändlerischen Wirksamkeit seines älteren Sohnes Ferdinand, des Mitbesitzers. Die Besprechung der Feier im Hallischen Wochenblatt (163) enthält die bezeichnenden Stellen: „Die hohe und allgemeine Achtung, welche sich diese Firma in ganz Deutschland erworben hat, verdankt sie hauptsächlich ihrem jetzigen Jubilar, der in den schwierigsten Zeiten mit Mut, Einsicht und strenger Rechtlichkeit dem Geschäfte die ersprießlichste Richtung zu geben verstand und dabei stets die Sache der Wissenschaft und die Förderung edler geistiger Zwecke fest im Auge behielt, wovon der bedeutende Verlag des Hauses ein rühmliches Zeugnis ablegt"... Bedeutungsvoll und zu ernsten Betrachtungen und Vergleichungen auffordernd nennt der Bericht den Umstand, daß 1738 als erstes Verlagswerk „Rambachs historische Einleitung in die Streitigkeiten zwischen

der evangelischen und katholischen Kirche", und im Dezember 1838 als letztes Verlagsbuch das damals viel Aufsehen erregende „Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage von Dr. K. G. Bretschneider", dem rationalistischen Oberkonsistorialrat und Superintendenten in Gotha, als Nachhall des Kölner Bischofstreites erschienen war. Aber nicht nur die gelehrte Welt, auch die Stadt Halle sei dem Hause Schwetschke zu Dank verpflichtet, da dies durch seine mannigfachen Institute seit so langer Zeit einer großen Anzahl von Familien Beschäftigung und Unterhalt gewähre. —

Kleine textliche Mängel zu Schwetschkes Erstlingsschrift (164), zu der unsere Betrachtung wieder zurückkehrt, lassen noch die sorgfältige Gründlichkeit vermissen, welche der zweiten gelehrten Festschrift jener Jahre eignet, die der Verfasser mit dem, dem Einband aufgedruckten Wort „Tempori sacro" der hehren Zeit der Gutenberg-Feiern geweiht hatte.

Aus der Besprechung, welche auch ihr unter Benutzung der gründlichen Beurteilung des Buches von Dr. Förstemann in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung 1840 Nr. 136 und der Rezension in der Allgemeinen Literatur-Zeitung Nr. 111 und 112, Eckstein am Schluß seines Ausstellungsberichtes widmete, sei folgendes hier wieder gegeben (Wochenblatt vom 27. Juni 1840): „Zum Schluß ist es nötig, der Festschrift zu gedenken, welche unsere Stadt zunächst angeht und welche unter dem Titel: Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle [d. h. also vor Gründung der Universität 1694] von Gustav Schwetschke (165) in der Gebauerschen Buchhandlung erschienen und bereits seit mehreren Wochen als würdige Vorbereitung auf das Fest ausgegeben worden ist. — Die Geschichte der hallischen Typographie war bisher sehr vernachlässigt; von Dreyhaupt hat diesem Gegenstande nicht die Sorgfalt gewidmet, die er in anderen Teilen seines unschätzbaren Werkes auf das glänzendste bewährt; Kirchners Erzählung in den, 1740 erschienenen, Jubelzeugnissen ist ganz mangelhaft. Herr Schwetschke hatte sich daher der mühevollen Arbeit unterzogen, teils aus der in dem rathäuslichen Archiv aufbewahrten Bürgermatrikel die Namen der Buchdrucker auszuziehen, teils aus alten Meßverzeichnissen und aus verschiedenen hiesigen und auswärtigen Bibliotheken Notizen über die aus den einzelnen Offizinen hervorgegangenen Werke zu sammeln. Der unermüdeten Sorgfalt ist es gelungen, das reiche Material, welches nun in 28 Kapiteln und einigen Anhängen wohl geordnet vorliegt, zusammen zu bringen, und nur an wenigen Stellen findet sich Gelegenheit zu nachträglichen Bemerkungen.

Ein großartiger Beginn der hiesigen Typographie fällt eigentlich erst in das 17., die schönste Blüte derselben in das vorige Jahrhundert, wo auch die Universität eine Menge glänzender Namen unter ihren Lehrern vereinigte; aber selbst die Anfänge der Kunst in unserer Stadt sind nicht ohne Interesse.

Wenn auch die fälschlich als von hier ausgegangen angegebenen Drucke des 15. Jahrhunderts vor besonnener und ruhiger Prüfung (die Schwetschke ihnen angedeihen läßt) nicht bestehen können, so verdient doch das Verzeichnis der Heiligtümer des vom Kardinal Albert gegründeten prächtigen neuen Stiftes (teils in künstlerischer Hinsicht wegen der ausgezeichneten Holzschnitte, teils als nachweislich erster hallischer Druck von 1520) die Beachtung, welche ihm der Verfasser in sehr genauer Beschreibung hat zukommen lassen.

Kardinal Alberts Bemühungen, Halle zu einem Orte von gelehrter Bedeutung [d. h. einer Universität (104 b)] zu erheben, wozu er bereits die päpstliche Erlaubnis besaß, um von hier aus die Reformation der Wittenberger zu bekämpfen, blieben ohne Erfolg, weil auch hier der Anhänger an die neue Lehre immer mehr wurden. Erst mit der Einführung der Reformation in Halle erscheint 1541 der erste namentlich bekannte Buchdrucker unserer Stadt Hans Frischmuth, der von Wittenberg hierher gezogen war, aber wegen seiner Anhänglichkeit an die neue Lehre sich schweren Bedrückungen und Verfolgungen ausgesetzt sah. Er druckte den kleinen Katechismus und die Haustafel mit einer Vorrede von Justus Jonas 1543 (im Wochenblatt steht irrtümlich 1525). Nach mancherlei Störungen, welche hauptsächlich durch die kirchlichen Streitigkeiten herbeigeführt waren, beginnt aber erst mit Achatius Liesk au 1572 die Reihe der hallischen Typographen in ununterbrochener Folge bis auf den heutigen Tag". —

Nach Anführung der von Schwetschke behandelten Buchdrucker fährt Eckstein fort: „Nur bis zur Errichtung der Universität ist die Untersuchung und Erzählung fortgeführt, deren Erweiterung bis auf die neuesten Zeiten herab ein sehr verdienstliches Unternehmen sein würde, zu dessen Ausführung niemand geeigneter ist, als der Verfasser dieser Festschrift.

Wenn auch der äußere Zustand der hallischen Drucke aus jenen Zeiten in Druck und Papier nicht besser ist, als damals überall in Deutschland, so ist doch die wissenschaftliche Bedeutung umso größer, weil Halle viele namhafte Gelehrte und ein blühendes Gymnasium hatte, überdies lange Zeit der Landesfürsten [der Magdeburgischen Administratoren], und nach dem 1680 erfolgten Ableben des letzten

Administrators, des Herzogs August zu Sachsen, bis 1714 Sitz der brandenburgisch-preußischen Landesregierung war. In den Anhängen werden teils, ein merkwürdiges Zusammentreffen, Gutenbergs, Fusts Schöffers auch als frühere hallische Familien nachgewiesen, teils die älteren Säkularfeste sorgfältig beschrieben, teils aus dem reichen Schatze von Inkunabeln der Marien-Bibliothek Nachträge zu größeren bibliographischen Werken gegeben. Ganz besonders ist der Nachweis des Halle benachbarten Merseburg als der ältesten norddeutschen Druckstätte von 1473 hervorzuheben, gegenüber einem fast unbegreiflichen Irrtum Eberts, der den Druckort auf das schwäbische Meersburg am Bodensee beziehen wollte. Diese Ehrenrettung brachte dem Verfasser ein besonderes Dankschreiben der städtischen Behörden des benachbarten Sitzes der Bezirksregierung ein. Das Buch wird überhaupt wegen der bündigen und scharfen Charakterisierung hallischer Zustände in dem behandelten Zeitraum den Freunden auch der allgemeinen hallischen Geschichte, welche an den bibliographischen und biographischen Notizen geringeres Interesse nehmen, empfohlen und zugleich wegen seiner äußeren Ausstattung und Beigabe zweier Abbildungen (darunter das spätere Haus eines Buchdruckers, in dem Luther 1545 abgestiegen war (S. 16)) und eines Faksimile als würdige Festschrift belobt. Zum Schluß heißt es dann:

„Das Verdienstliche dieses Werkes anerkennend und in einem Repräsentanten die gefeierte Kunst ehrend, deren Einfluß auf die Wissenschaft so folgenreich gewesen ist, hat die philosophische Fakultät der hiesigen Friedrichs-Universität dem Verfasser desselben, Herrn Gustav Schwetschke, die philosophische Doktor-Würde honoris causa erteilt. Am 21. Juni ist ihm das, durch den zeitigen Dekan Professor Dr. Hinrichs, unter dem 17. Juni ausgestellte Diplom, das erste unter des jetzt regierenden Königs Majestät, feierlich übergeben worden".

In der Urkunde, deren Haupt-Wortlaut ich hinten wiedergebe (166), ist auch auf den, drei Viertel Jahre vorher verstorbenen Vater des Geehrten Bezug genommen, indem Gustav Schwetschke als Carl Augusts Sohn und als ein Mann bezeichnet wird, der nicht aus der Art des Vaters schlage: — für Vater und Sohn gleich ehrenvoll!

Zur Kennzeichnung dieser väterlichen Art mag deshalb aus einigen eigenhändigen Aufzeichnungen des Greises das Folgende mitgeteilt sein.

Sie bestehen (167) erstens in dem Wortlaut zu einer Rede, die der im 83. Jahre Stehende bei dem Festmahl des vorher (S. 247) erwähnten Doppel-, eigentlich dreifachen, Jubelfestes am 30. Dezember 1838



Carl August Schwetschke.

gehalten hat, bei der Feier des hundertjährigen Bestehens der von ihm übernommenen einstigen Hemmerdeschen Buchhandlung, womit sich das Gedächtnis seines eigenen funfzigjährigen Besitzes und der fünfundzwanzigjährigen buchhändlerischen Tätigkeit seines Sohnes Ferdinand verband. Etwa ein Jahrzehnt früher wird eine andere Niederschrift verfaßt sein, welche kurze, sachliche, von einigen Bemerkungen gefolgte Angaben über seinen Lebensgang bis 1828 enthält, wo der 72 jährige seine beiden Söhne als Teilhaber seiner Geschäfte aufnahm.

Den rednerisch schmucklosen schlichten Selbstbekenntnissen beider Schriftstücke seien nachstehende, für Gesinnung und Wesen des Mannes höchst kennzeichnende Ausführungen entnommen. Die beinahe vollständige Ansprache von 1838 lautete:

„Mir ist heute das seltene Glück zu Teil geworden, ein doppeltes Jubelfest zu feyern, das hundertjährige meiner Handlung und mein eigenes funfzigjähriges. Vergönnen Sie, hochverehrte Versammelte, mir, jenes nur zu berühren, weil es der Vergangenheit in der Sache, sowie in den Personen, angehört, mich aber angehend nur Weniges vorzutragen:

Ich erhielt im Jahre 1782 (als er in Bern selbständig den Hallerschen Verlag leitete, dessen Besitzer kein Buchhändler war) zwei Anträge von Faktorstellen, die eine in Wien, die andere hier in Halle. Ich wählte die letztere, in pekunärer Hinsicht weniger bedeutende, weil mit jener ein onus verbunden war, das meinem Sinne nicht entsprechen konnte, und ich überhaupt glaubte, hier eine Annäherung zu dereinstigem Besitz zu finden, was auch in der Folge der Fall war. Beim Eintritt in das einst durch Hemmerde auf einen ehrenvollen Platz gehobene Geschäft, im Herbst 1783, fand ich freilich wenig Erfreuliches: der Handlung, mehrere Jahre unter dem Drucke des Gerichts, hatte die liebe Justitia Männer zu Verwaltern eingesetzt, die nicht den geringsten Begriff vom Geschäft hatten, und so hatte man die Handlung derart heruntergebracht, daß der Verlust an Privatkunden und der noch größere an Verlagsunternehmungen sichtbar war. So übernahm die Mutter der eigentlichen Erbin, die Frau Hemmerde, die Handlung käuflich und hatte zu mir das Vertrauen, daß ich ihr kräftig beistehen würde, den Untergang zu verhüten. . . .

Ich hatte das Glück, durch Eifer und Tätigkeit neues Leben in das Geschäft zu bringen; und schon im Jahre 1787 bot sie mir den Besitz der Hälfte der Handlung als Eigentum an. Ohne eigenes Vermögen und mit einer nicht unbedeutenden Schuldenlast meiner Associée

mußte ich alle meine Kräfte anspornen, uns aus der Schuldenlast herauszuarbeiten, was freilich Jahre Zeit und Glück im Geschäft nur allein vermochten. Dies gelang mir, und Gott segnete meine Arbeit. Kam nicht das unglückliche Jahr 1806*), so konnte ich nach wenigen Jahren Fortstrebens die Handlung aus der Reihe der minorum gentium wieder herausgearbeitet haben. Doch die Katastrophe dieses merkwürdigen Jahres schlug mich nicht nieder, vielmehr spornte sie mich an, alle Kräfte aufzubieten, aber nur langsam konnte ich meinen Weg verfolgen. Einen braven Gehilfen hatte ich mir an meinem ältesten Sohn erzogen; ich hielt den Grundsatz fest, nie stehen zu bleiben, sondern mit der Zeit fortzugehen; und zu rechter Zeit, da ich sah, was er mir leisten konnte, übergab ich ihm das Ruder des Geschäfts. Ein bisher fröhliches Alter und die völlige Freiheit, immerfort noch thätig zu seyn, soweit es die Kräfte verstatten, ist mir geworden. Dankbar erkenne ich die Gnade, die Gott mir angedeyhen läßt, und wenn mein Sohn, sowie seine Nachkommen die Eigenschaften eines verständigen Führers in der Handhabung des Geschäfts festhalten: in Ordnung und Pünktlichkeit, in rechtlichem Sinn und auf geradem Wege, im steten Blick auf den Gang des Buchhandels, wenn sie fortfahren im Festhalten des Prinzips, nie über seine Kräfte hinauszugehen, im Festhalten eines Betriebskapitals, mithin schuldenfrey zu wirtschaften, so können sie das Ende eines zweiten Jahrhunderts ebenso erwarten, wie mir heute das große Glück zu Teil geworden".

Ähnliche, beherzigenswerte Ermahnungen richtete er schon „an seine jungen Kollegen" in den Bemerkungen zu jenem Lebensabriß, in welchem er am Schluß von sich in dritter Person sprach: „Ob der zeitige Besitzer das Wesen mit Ehren gehegt, gepflegt und fortgesetzt hat, darüber schweigt er, wie billig. Er kann sich aber nicht versagen, zu gestehen, daß er mit Wohlgefallen auf seinen Lebensweg zurückblicken kann. Möge auch Gott sein Gebet, für das Beste seiner Söhne zu walten, erhören!" — —

Nach dieser, den Stempel der Wahrhaftigkeit an sich tragenden bescheidenen und bewußten Selbstschilderung des neun Monate später von der Bühne des Lebens Abtretenden nur noch wenige Worte aus seiner früher genannten Lebensbeschreibung vom Superintendenten Fulda.

*) In seinem „simplen" Lebensabriß macht er aus dieser Zeit nur die Andeutung: „Nichts! von dem, was ich als selbständiger Geschäfsmann in der langen Reihe von Trübsalen, welche unser deutsches Vaterland trafen, erfahren und erdulden mußte, die so manchen braven Mann von seiner Wohlhabenheit herunter brachten".

Es heißt da unter Anderem: „So wie Achtung und Vertrauen ihm auswärts allenthalben zu Teil geworden, ebenso auch hier in unserer Stadt. Mit reinster Wahrheit darf man zu Schwetschkes Lobe reden. Wissenschaftlichen Unterricht hatte er auf der Schule seines Geburtsortes Glauchau in der sächsischen Grafschaft Schönburg genossen, die unter dem Rektor Henne sich einer Blüte erfreute, wie man sie bei Schulen kleinerer Städte selten findet. Zum Geschäftsmann war er jedoch geboren und befolgte in einem seltenen Grade die Regel eines altklassischen Schriftstellers, jedes Unternehmen erst reiflich zu überlegen und dann rasch zu Werke zu gehen; und was er erst einmal unternommen, das betrieb er mit musterhafter Beharrlichkeit und Ausdauer. Darum glückten ihm auch mit äußerst seltenen Ausnahmen seine Unternehmungen. Aus Allem, was er redete und tat, leuchtete ruhige Besonnenheit hervor. Er hat harte Zeiten und schwere Schicksale ertragen, aber nie seinen freudigen Mut und seine ruhige Fassung verleugnet. Weil er die Kunst verstand, Tage und Stunden gehörig einzuteilen und zu benutzen, blieb ihm neben seinen eigenen ausgebreiteten Geschäften immer noch Zeit genug zu vielseitigen Arbeiten zum Besten Anderer und zu geselliger Unterhaltung, die er sehr liebte. Er war ein angenehmer Gesellschafter, nie mürrisch, sondern immer heiter und stets zu freundlicher Mitteilung geneigt; ein liebreicher und weiser Hausvater, zuverlässiger und rechtlicher Freund und Kollege, ein ernster, aber nicht weniger milder, Vorgesetzter. Wie er in allem auf Ordnung hielt, so ließ er auch den heiligen Tagen ihr volles Recht: denn er war ein warmer Freund der Religion, unablässig treu der Kirche und der öffentlicheu Gottesverehrung. Er besaß eine kräftige dauerhafte Natur, die nur von Zeit zu Zeit von einem gutartigen Podagra heimgesucht wurde. Zehn Tage vor Vollendung seines dreiundachtzigsten Lebensjahres entschlief er am 19. September 1839".

Die Art beider Söhne, nicht nur des jüngeren Gustav, sondern in buchhändlerischer Beziehung vorzüglich des älteren Ferdinand, enthält mancherlei Wesensähnlichkeiten mit dem Vater, wie früher ausgeführt wurde.

Ein eingehenderes Interesse und Verständnis für Poesie, wie man nach seiner Beurteilung des ersten gelungenen dichterischen Nachbildungs-Versuches seines jüngeren Sohnes (S. 67) annehmen könnte, hat jedoch der Geschäftsmann Carl August, nach Gustavs Aussage, nicht besessen. Dieser hinwiederum erblickte selbst nach einer späteren Äußerung zu Haym „in seiner poetischen Natur und Anlage den eigentlichen Kern seines Wesens"; er befand sich also hier in einem Wesensgegen-

satz zu seinem Vater. Doch trauerten beide Brüder dem von ihnen Hochverehrten aufrichtig nach. Ferdinands zarte Rücksichtnahme beim geschäftlichen Zusammenarbeiten auf die Ansichten des greisen Vaters wußte Hermann Kirchner zu rühmen. Und noch in späteren Jahren gestand Gustav dem Verfasser: die letzten Tränen, die er als Mann geweint habe, seien beim Tode seines Vaters geflossen. — Zwei noch später in Gedichten erwähnte oder sonstige Ausnahmefälle seiner Mannestränen mögen bei diesem Ausspruch vergessen oder auch dichterisch freie Ausgestaltung tiefster Ergriffenheit gewesen sein.

Kommen wir noch einmal auf Schwetschkes Vorakademische Buchdruckergeschichte von Halle zurück, so ist es sehr zu bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, sie zu einer vollständigen vorakademischen Bibliographie seiner Vaterstadt zu erweitern, ein Plan, von dem er in der Anmerkung zu Seite 8 seines Werkes spricht. Er sagt: Zu dessen Ergänzung seien die Materialien großenteils vorhanden: für eine bis zur Errichtung der Universität reichende Mitteilung über die Marien-Bibliothek und andere frühere hiesige Bibliotheken, für eine ebenso weit gehende Geschichte des hallischen Buchhandels, ein Verzeichnis sämtlicher hier erschienener Schriften und eine Ergänzung zu Dreyhaupts Geschichtsquellen und hallischer Gelehrtengeschichte jener Zeit. Andere Arbeiten und geschäftliche Tätigkeit ließen ihn nicht zur Durcharbeitung dieses, wie es scheint, reichhaltig gewesenen Materiales kommen. Wenn er dann bei solcher und ähnlichen Gelegenheiten seinem Freunde, dem s. Zt. berühmten hallischen Hausarzte, Dr. Gutike (168) klagte, daß er nicht mit voller Kraft, wie er es sehnlich wünsche, wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten sich widmen könne, dann antwortete ihm dieser: „Sei froh, daß Du zu geistiger Abwechselung und Ausspannung Deine geschäftliche Tätigkeit hast. Eine einseitige wissenschaftliche oder künstlerische Thätigkeit würde Dich aufreiben". Und der Leibes- und Seelenkenner hatte wohl Recht. —

Wir kommen nun von der wissenschaftlichen Tätigkeit Schwetschkes zu den Anfängen seiner dichterischen. Sehen wir zu, in welchem Maße und mit welcher Seele er „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" empfing, um sich, und später die Freunde seiner Muse, in der Mittagsschwüle des Lebens an der Abendwindeskühle, dem Blumenwürzgeruch und Duft der Dichtung zu erfrischen.



Dichtungen Schwetschkes bis zum Ausgange Friedrich Wilhelms III.

Das bei Anzeige ihrer Begründung gegebene Versprechen der Zeitung, durch passende Gedichte zur Unterhaltung des Lesers beitragen zu wollen, löste der Courier reichlich ein. Dies geschah nicht nur in vereinzelten Fällen durch Abdruck von Gedichten aus anderen Zeitungen oder aus Büchern, wie z. B. aus König Ludwigs von Bayern Gedichten, sondern auch, dem Orts- und Zeitgeschmack, der noch unter der unmittelbaren Nachwirkung unser klassischen Literatur-Periode stand, entsprechend, durch häufige Veröffentlichung eigener, meist durch Mitarbeiter aus dem Leserkreise verfaßter, mehrfach recht gelungener, Erzeugnisse der Dichtkunst. Sie erschienen hauptsächlich an Neujahrs- und Königsgeburtstagen. Im Wochenblatte kamen zu den Gedichten dieser Art noch solche beschaulichen, frommen oder moralisierenden Inhalts hinzu. Nicht ein Leitartikel in Prosa, sondern ein Leitgedicht von F. A. (?), das auf die Person und Familie des Königs, auf zwei hallische Jubiläen und auf das Hauptereignis des Vorjahres, die Seeschlacht von Navarin, bezugnahm, eröffnete, wie hier besonders hervorhoben sei, den ersten Jahrgang. Zum ersten Königsgeburtstag steuerte Wilhelm Ribbeck (1839 erschienen von ihm in Leipzig Gedichte (169)), einer der Freiheitskämpfer, denen bei Waterloo Napoleons Reisewagen als Siegesbeute zugefallen war, ein vom Universitäts-Musikdirektor Naue komponiertes „Volkslied der Preußen“ als besondere Festgabe bei. Er singt vom König u. A.:

Er wehret jeder frommen List,
Ist ernst und wahr, ein echter Christ;

und (man denke an die Gründung der Universitäten Berlin und Bonn und die königliche Fürsorge für das gesamte niedere und höhere Schulwesen):

Er löst der Geister Schwingen
Und jedem Aufflug schafft er Bahn.
Sein Volk wird nie ein trüber Wahn
In Sclavenbanden schlingen. —
Saugt Geistesarmut heimlich Gift,
Ist frei des Freien Wort und Schrift.
Heil! deutscher Aar, der freudig ringt
Und kühn sich auf zur Sonne schwingt.

Der preußische Aar mit seinem Nec soli cedit! wird dem sich also unter Friedrich Wilhelms Szepter völlig frei fühlenden Dichter zum deutschen. Ein fernerer jetzt unbekannter, aber von Schwetschke als sinniger und formgewandter Gelegenheitsdichter geschätzter Beiträger war Philipp Edner, zuletzt Faktor einer hallischen Buchdruckerei (H. W. Schmidt).

Beim letzten Königsgeburtstag 1839 erschien im Courier ein zwar formell etwas gezwungenes und hartes, aber phantasie- und sinnvolles Sonett La Motte Fouqués *), das bei der Festfeier im Hause der Freimaurerloge vorgetragen war. Es lautete:

Der Frühling, froh, daß er voll Huld enthülle
Der Erde Wonnen unter duft'gem Sprühen,
Ringsher die Welt Ein freudeseel'ges Blühen, —
Der Sommer dann in Wettersturms Gebrülle, —

Der Herbst mit reichersiegter Gaben Fülle,
Die zwischen goldgefärbten Blättern glühen, —
Der Winter, spendend Rast von allen Mühen,
Treuschützend Flur und Saat mit Silberhülle, —

All' das ward uns für Ein erhab'nes Leben,
Uns allen theu'r, als Spiegelbild gegeben:
Wir sah'n den Lenz in Friedensblüten prangen.

Dann kam der Sommer streng' in Wetter-Schauern,
Bis Nordlands heit'rer Herbst war aufgegangen.
Mög' Nordlands Winter schön, klar, friedlich dauern.

Wir kommen jetzt zu Schwetschkes ersten veröffentlichten Gedichten. Ob bis dahin den dichterischen Versuchen der Schülerzeit — den erdichteten Prosadarstellungen der Briefe und der Virgilübersetzung in Versen — nebst einigen Familiengedichten noch andere gefolgt waren, ist mir nicht bekannt. Erst im Courier, wie in Schwetschkes ziemlich spät — 1847 — erschienener erster Sammlung seiner Gedichte, „Gedichte eines protestantischen Freundes", finden sich solche vielleicht schon von 1829 ab, die ein gutes Bild der Anfänge seiner weiter entwickelten Dichtkunst bieten.

---

*) Der damals in Halle lebende Dichter (S. 227 f.) des unsterblichen Märchens „Undine" gab noch bei C. A. Schwetschke und Sohn 1841 seine „Auserwählten Werke", 12 Bände in kl. 8., heraus. 1843 starb er in Berlin.

Die ersten fünf, mit Ausnahme von Nummer zwei, nicht unterzeichneten Gedichte der nachfolgenden Auswahl sind dem Courier entnommen. Sie rühren möglicherweise nicht von Schwetschke her, obgleich Manches dafür spricht, daß sie seine Erstlinge sein könnten. Zum vollen Verständnis sämtlicher Dichtungen sind in Vor- und Nachbemerkungen, sowie Anmerkungen, ihre Beziehungen angegeben sowohl auf die Person des Dichters, wie auf Persönlichkeiten, Gedanken und Ereignisse der Zeitgeschichte, welcher letzteren die meisten, ja — rechnet man die zeitgenössische Schrifttumsgeschichte hinzu — welcher alle Gedichte Schwetschkes ihre Entstehung nach Inhalt oder Form, oder beiden, verdanken.

1. An das neue Jahr 1829.

Verleih', o Jahr! Triumph gerechter Sache,
Und aus der Sklaverei
Erlöse Hellas, Portugal *) und mache
Die Katholiken **) frei.

Mit Sieg gekrönt — schon rauschet kühn die Schwinge,
Die ihn gen Varna trug —
Sei Rußland's Aar und hin nach Stambul dringe
Der nächste Sturmesflug ***).

Und allen Kämpfern in dem großen Streite
Für Wahrheit, Recht und Licht
Steh' siegverkündend du o Jahr! zur Seite;
Ihr Arm ermüde nicht.

Und lange noch soll uns der Held bewahren,
Der frei von Lug und Trug,
Ein ächter Fürst, der Finsterlinge Schaaren,
Wie König Friedrich, schlug ****).

---

*) Griechenland seufzte im letzten Jahre seines Unabhängigkeitskampfes unter dem Türkenjoch und Portugal unter dem blutigen Thronräuber Dom Miguel.

**) Die katholischen Irländer kämpften um staatliche Gleichberechtigung mit England.

***) Rußland, dessen Kaiser Nikolaus der Schwiegersohn Friedrich Wilhelms III. war, genoß noch von den Befreiungskriegen her besonders freundschaftlicher Teilnahme in Preußen. Sein „Sturmesflug“ ging nur bis Adrianopel, durch dessen Friedensschluß im begonnenen Jahre jedoch die Unabhängigkeit Griechenlands nach neunjährigem Kampfe herbeigeführt wurde.

****) Beim Siege Friedrich Wilhelms über die Finsterlinge denke man mit dem Dichter an das, was oben über die Entlassung Wöllners durch den jungen Fürsten gesagt ist. Hier spielt wohl noch der Wunsch hinein, der König möge sich auch gegen die neuerdings aufkommenden Finsterlinge neben katholischer auch evangelischer Herkunft, wie Hengstenberg in Berlin und Tholuck in Halle, wenden.

Das kräftige, schwungvolle Gedicht hätte, Schwetschke als den Verfasser angenommen, noch eine doppelte Bedeutung: Zum erstenmal würde hier in einem Gedichte seine Verehrung des deutschen Licht- und Kraftträgers Friedrichs des Großen zu Tage treten, auf den er oft auch dichterischen Bezug nimmt; und vor allem ist mit dem Eintreten für den Triumph „gerechter Sache" und „aller Kämpfer in dem großen Streite für Wahrheit, Recht und Licht" das hohe Richtziel angegeben, auf das sich die Schwetschkesche Geistesentwicklung hinbewegte.

2. Mit der Überschrift: „In Bezug auf eine Controverspredigt*) über die Rezension des Musikfestes des thüringisch-sächsischen Vereins in dem 74. Stück der Hallischen Zeitung" finden sich im nächsten (am 17. September 1829) unter den Bekanntmachungen folgende (vielleicht irrtümlich mit s statt ç unterzeichnete) auf Schwetschkes spätere Art witziger Epigramme deutende und für seinen Begriff von Künstlerschaft bezeichnende Verse, die ich überschreiben möchte:

2. Künstler und Dilettant.

Wenn hoch im Götterrat die Künstler tronen,
Melodische Accorde niederrauschen,
Entzückensvoll die Hörer alle lauschen,
Des Dankes Blicke schwach den Meister lohnen,

Dann hat der Dilettant — o laßts mich sagen,
Und ob er auch noch ärger drob ergrimme —
Dann hat er Sitz wohl, wie vor wenig Tagen,
Doch, wie vor wenig Tagen, keine Stimme. —

Die Juli-Revolution von 1830, das „Auferstehungsfest" der französischen Freiheit, aus dessen Osterwasser Platen, Mosen, Lenau, Grün u. a. Dichter von unbekannterem Namen, wie der wohlmeinende, gemäßigte und volkstümliche Ernst Ortlepp, ihr „Osterlied für Europa" und sein Auferstehen schöpften, erweckte im Courier, obgleich er über dieses „denkwürdige Ereignis", wie wir sahen, ausführlich berichtete, keinen Sänger. Herausgeber und Leserkreis fühlten sich in den Zeit-

*) Dieser in den damaligen Preßfehden übliche — man vergl. auch W. Hauffs „Controverspredigt über H. Clauren. Herbstmesse 1827" — besonders theologische und juristische Kunstausdruck für Auseinandersetzungen über wissenschaftlich streitige Dinge, wurde ebenso, wie der Ausdruck „Sitz und Stimme" von Schwetschke in seinen späteren Lebensjahren noch mitunter scherzend gebraucht.

stürmen und Wirren sicher unter dem König, dem ein kurzer poetischer Heilzuruf bei seinem Vorantritt im Neujahr 1832 wünschte, wie er einst „umbraust vom Sturm" der Freiheitskriege dem „Ahnherrn Friedrich gleich" fest„stand",

„So steh er noch, ein fester Turm
Zur Wehr für Volk und Reich!"

Und das nächste Neujahrsgedicht, eine sinnige Sage vom berliner Denkmal des Großen Kurfürsten, schloß ebenfalls mit einer Huldigung für den König, der ja des Großen Kurfürsten Gedächtnis im Aufruf an mein Volk selbst mit angerufen hatte. Auch in Schwetschkes vaterländischem Gemüt kam gleich hinter dem Großen König der Große Kurfürst.

3. Die Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht 1833.

Ein greiser Held, zur Stunde der letzten Mitternacht,
Tut in Berlin die Runde und visitirt die Wacht;
Von seinem Postamente lenkt er das eh'rne Roß
Und reitet von der Brücke hinab zum Königsschloß,
Und hinter seinem Schritte folgt ihm, ein Geisterzug,
Was je für Preußen's Ehre die Heldenwaffen trug.
Das ist der Große Kurfürst, der visitirt die Wacht
Alljährlich in der Stunde der letzten Mitternacht.

So ist's auch jetzt geschehen am letzten Tag im Jahr;
Es ritt der alte Degen mit seiner Heldenschar
Hinab von seiner Brücke vor Friedrich Wilhelms Haus,
Die Posten rufen: „Wer da? Steh' Runde! Wach' heraus!"
Da springen die Gardisten von ihrem Sitz empor,
Der Offizier schickt eilig Examinirtrupp vor.
„Wer da?" ruft der Gefreite den hohen Reiter an.
„„Die Runde!"" schallt's entgegen. „Wer tut die Runde dann?"
„„Der Kurfürst Friedrich Wilhelm!"" — Da öffnen sich die Reih'n
Und zu der Wache reitet der alte Held jetzt ein.
Und als er die Soldaten gar freundlich angeblickt,
Hat er zum Offiziere das greise Haupt gebückt
Und fragt nach der Parole, und was der Feldruf sei:
„Mit Gott!" ist die Parole, „Der König!" 's Feldgeschrei".

Da lächelt drob so milde der Held von Fehrbellin
Und wendet mit dem Rosse, um weiter fortzuzieh'n,
Zu forschen bei den Posten ob alles richtig sei,
Und Alle geben richtig Parol' und Feldgeschrei.
Und als es Eins geschlagen, da hält mit seinem Roß
Zu Erz erstarrt der Kurfürst auf seiner Brück' am Schloß.

Das ist die alte Sage, die wieder wurde wahr
In mitternächt'ger Stunde am letzten Tag im Jahr.
Doch wie es dort erklungen, so kling es fort und fort;
Das sey im ganzen Lande das hohe Losungswort,
Und auch im neuen Jahre ertön' es wieder neu:
„Mit Gott ist die Parole, Der König! 's Feldgeschrei!"

Der Umstand, daß dieses Neujahr noch in Schwetschkes zweieinhalbjährige Landwehrleutnantszeit fiel, spricht vielleicht für seine Abfassung dieses militärischen „Runde"-Berichts. Andernfalls könnte sie auch einem dichtenden Offizier zugeschrieben werden, dessen Mitarbeit an der Zeitung Schwetschke, meines Erinnerns, einmal erwähnte.

Ganz unpolitisch und nur allgemein menschlich sind die beiden folgenden Neujahrsgrüße.

4. Dem neuen Jahre 1834.

Du schwebst herab, von lichtem Glanz umflossen,
Begrüßt von unser's Herzens Huldigungen,
Wie eine Braut, die unser Mut errungen,
Ein Kleinod, das sich unserm Blick erschlossen.
Auf Alle ist dein Zauber ausgegossen
Und Allen ist die Kunde froh erklungen;
Wenn auch noch keines Dichters Mund gesungen,
Ob Glück, ob Unheil deinem Tritt entsprossen.

Denn, wie auch manche Herzen ahnend schlugen,
Die ihre Grüße dir entgegen trugen,
Wie bang und tief sie seufzten und beklommen;
Du zeigtest Allen doch den Himmel offen,
Denn Allen gabst du ja ein freudig Hoffen,
Und Alle rufen freudig dir: Willkommen!

5. Beim Jahreswechsel 1835.

Hin zum Grau der Ewigkeiten
Floh die abgeschied'ne Zeit,
Ihre Freuden, ihre Leiden,
Decket die Vergangenheit.
Was sie geboten im wechselnden Leben,
Himmelhoch Jauchzen, entzückende Lust,
Freudig Erglühen und zagendes Beben
Lebet nur noch in erinnernder Brust.

Vor uns liegt ein neues Hoffen,
Vor uns liegt ein neues Glück,
Neue Bahnen steh'n uns offen,
Neue Wonnen träumt der Blick.
Aber, ob Schmerz oder Leid uns ereilen,
Eh' wir die kommenden Tage vollbracht;
Ob wir noch länger im Leben verweilen:
Herr, wir erkennen die göttliche Macht!

Der hoffnungsfrohe Ton des ersten dieser beiden Neujahrsgrüße zeigt eine ungetrübte Stimmung des Dichters. Vielleicht trug dazu — wenn dies Schwetschke war — das am 24. Oktober des Vorjahres gefeierte 100jährige Jubelfest seiner Gebauerschen Buchdruckerei bei, das er mit vieler Liebe und Stolz veranstaltet hatte und dessen er lebenslang mit Genugtuung gedachte. Dagegen wäre der ernste Ton des Neujahrsgrußes von 1835 wohl mit auf den kurz vor Weihnacht des Vorjahres erlittenen Verlust eines, noch nicht vier Monate alten Töchterchens, eines freudig begrüßten zweiten Kindes des Dichters, zurückzuführen, sowie auf die Sorge über ein Lungenleiden des geliebten Bruders, das dieser sich im Oktober des Vorjahres bei der Grundsteinlegung der deutschen Buchhändlerbörse in Leipzig zugezogen, an der er als ein Hauptvertreter des deutschen Buchhandels teilgenommen hatte (170). Im neuen Jahre nahm das, zum frühen Tode führende, Leiden zunächst nur vorübergehend einen lebensgefährlichen Charakter an, der die vom Dichter, wie vorahnend, betonte Hinfälligkeit des irdischen Lebens und seine Abhängigkeit von der göttlichen Macht ihm und der Schwetschkeschen Familie recht nahe legte.

Die nun folgenden Gedichte sind, mit einer Ausnahme, alle in Schwetschkes obengenannter Gedichtsammlung enthalten.

Da wir hier eben sein Privatleben und Privatstimmungen berührt haben, so beginnen wir mit ein paar Weinliedern wohl aus ziemlich früher Zeit, die in sein Genußleben einige andeutende dichterische Streiflichter werfen. Im gewöhnlichen Lauf der Tage der damals allgemein üblichen Einfachheit der Lebensweise huldigend verschmähte er es doch nie, dem Grundsatz zu folgen: Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Daneben aber empfand er die doppelt herzerfreuende und kräftigende Wirkung des edlen Traubensaftes, wenn er den Geist und seinen nicht taktfesten Körper durch, vielleicht vergeblich, nach Goldgewinn trachtendes geschäftliches oder nach geistigem Genuß, Ruhm und Ehre in Kunst und Wissenschaft begehrendes Denken und Arbeiten stark angestrengt hatte. In solcher Stimmung preist er den Wein kurz und gut:

6. Gelag.

Ich habe lang im Fluß Pactol*) geforscht nach flimmerndem Gestein
Bis mir die Wange bleich und hohl, und matt und hager mein Gebein.

Da sang zu mir ein heitrer Fant mit trauten Liedes hellem Ton:
Du, schöpfe Freund, Dir goldnes Wohl aus unserm Vaterstrome Rhein.

Ich nahm der Rede Edelstein an meinen Busen, und mit Lust,
Wie um die Axe sich der Pol, dreht sich mein Lied jetzt um den Wein.

Man beachte die kunstvollen Doppelreime (nicht blos End- sondern auch Mittelreime) dieses kleinen Gasels. — Im nächsten stellt sich die Abspannung, vermischt mit ernster Betrachtung, nach einer übermäßig ausgedehnten Sitzung ein beim

7. Aufbruch.

Horcht! Der Tag klopft an die Pforte, Brüder! und wir müssen gehn.
In den Lüften rauscht es östlich, Brüder! und wir müssen gehn.

Schon verklingt der Ton der Geigen, der des Saales Rund' durchrauscht,
Fiedler blicken übernächtig, Brüder! und wir müssen gehn.

Deine Kränze duften übel, übel steht dir Blumenpracht,
Schenke mit verbleichter Wange, Brüder! und wir müssen gehn.

Scherben, die des Zechers Lüste an den Boden rings verstreut,
Mahnen an den Bruch der Zeiten, Brüder! und wir müssen gehn.

Einen Trunk noch bleicher Schenke! Eine Blume von dem Haupt,
Einen Gruß dem Gott der Nächte, Brüder! und wir müssen gehn.

*) Paktolos (jetzt Sarabat) in Lydien, ein kleiner früher, wie es hieß, sehr goldhaltiger Fluß.

Ein kleines Abenteuer beim Heimwege aber gibt dem Dichter, der sich etwas verschämt hinter der Maske des Hafis in Schiras verbirgt, in „Hafisens Verfrühung" Anlaß zu einem nicht ungewöhnlichen humoristischen Wortspiel. Als die Straßenwächter mit Hallo den in frühester Morgenstunde heimwärts taumelnden „späten Trunkenbold" greifen wollen, wehrt sich der weinselige Hafis:

„Daß doch", murrt' ich trotzig schnaubend, „bessern Wort's das Volk sich mühte;
Mögt Verspäteten ihr greifen, doch den laßt, der sich verfrühte!"

Von läuternder Überwindung häufig trüber und ernster Stimmungen, — da wirklich fröhliche ja doch hienieden so selten sich einstellten und festgehalten werden konnten, — von ihrer Überwindung in frischer wagemutiger Kunstübung geht auch das nächste Gedicht aus, mit dem wir den Dichter, wie mit den eben angeführten Versen, ein damals stark bebautes und auch von ihm gepflegtes Feld betreten sehen. Es ist das Gebiet der von Herder zuerst uns nahegebrachten morgenländischen Dichtung, als deren erstes Meisterwerk in deutscher Zunge Goethe seinen „westöstlichen Divan" (d. i. Gedichtsammlung) schuf, dem dann Platen und vor allem der gewaltige Dichter, Sprach- und Vers-Meister Rückert in führender Rolle folgten. Dieser machte, während sein großer Zeitgenosse Uhland Stoff und Anschauungsweise einer ganzen Dichterschule beeinflußte, mehr auf Sprache und Form der gesamten deutschen Poesie seinen Einfluß geltend. Ihm fühlte sich Schwetschke durch sein im Innersten religiöses, eigenartiges und selbstständiges Streben, wie durch ausgeprägten Sinn für schöne Formen innerlich verwandt. Zu ihm schaute er voller Verehrung als zu seinem Ideal und Meister auf, ohne jedoch daran zu denken, ihn in seiner gewaltigen Schaffenskraft auch nur im entferntesten erreichen zu wollen, doch auch ihre verhältnismäßig geringen Schattenseiten in Sprachkünsteleien und nüchternen Wendungen entgingen ihm später nicht ganz.

Schwetschke ließ sich auch nicht von Rückert zu einer ausschließlichen Vorliebe für morgenländisches Schrifttum und Wesen bestimmen. Denn während der ältere Rückert, der bereits in den Freiheitskriegen und kurz nachher für Deutschland und gegen Napoleon als leidenschaftlicher Dichter aufgetreten war, in den 1830 er Jahren, mißmutig über die unbefriedigende Wendung der deutschen Dinge, geistig völlig nach dem Morgenlande ausgewandert war, bewegte sich Schwetschke nur in der Märe Hormusan rein auf diesem Boden. Er wandte dagegen die

östlichen Dichtungsformen und Betrachtungsweise mehrfach auf persönliche und heimische Ereignisse und Verhältnisse an, welchen letzteren er, sie dichterisch begleitend und beleuchtend, schließlich in verschiedenen Versbildungen und Schrifttumsformen seine volle alleinige Aufmerksamkeit widmete. Ausgenommen sind zwei Abstecher in die französische Zeitgeschichte, wie ein unpolitischer in die Vorzeit Schwedens.

Doch nun zu dem oben erwähnten zunächst zu besprechenden Gedicht.

Dieses, das Sonett „Gen Osten", führt uns in unseres Dichters Versuche in östlicher Dichtung Geist und Formen ein, mit denen er teilweise westliche, abendländische, Gegenstände in der, „Öst-westlicher Diwan" von ihm genannten, Abteilung seines Gedichtbändchens behandelt. Nach dem Muster seiner Vorbilder Goethe, Platen und Rückert singt er, außer in der nun schon lange in der deutschen Dichtkunst heimisch gewordenen Form des italienischen Sonettes und der italienischen Terzine auch in den fremdartigen, morgenländischen, ihm reizvoll erscheinenden Formen der Makame und besonders des Gasels (arabisch: Liebesgedicht, Liebes- oder Schmeichelrede), zweizeilige Strophen, die durch einen gleichen Reim der zweiten Zeile verbunden sind. Bei den Persern ist Hafis der Meister dieses sehr beliebten, uns jedoch nicht mehr so zusagenden, „Sonettes des Orients". Schwetschkes Einführungsgedicht in seine „östlichen" Dichtungen lautet:

8. **Gen Osten.**

Ich bin geschritten durch das Läut'rungsfeuer,
Darinnen ich geglüht als Salamander *)
Am Aeschylus wohl mehr, denn am Menander **),
Da Ernst so wohlfeil hier und Scherz so teuer.

Nun aber lenk' ich meiner Muse Steuer
Zu jenem Bord, dem einst entschwamm Leander;
Mit Serugs Abu Seïd ***) jetzt selbander
Such' ich im Osten keck mir Abenteuer.

---

*) Menschenähnliche Wesen im mittelalterlichen Aberglauben, deren Element das Feuer ist; vgl. Faust's „Salamander soll glühen!" (bei Beschwörung des Pudels).

**) Aeschylus und Menander, symbolische Berufung auf den Altmeister der griechischen Tragödie und auf den bedeutendsten Dichter der neueren attischen Komödie.

***) Gemeint ist Rückerts Nachdichtung „Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri in freier Nachbildung" (1826).

Doch, daß die Reise völlig wohlberaten,
Schau ich zum Himmel auf nach Dioskuren *),
Die meines Pfades Nächte mögen hellen.

Und sieh' mein Doppelsternbild — Goethe-Platen —
Erblick ich droben auf krystallnen Fluren,
Umhüpft von ätherschlürfenden Gasellen **).

Als Abenteuer, außergewöhnliche Ereignisse, die der Dichter auf seiner Fahrt aufsucht, um sie geistig zu erleben und dichterisch darzustellen, stößt ihm zunächst aus der alten persisch-arabischen Geschichte die, bereits von Platen und Rückert besungene, Mär von Hormusan, dem Tapferen, auf, der sich, als Persien durch den Kalifen Omar (634 bis 644) aus dem Stamme der Koreischiten unterworfen wurde, im Augenblick höchster Gefahr durch Geistesgegenwart das Leben rettet und die Achtung des wilden Siegers erwirbt.

9. Hormusan.

Frohen Laufes flieh'n die Boten hin zu deines Lagers Zelten,
Siegesfürst vom Stamme Koreisch, Licht und Sonne ird'scher Welten,
In der Scheide ruh'n die Schwerter, in dem Köcher die Geschosse,
Schnaubend über deiner Feinde Leichen sprangen ihre Rosse!
Und umstrickt von Band und Fessel tritt aus wilder Sieger Mitten
Stolz ein Perserheld, der noch in letzter Gegenwehr gestritten,
Hormusan, der Leu der Berge, hin zu des Kalifen Throne,
Der dem allzu kühnen Kämpfer Tod bestimmt zu schlimmem Lohne.
„Nicht", beginnt der müde Streiter, „sollst du feig mich hören klagen,

---

*) Kastor und Pollux, das abwechselnd einen Tag im Himmel, den andern auf der Erde lebende Brüderpaar der Dioskuren, wurden als schützende Begleiter auch auf Reisen angerufen.

**) Goethe trug, wie erwähnt, durch sein jugendlich glänzendes Alterswerk von 1819, den „Westöstlichen Diwan" viel zur Verbreitung der Kenntnis persischer Dichtung bei. Platen aber hat dann durch seine außerordentlich formschönen, nach Klarheit des Ausdrucks und Gedankensammlung trachtenden Gaselen (1821, neue Gaselen 1824) und andere Gedichte „allein unsere Lyrik wieder aus der Lüderlichkeit der Romantiker befreit und die echte Kunst wieder zu uns zurückgeführt. Und mit Recht sagt daher auch Dingelstädt, daß er es gewesen, der die neue Generation wieder dichten gelehrt habe". (Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts). Daß Schwetschke nur von seinem Doppelsternbild Goethe-Platen spricht, während er sich den Rückertschen Helden, Serugs Abu Seid, als Reisebegleiter wählt, läßt auf Entstehung des Gedichtes nach dem Tode der beiden Erstgenannten (Platen starb 1835) schließen, die ihm als dahingeschiedene Unsterbliche in Gestalt eines Sternbildes vom Himmel herableuchten. Daß er sie von ätherschlürfenden „Gasellen" umhüpft werden läßt, ist eine anmutige dichterisch freie Umdeutung der Gaselen in leichtfüßige himmlische Gazellen.

„Aber einen Wunsch, o Sieger, wolle nicht dem Feind versagen:
„Nur noch einen vollen Becher, angefüllt mit kühler Welle,
„Laß dem Todverlechzten reichen hier auf des Verderbens Stelle".
Omar spricht: „Auf schuld'gem Haupte will ich Leid nicht doppelt häufen;
„Wohl, so mag von meiner Gnade dir noch dieser Becher träufen".
Und den vollgefüllten führet brünstig Hormusan zum Munde —
Sieh', da blitzt ein Strahl des Heiles auf aus dem krystallnen Grunde,
Und im klaren Quell der Wogen, in dem duftigen, dem reinen,
Sieht er einen Himmels-Bogen, einen Stern der Hoffnung scheinen.
Scheu umblickend ruft der Schlaue: „Daß ich völlig mich erlabe,
„Herr, nicht eher laß mich sterben, bis ich dies getrunken habe!"
„Auch die Bitte noch gewähr' ich", rufet Omar — Und von hinnen
Schleudert Hormusan den Becher schnell zum Sand mit klugen Sinnen.
Aber zürnend der Kalife spricht: „Was mag solch Spiel dir nützen,
„Daß du letzten Trank der Labe also töricht willst verspritzen?"
„Nein, o Herr!" ruft jetzt in Hasten Hormusan, „wie wäre Labe,
„Was, hätt' ich es ausgetrunken, mir gebracht so bittre Gabe?
„Nimmer trink' ich nun die Welle, die schon in den Sand verronnen;
„Herr! Du ließest Heil mich schöpfen ganz aus milder Worte Bronnen!"
Und mit staunendhohem Blicke wäget Omar solch Beginnen;
„Perser! jetzo werd' ich deiner Mannheit Tugend völlig innen.
„Solch' ein Held mit Schwert und Listen wandle frei des Heiles Pfade;
„Voll den ausgeleerten Becher füll' ich neu mit meiner Gnade".

Was zog aber unsern Dichter zu dem gewagten — und geglückten — Versuch einer dritten Bearbeitung der Hormusanfigur hin? Es war, wenn ich recht sehe, der Umstand, daß er in des Persers odysseischem Heldentum, in der Vereinigung von „Schwert und Listen", von Mut und von Geisteskraft, der „Mannheit" eigentlichste Tugend sah, — eine Doppelkraft, die er später in seinem großen, von ihm so häufig gefeierten Zeitgenossen Bismarck wieder fand, den er in seiner Bismarckias einmal treffend kennzeichnet mit der Antwort auf die Frage: „Sagt, wer löst den wirren Knoten des Konflikts" (nämlich der Regierung mit dem Abgeordnetenhaus in den 1860 er Jahren)? Da antwortetet der Dichter:

„Bismarck, der erfindungsreiche,
Unser preußischer Ulyß". —

In seiner Gedichtsammlung schickt Schwetschke seiner neuen Form der Hormusan-Romanze diejenigen Platens und Rückerts voraus mit dem kecken Sinnspruch:

„Platen pries und Rückert lobte,
Wie sich Hormusan erprobte;
Auch nicht übel wird's ihn kleiden,
Stell ich mich zu jenen Beiden".

Für Verehrer der Dichtkunst mögen deshalb jene beiden früheren Bearbeitungen zu näherer Vergleichung unter sich und mit der dritten im Anhange folgen (171). —

Mehr noch, als die Teilnahme für die alten persisch-arabischen, reizte Schwetschke die für die gleichzeitigen französisch-arabischen Kämpfe in Afrika. Aus den Zeitungsnachrichten über die Kolonialkämpfe der Franzosen in Algerien entnahm er die Anregung zu zwei dichterischen Bildern. Als der, den Franzosen so gefährliche, Emir Abd el Kader im November 1838 von neuem den „heiligen Krieg" gegen die christlichen Eindringlinge erklärt hatte, wurden die europäischen Niederlassungen überfallen und schrecklich verwüstet und auf der wohlbewässerten und sehr fruchtbaren Ebene Metidscha südlich der Hauptstadt lagerten sich 40 000 Araber, die bis an die Tore Algiers streiften. Die Teilnahme an dieser kritischen Lage der Dinge entlockte der Einbildungskraft des Dichters die nachfolgende, wohl im Allgemeinen auf Zeitungsnachrichten beruhende, sich auch durch anschauliche Beschreibung des Geländes auszeichnende Darstellung in Terzinen von der blutigen Vernichtung eines französischen „Vierecks" (so verdeutscht der Dichter selbst Quarré) durch einen Beduinenstamm.

10. Die blutige Metidscha.

Phantasiebild.

Es jagt der Tod auf hitzig wilder Mähre
Schnaubend herab zu schilfumgrünter Fläche,
Wo stockend lenkt in scheuer Schräg' und Quere
Der Strom Haratsch des trüben Laufes Bäche.
Nicht mag ein Fuß sich nah'n des Argen Rücken,
Daß er nicht jäh in wüste Tiefen breche
Und sich versenke in des Moores Tücken;
Nur Gans und Reiher mag mit leichter Schwinge
Im luft'gen Zug den grausen überbrücken.
Doch, daß es auch dem schnellen Roß gelinge,
Das jenen trägt, den Trüben, Freudelosen,
Sollst jetzt du schaun; und wo der Pfad sich schlinge,

Es ist gerichtet gegen den 23jährigen Herzog von Nemours, den unbeliebten zweiten französischen Königssohn, der im Gedicht von einem jedenfalls alten Kolonialkrieger als Pariser „Badaud" (Maulaffe, Gimpel, der alles angafft) bezeichnet wird, da er nach flüchtigem Besichtigen der Provinz Algier wieder nach Paris zurückeilt — nicht ohne nach eigener kühler Rast eine leuteschinderische Parade im glühenden Sonnenbrand abgenommen zu haben. Die mitfühlende Teilnahme des Dichters gerade an solcher, Manchem gefährlichen, Heeresschau scheint auf eine eigene Erfahrung aus seinem Soldatenleben zu deuten.

11. Der Pariser Badaud.

Auf afrikanischer Erde
In wildem Sonnenbrand
Hält dort ein Jäger zu Pferde
Und hier ein Fußtrabant.
Sie sollen als Hüter schalten
Vor jenes Schlosses Thor,
Das Bourmonts Kugeln gespalten
Acht blutige Sommer zuvor *).

O Schloß mit Türmen und Zinnen!
Es pflegt noch kühle Rast
In deinem Schatten dort innen
Wegmüde der edelste Gast,
Der kam von Konstantine
Herüber aus reisigem Zug,
Wo über Bresch' und Mine
Die Tricolor' er trug.

Schon wirbeln des Tambours Schläge,
Zur lustigen Heeresschau,
Es füllen mit Glanz sich die Wege
Hin nach Metidschas Au'.
Da aus des Thores Gegitter
Sprengt stolz der blonde Nemours,
Zu schauen Fußvolk und Ritter
Auf staubumwirbelter Flur.

---

*) Das Schloß des Deis von Algier wurde 1830 von General Bourmont erobert.

Und als sechs sonnige Stunden
Die Krieger sich müde gehetzt,
Da hat er kaum Worte gefunden,
Wie hoch er die Braven schätzt:
Am Schlosse vorüber keuchen
Fußvolk und Reiter zur Stadt,
Gar viele trägt man der Bleichen,
Vom Spiele zum Tode matt.

Und an des Schlosses Thoren
Spricht jetzt der Jäger: „Genoß!
„Mir gehet die Hoffnung verloren
„Die sich ins Herz mir ergoß.
„Siehst Du die rauchende Säule
„Dort am bewimpelten Bord?
„Was gilts? In kürzester Weile
„Trägt sie den Knaben uns fort.

„Warum doch vom heißen Posten
„Fliehst Du so eilig, o Prinz?
„Ein Jährlein solltest Du kosten
„Die Schönheit unsrer Provinz.
„Ja alle dort seid ihr, wie dieser,
„Der siegend selbst scheu uns entfloh,
„Fahr hin denn, du luſt'ger Pariser,
„Lorbeerbekränzter Badaud!"

Noch einmal, zum letzten Male, möge der Dichter uns ins Ausland führen, — diesmal zu einem Selbsterlebnis hinauf in den Norden nach Schweden; er hatte sich dieses Ziel vielleicht der kräftigenden Seereise wegen gewählt — und ein eigentümlicher Ausdruck von Nachtgedanken ist das vorliegende Ergebnis dieser Fahrt. Denn von einem gewaltigen und schwermütigen Eindrucke der Nichtigkeit irdischer Größe wurde der Wanderer ergriffen, als er bei schon dämmerndem Abend in die Kirche des in Trümmern liegenden schwedischen Klosters Wreta an dem See Roxen trat: an den Kirchwänden bezeichneten eherne, mit goldenen Kronen geschmückte Stangen die Stellen, wo König Inge und seine Gemahlin, König Woldemar der Erste und andere Fürsten unter zersprungenen, mit Staub und Schutt bedeckten Steinplatten ruhen. Hören wir:

12. Das Wretakloster.

Auf dem Meerschiff dem schwanken
Saß ich sinnend in Gedanken;
Um mich die Wellen, die schäumenden,
Wild aus der Tiefe sich bäumenden;
Die Wolken im Sturmflug jagend,
Die Möven schrillend und klagend.
Wie Walther von der Vogelweide
Saß ich auf wüster Haide.
So saß ich still alleine
Und deckte Bein mit Beine,
In die Hand geschmiegt meine Wange;
So saß ich still und lange.
Die Sonne ging zur Wende,
Der Tag der ging zu Ende.
Um hohen Himmelsbogen
Kamen die Sterne gezogen,
Die spielten funkelnde Spiele.
Ich schaute ihrer so viele,
Geschlungen zu goldenen Kränzen,
Geschwungen in schimmernden Tänzen,
Sie prangten im lichten Strahle
Um hohen Himmelssaale.

Das Schiff lief vor dem Winde,
Es fuhr zu Land geschwinde.
Da bin ich herausgeschritten
Und stand in des Landes Mitten
Auf eines Berges Gipfel
Unter hoher Buchen Wipfel,
Die lehnten voll düsterer Trauer,
An eines Hofes Mauer,
Verschüttet und zerfallen.
Ich trat in die öden Hallen;
So einsam klangen die Tritte
In des Wreta-Klosters Mitte.
Da sah ich aus trübem Dunkel
Um mich ein Goldgefunkel:
An der Kirchwand gefestet in Eisen

Hellschimmernde Kronen gleißen,
Hellschimmernde Kronen im Glanze,
Hellschimmernde Kronen im Kranze.
Da begann ich so zu fragen:
„Wer hat euch Kronen getragen?“
Und sie, die goldesroten:
„Uns trugen Schweden und Goten;
„Wir zeigen mit klaren Zügen,
„Wo die Kronenträger liegen,
„Wir zeigen mit lichter Helle
„Hier ihres Grabsteins Stelle.
„Willst du dich weiter berichten
„So frage die Geschichten“.

Da blickt' ich zum Himmelsbogen,
Der Morgenstern kam gezogen,
Die Nacht ging schweigend nieder,
Ich senkte die Augenlider.
Im Sturmesschall aus düsterm Traum erwacht' ich
wieder.

Von nun an weilen die Gedanken und Gefühle des Dichters ausschließlich im preußischen und deutschen Vaterlande; im nächsten Gedichte sogar unverkennbar in seiner Vaterstadt. Es behandelt in freier Ausgestaltung einen ästhetischen Zusammenstoß, den er mit Ruge über Rückerts Würdigung wohl im Sommer 1838 gehabt haben muß. Denn im „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1838“ hatte Ruge, wie auch sonst mehrfach, sehr scharf über Rückert geurteilt. Er wird sich also in dieser Zeit auch mündlich über ihn so geäußert haben. So war er auch eines schönen Tages — die Tatsache geht aus den Andeutungen des Gedichtes selbst hervor — als Rückert-Gegner heftig über diesen hergefallen in dem, mit üppigem nachtigallbewohnten Fliedergebüsch der Syringa persica geschmückten hallischen Logengarten, wo sich auch gebildete Nichtlogenmitglieder, wie Ruge eines war, nach den Geschäften des Tages gern körperlich und geistig zu ergehen und in einer Tafelrunde zu stärken pflegten. In dem Paradies der parteienlosen Zeit, wo der politische Tiger neben dem politischen Lamm noch friedlich weidete (wie anders ein Jahrzehnt später!), erörterten hier gar manche der Spitzen des hallischen Geisteslebens aus den gebildeten Ständen Kunst- und wissenschaftliche Fragen. In den 1830 er Jahren waren

es, um nur einige stadt- und auch teilweise damals und später der gebildeten Welt, bekannte Namen zu nennen, aus der Professoren- und Gelehrtenwelt: Germar (der langjährige oberste Leiter der Loge), Wegscheider (ebenfalls mehrfach Beamter der Loge), Witte (das Wunderkind), Eckstein, Gruber, Pott, Hinrichs, Bernhardi, Schaller, Krukenberg, Dzondi, F. L. Krahmer, Thilo — Blanc, Franke, Hesekiel, Wilcke (diese vier Geistliche), die vielgesuchten Ärzte Gutike und Hertzberg, die Rechtskundigen Cäsar, Fritsch, Gödecke, Riemer; der Major und Kommandant des Füsilierbataillons des 32. Infanterie-Regiments in Halle Malotki von Trzebiatowski (langjähriger Vorsteher in der Loge) und andere Offiziere; die Spitzen der Stadt: der Oberbürgermeister (bis 1837) Mellin, sein Nachfolger Bertram, die Stadträte, Gewerbetreibenden und Kaufleute: Wucherer, Keferstein, Pfeiffer, Kersten, die Buchhändler Anton, Knapp, Linnekogel. Daß Vater Schwetschke mit seinen beiden Söhnen der Loge angehörte, ist schon gesagt; also hier nur hinzuzufügen, daß auch Vater Kirchner, der Waisenhausinspektor, sowie sein Sohn Wilhelm, damals Oberlehrer an der Töchterschule des Waisenhauses, Beamtenstellen in ihr einnahmen.

Wer nun etwa aus diesem Kreise außer den Beiden an dem Kunststreit über Rückert teilgenommen haben mag, ist jetzt nicht mehr festzustellen, auch zu verschmerzen, da weitere Namen, wenn auch nicht „odiosa“, doch „superflua“ bei der Sache sein würden!

Natürlich war dem Rückertgegner Ruge nebst seinen, von hoher Selbsteinschätzung erfüllten Gesinnungsgenossen von Schwetschke, dem glühenden Rückertverehrer, würdig, aber entschieden und mit, wie es scheint, überlegenem Humor entgegengetreten. —

Es war dies nicht das erstemal, daß die Freunde literarisch verschiedener Meinung waren. Bereits bei Ruges Ankunft in Halle nach seiner Festungstid waren sie, um hier ein paar durch sie selbst erhaltene Nachrichten über ihr Verhältnis zu einander in den 30 er Jahren anzuführen, über einen anderen Dichter oder Nachdichter verschiedener Meinung gewesen; nämlich über Ruge selbst, der, auch um seiner damals noch fast leeren Kasse aufzuhelfen, seinem „alten Freunde Schwetschke“ den Verlag einer auf der Festung Kolberg gemachten Übersetzung des Sophokleischen Oedipus in Kolonos im neuen gereimten Versmaß angeboten hatte. Schwetschke aber hatte, da er Ruges „Anspruch, als Dichter gelten zu wollen (eine Schwäche, die er mit Kardinal Richelieu geteilt habe) nicht respektiren konnte“, den Verlagsantrag zugleich als geschäftlich aussichtslos abgelehnt, wie auch schon vor ihm ein großer rostocker Buchhändler. Ruge hat in der Tat auch nie, trotz

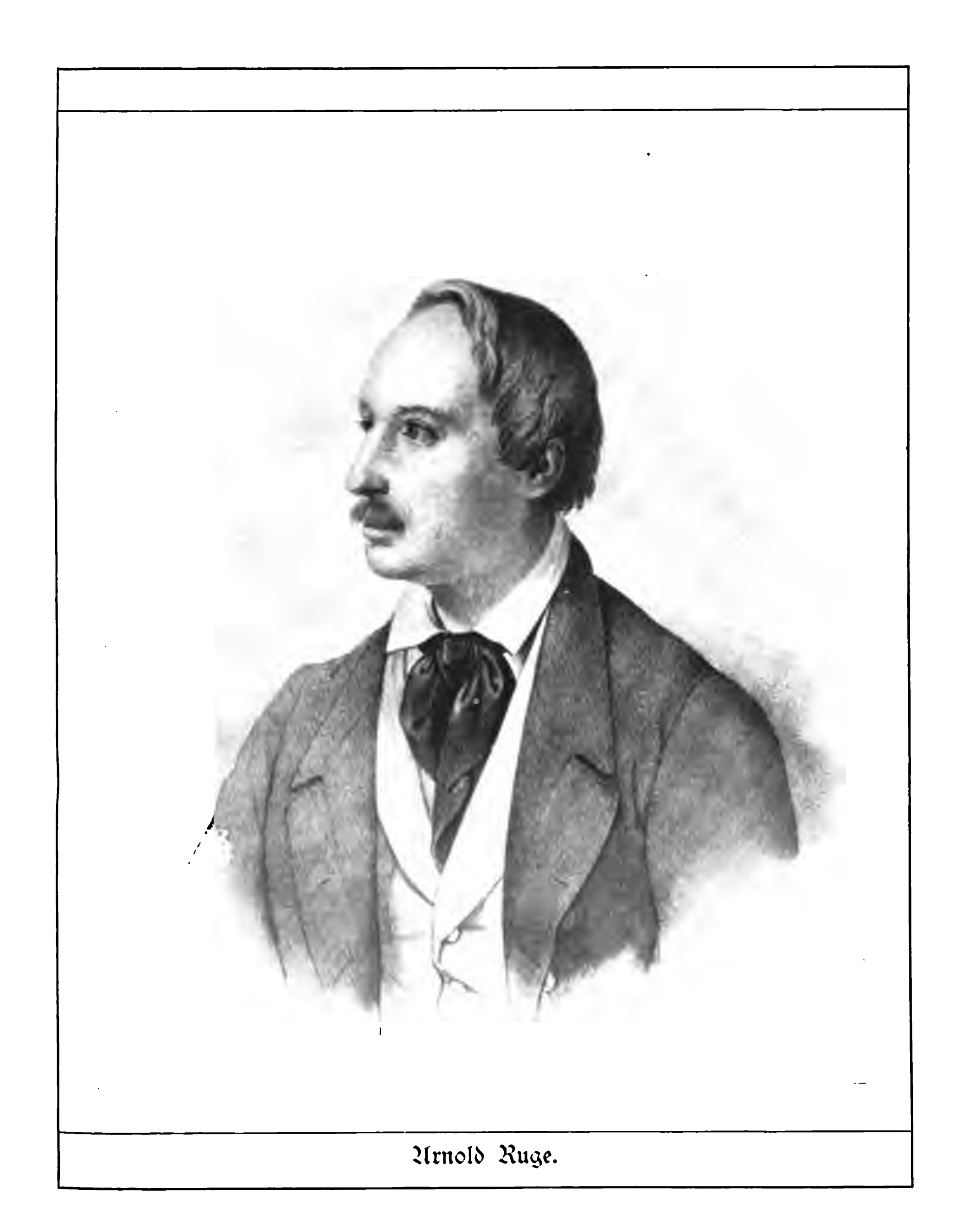
einiger „Dicht"werke, sich als Dichter hervorgetan. „Vielleicht" erkenne dieser nun auch, so meinte Schwetschke später, das Begründete seiner Ablehnung (172). Ruge aber hat nach dreiunddreißig Jahren noch über diese Ablehnung „sehr mißliebig", wie Schwetschke schreibt, doch mit freundschaftlicher Zuneigung gemischt, sich also vernehmen lassen (173): „Mein alter Freund und Studiengenosse nahm nicht den geringsten Teil weder an der Arbeit noch an mir. Als ich mir die Sache überlegte, mußte ich mir aber gestehen, daß er im Grunde ganz recht hatte, ich hatt' ihn immer so hochmütig von oben herab als Philister angesehen, daß er mich jetzt ganz folgerichtig den Philister fühlen ließ. Unser Verhältnis war damit nur befestigt [!] und ist unwandelbar das nämliche geblieben". Daß Schwetschke, der bei aller abwartenden kühlen Zurückhaltung, deren er zeitweilig fähig war, doch durch seine Jovialität, natürliche Gutherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe ein anziehendes Wesen besaß, einen ablehnenden Standpunkt einnahm und gerechte Vergeltung übte, hat also Rugen offenbar zugleich einen ebenso Achtung erweckenden, wie anziehenden Eindruck gemacht.

So hatte sich auch Ruges Zuneigung zu Schwetschke in der persönlichen Versüßung einer bitteren sachlichen Pille gezeigt, die er in einer im Ganzen absprechenden Beurteilung der im Verlage von Schwetschkes Vater und Bruder erscheinenden altberühmten hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung" seiner wissenschaftlichen Überzeugung nach verabreichen mußte. Sie befand sich in seiner ausführlichen Besprechung der damaligen gelehrten kritischen Zeitschriften in den in Leipzig erschienenen „Blättern für literarische Unterhaltung" von 1837: „Unsere gelehrte kritische Journalistik" (eine Besprechung, die Echtermeyer den Anstoß zur gemeinsamen Gründung der Hallischen Jahrbücher gegeben hatte) und hatte gelautet: „Ein solcher Fortschritt von der Äußerlichkeit der hallischen Literaturzeitung und der Vollständigkeit der Repertorien zu der wahrhaft geistigen Fassung der Sache und zu der Allgemeinheit, welche der Geist ist, wird nun in der Tat gemacht oder ist vielmehr schon vorlängst gemacht worden durch die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik". Die hallische „Allgemeine Literaturzeitung" wird dazu sagen: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus", und ich werde antworten: „Wert ist mir Schwetschke, werter noch die Wahrheit" (174). Die ihm so werte Wahrheit hatte aber Ruge nach seiner Weise, wie gegen alle besprochenen Zeitschriften, so auch gegen die hallische, nicht etwa blos mit dem verhältnismäßig zahmen Tadel der Äußerlichkeit zusammenfassend geltend gemacht. Bewahre! Er schlägt zwar Töne an, wie: „Die einzige Getreue des

alten knorrig soliden Kritizismus, dessen begeistertes Wiegenlied ihr mit so viel Ehre und Gold gelohnt worden, ist die hallische „Allgemeine Literaturzeitung", er spricht dann aber von mehreren Punkten, in denen die „alte Dame sich jung zu malen strebt", von ihrer „ledernen Wahrheit" und ihrem „langweiligen Inhalt durch altfränkische Kollektaneen-Gelahrtheit", meint als leidenschaftlicher Hegeliter: „Das historische Wissen und der zum Stockfisch des gemeinen Vorurteils ausgebildete Kantianismus sind daher ohne bestimmt ausgesprochenes Bewußtsein das Panier dieses bis jetzt wohlbegründeten Blattes" und spottet in souveräner Komik: „Ganz übel steht es ums Aesthetische darin. Ganz freilich darf die Kolumne nicht ausfallen; kleine Viertelspalten schleppen daher, wie den Hund am Strick, von Zeit zu Zeit einen armen Sünder von Poeten herein, „schlecht" oder „leidlich" wird ihm abwechselnd vor die Stirn geschlagen und „Schattens Träume" sind Poeten". — Die hallische Literaturzeitung konnte froh sein, daß sie nicht, wie die „Leipziger Literaturzeitung", mit dem vernichtenden Schlußurteil abgetan wurde: „es gehört zu den Wundern unserer ungläubigen Zeit, daß dieses traurige Institut noch immer existirt". —

Diese und andere gedruckte halb ernste, halb burschikos witzige Krafturteile und Ausdrücke Ruges, dessen Weise Schrader „derb und ungeschlacht" nennt, lassen mit Sicherheit annehmen, daß er sich mündlich noch derber und ungezwungener, im vorliegenden Falle über Rückert, ausließ, und daß also die folgenden Gedichts-Angaben Schwetschkes über Ruges Verhalten: „Er rümpfte — und schimpfte — neckte und geckte — schrie und spie" usw. usw. — weniger auf dichterischer Übertreibung, als auf Wirklichkeit beruhen.

Als rechter Dichter idealisierte aber Schwetschke die Wirklichkeit dahin, daß er die Geschichte wie ein orientalischer Märchenerzähler berichtet, sich selbst nur als stummen Augen- und Ohrenzeugen dabei darstellt und seine Verteidigung und sein Lob der östlichen Dichtung, Rückerts und seiner Dichterschule dem personifizierten Geiste dieser Dichtung selbst in den Mund legt. Seine Einbildungskraft läßt den östlichen Geist als züchtigen, edlen Jüngling mitten aus dem persischen Fliedergebüsch hervortreten, unwillig darüber, daß er durch den Lärm und „den geschwätzigen Wasserfall" der Reden des Angreifers und seiner selbstgefälligen Streitschaar aus den Träumen geweckt sei, in die versunken er der nun hinweggescheuchten Nachtigall gelauscht habe. Den Angreifer bezeichnet der Dichter zwar ganz kenntlich, nennt ihn aber rücksichtsvoll nicht geradezu mit seinem Namen



Arnold Ruge.

selbst, sondern läßt ihn nur von einem der wilden deutschen Stämme der Heruler Vandalen oder Rugen abstammen.

Dies vorausgeschickt, mag nun das Gedicht selbst folgen (175).

Es ist abgefaßt in der reizvollen Makamenform, welche dem Hauptteil nach in einer Prosa besteht, deren einzelne Redeglieder mit einander reimen, und mit der zahlreiche eingestreute wirkliche Verse bei Höhepunkten der Darstellung vermischt sind, — einer auch von Rückert trefflich behandelten Dichtform, die noch bei den Zusammenkünften der heutigen Araber beliebt ist, wenn Einzelne durch geistreich improvisierte Darstellungen, besonders durch Erzählungen aus dem Stegreif, die Zuhörer unterhalten.

13. Eine Rückerts-Makame: Syringa persica.

„Jüngst zog mich des Tages Niedergang | zu eines blühenden Hages Fliederhang, | wo um einer Tafel Runde gereiht war | von dem neuesten Kritikerbunde die Streitschar, | die sich erging in der Rede Kraft | über all und jede Eigenschaft | ihrer Gesellschaft, | die ein Born wäre des Guten und Löblichen | und ein Dorn des Schlimmen und Gröblichen, | stark in den Mysterien der Natur | und in den Esoterien der Literatur, | welcher nichts zu tief und verborgen, | der da offen läge Heute und Morgen, | die alles Verwickelte | entwickelte | und mit scharfem Scalpell zerstückelte. | Insonderlich ein Weißhäriger, | aber nicht Greisjähriger *), | warf sich auf in schiefer Richtung als Richter | über östlich tiefer Dichtung Dichter, | tadelte, | was jene adelte, | rümpfte | und schimpfte, | neckte | und geckte, | schrie | und spie, | machte sich mit Dunst und Dampf breit, | wollte scheuen keinen Kunst- und Kampfstreit, | alles beim rechten Zipfel fassen, | auf dem Baume nicht den Wipfel lassen, | und schwur zu werden der Hauptvernichter | von jener östlichen Schule Haupt-Dichter. | Als nun kaum die Rede verklungen | aus des Hauptvernichters keuchenden Lungen, | und alles von Bewunderung erfüllt war | und in ehrerbietiges Schweigen gehüllt war, | trat hervor mit züchtigem Neigen | aus des Flieders umwallenden Zweigen | ein Jüngling mit edler Gebärde, | der schlug den Blick zur Erde, | und sprach nach kurzem Säumen: | „Wer weckte mich aus den Träumen, | die mich umflatterten unter des Flieders Bäumen? |

*) Gemeint ist der 1802 auf der Insel Rügen geborene Ruge.

Woher der Strom, der hier mit lautem Hall
Absprudelt zu geschwätz'gem Wasserfall?
Scheu ist geflohen Bülbül *) vom Gezweig;
Wer hat entscheucht des Ostens Nachtigall?"

Als er so die Rede geendet, | die er an die Gesellschaft gewendet, | die ob solcher Erscheinung verstummt war | und in ihrer Meinung darüber verdummt war, | bat er nochmals die Verlegnen, | seiner Frage willfährig zu entgegnen; | worauf der Hauptvernichter sich endlich sammelte | und die Antwort zornig herausstammelte, | daß er seine Stimme erhoben, | um über die Östlichen mit Grimme zu toben, | und den Führer jener Dichterschule | abzuführen zu seinem Richterstuhle. | Kaum war solche Rede ergangen, | als sich färbten des Jünglings Wangen | und von den Lippen sich schwang | seiner Erwiderung Gegenklang:

Wer mag ein Roß, das matt und lahm von Buge,
Anspornen wohl zu leichtem Dichterfluge?

Wer mag wohl schlürfen edlen Schirasaner
Aus ekler Scherbe, aus beschmutztem Kruge?

Wer mag wohl nahen staubig und verschlissen
Dem Thron des Kaisers in dem Festaufzuge?

Nein, solches tue nimmer, wer beflissen,
Daß er geheißen werden soll der Kluge.

Das, was du tust, das tu bewußten Sinnes,
Dann heißen klug wir dich mit Recht und Fuge.

Dies magst, unholder Barbar! du ermessen,
Sei Heruler, Vandale oder Ruge! **)

Als der Jüngling also gesprochen | und die Blume der Rede abgebrochen, | welche ringsum die Lüfte würzte | und die Rüger und Riecher bestürzte, | begann der Hauptvernichter zu versichern aufs Neue, | daß er nicht Angriff und Kunstgriff scheue | von jenen Östlichen, | die er nicht zähle zu den Köstlichen, | die er verachte | und betrachte | als Sprachpeiniger, | und nicht als Sprachreiniger, | die sich ergingen in Singsang | und verfingen in Klingklang, | deren Füße gereimt und im Takt | und deren Häupter ungereimt und abgeschmackt, | die da verdrehten über alle Maßen | die Worte und Gedanken in den Vers-

*) Die persische Nachtigall.
**) Der Name von Rügens alten Bewohnern, die Rugier oder Rugen hießen, deckt hier den Eigennamen Ruge.

maßen. | Doch wolle er sich geben gefangen und überwunden, | wenn die Östlichen einen Reim gefunden | auf den Namen des Meisters, der ihnen vor allem teuer, | auf das Erlanger*) Sprachkunstungeheuer, | das anschüre persisches Krachdunstfeuer, | das zuerst eingeschwärzt statt der westlichen Stanze | die östliche Schling- und Singpflanze | als Unkräutig im deutschen Dichterkranze. | Kaum hatte der Hauptvernichter seine Rede geschlossen | und die Bolzen seines Zornes verschossen, | als der Jüngling näher rückte | und die Spitze des Wortes hinwiederzückte: | „O du, unglücklicher Zeugung Entsprossener, | in unschicklicher Neigung Erschlossener, | du meinst zu haben ein Ziel gesetzt unerreichbar, | und ein Spiel unvergleichbar; | du begehrst nur einen Reim | und wähnest keinen daheim, | um den Meister zu loben, | der die Geister erhoben, | den Dichter, der östliches Rosenlicht | um der Liebe köstliches Kosen**) flicht. | Setze nur her | das Ziel für den Speer! | Schon kommt von dem Bogen | der Pfeil geflogen, | die Senne schwirrt schon, | der Bolzen klirrt schon, | wie des Blitzes Strahl | trifft Witzes Stahl, | statt einmal, | neunmal | und neunzigmal:

Wie den vollen Kranz der Rosen auf das schöne Haupt er drückt,
Die in Schiras' Rosengärten sich der Rosengärtner pflückt,

Der umhaucht von Würz' und Düften, die durch Iran fliegend gehn,
Nicht sein Haupt nur, auch die Locke deutscher Muse schöner schmückt!

Wie er prangt in Wohllaut-Fülle, die das Ohr mit Schmeicheln küßt,
Als ein König goldenthronend, der der Dichtung Donner zückt;

Wie er zu dem Herrn der Himmel aufzeucht mit entflammter Brust,
Er, der vor dem Antlitz Gottes sich, ein Demutsvoller, bückt.

Spiel in seiner Hand, der weichen, Saiten, die sein Finger rührt,
Haben solcher Kraft Empfängnis, daß geheimster Zauber glückt.

Sinnend steht auf seiner Warte der Gedankenreiche still
Und verflicht zu ew'gem Bündnis, was das Leben wild zerstückt:

Seinen Frieden trägt erhaben er im klaren, tiefen Blick,
Der sich in dem Strome spiegelt, den der Dichter überbrückt.

Vorwärts strebt er stolzen Fluges, mags auch scheinen blödem Sinn,
Daß von zu gewalt'gem Stürmen ein vulkan'scher Hinker krückt;

Aufwärts schwingt er seinen Fittich! Glaube, daß mit jedem Zug
Näher zu der Gottheit Sitze, zu der Schönheit Quell er rückt."

---

*) Rückert war damals Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen.
**) Rückerts Gedichtsammlungen „Östliche Rosen" und „Liebesfrühling".

(Das letzte Wortpaar: „er rückt", auf welches alle vorhergehenden Gaselenreime zielen, ist das Anagramm, das Wortspiel durch Buchstabenversetzung des Namens „Rückert". Damit schlägt Schwetschke sinnreich, wenn auch in Rückerts Art gekünstelt, seinen Freund Ruge aus dem Felde, der durch das Nichtvorhandensein eines unmittelbaren Reimes auf Rückert zu triumphieren gehofft hatte.)

„Nun sprach der Jüngling: „Mein Reis hat gegrünt, | sein Preis ist gesühnt. | Bist du mit meiner Probe zufrieden? | Bist du mit seinem Lobe beschieden? | Oder verlangst du noch an dem Reise Keime | und zu seinem Preise noch Reime? | oder traf zu vollem Genuß | am Schluß | aus dem Doppelrohre*) der Schuß?

Die Frucht, die du zu kosten hast begehrt,
Saß hoch am Zweig, drum schüttelt' ich am Stamm;
Die Welle, die zu schlürfen dir gewährt,
Floß tief am Bord, drum rüttelt' ich am Damm;
Daß völlig glatt der Hirt sein Schäflein schert,
Braucht er zur Vliessesschlichtung spitzen Kamm;
Daß unser **Rückert** sich auch Euch bewährt,
Rückt er heran sieghaft im Anagramm.

Als der Jüngling seine Worte geendet, | hat er sich zur blumigen Pforte gewendet, | die ihre Tore entriegelt sogleich | und hinter ihm versiegelt mit Blüte und Zweig. | Über es quoll ein köstlicher Hauch | über die Tafelrunde am Fliederstrauch, | wie stets ist östlicher Lieder Brauch". — —

Der Jüngling aus den Landen des aufgehenden Lichts als Verfechter der, die kunstreiche Form mit als Hauptsache pflegenden, Rückertschen Dichtweise hält (um seiner Worte Sinn kurz zu fassen) dem in formloser Angriffslust polternden Überkritiker Ruge sozusagen eine ermahnende Vorlesung, an einigen Beispielen aus Kunst und Leben über die notwendige Einheitlichkeit von Innerem und Äußerem, von edlem Inhalt und schöner Form (in der ersten längeren Gaselenreihe) und preist (in der anderen) mit hingebendster Wärme Wesen und Vorzüge der Rückertschen Muse in sinnvollen Reimen auf des Meisters, in altem Geistesspiel anagrammatisch veränderten, Namen. Dann verschwindet er, befriedigt von seinem Tun, in sein Fliedergebüsch hinein, — nicht ohne die ein wenig boshafte Frage an den verstummten Tober, ob er nun genug habe? — — Dem einseitigen Kunst-

*) Nämlich der zweizeiligen Gaselen.

richter aber waren außer Schwetschkes Widerspruch auch andere nicht zu überhörende Stimmen gegen seine allzuscharfe Beurteilung Rückerts gegenübergetreten, z. B. hatte ihm der Dichter Gustav Schwab im April 1838 geschrieben (176): „Höchst interessant war mir, was Sie über Rückert sagen, wir treffen in Vielem zusammen, nur daß ich die Lichtseite mehr hervorheben zu müssen geglaubt habe". So brachte denn Ruge noch im gleichen Jahre in seinen Jahrbüchern eine einlenkende Charakteristik von C. Reinhold: „Rückert als deutscher Dichter". Den Vorwurf seines Königsberger Freundes, des Professors Rosenkranz, daß diese Rezension und manches Andere in den Jahrbüchern „eigentlich dem Prinzip zuwider und selbst Romantik sei", gab Ruge als berechtigt zu. Er erklärte aber die Aufnahme mit der Absicht der Redaktion, „das Prinzip auch seiner Ausbreitung nach klar zu machen" und gestand zu: „Wenn die alte Richtung Geist und Kultur hat, so muß man sie mitreden lassen" (177).

Gehen wir nun von der, Ruge schöngeistig bekämpfenden, Rückerts-Makame zu anderen letzten Gedichten dieses Zeitabschnittes über, zu einigen deutsch-politischen Ehren-, Spott- und Kampfdichtungen, — dem eigentlichen Felde des Dichters.

Der, den deutschen Michel aus politischen Träumen erweckende, Sturmesschall der (auf S. 210 ff. ausführlich besprochenen) November-Ereignisse des Jahres 1837 war es, welcher den Schriftleiter Schwetschke auch dreimal zur dichterischen Teilnahme an vaterländischen Staatsangelegenheiten aufrief. Der frühere Burschenschafter focht in den ausgebrochenen Kämpfen auch als Dichter selbstverständlich ebenfalls für die Ehre und Freiheit seines deutschen Vaterlandes. Hauptsächlich trat er ein für Preußens König als tatkräftigen Schirmherrn des hohenzollerischen Staates, wie des evangelischen Glaubens gegen beider alten unversöhnlichen Feind, den friedensstörerischen „welschen Lügengeist" Roms und seinen Vertreter, den eben vom König abgesetzten Erzbischof von Köln. Aber auch für die gewissenhafte Achtung vor Gesetz, Wissenschaft und Manneswert wendete er sich gegen den gewalttätigen Verächter dieser drei, den hannöverschen Welfenkönig, in Ernst und Witz, mit einem Gemisch von Würde, kraftvoller Mäßigung und Feuer. Den ersten Bestandteil dieser Trias politischer Kampfdichtungen bilden die folgenden, aus dem Courier in seine Gedichtsammlung übernommenen, Terzinen (178).

14. Die römischen Fischerringe.

(Nach Absetzung des kölner Erzbischofs Droste-Vischering durch König Friedrich Wilhelm III.)

Held Gustav Adolf tränkt mit seinem Blute,
Den heil'gen Boden, drauf der Baum erwachsen,
Den Luther einst gepflanzt mit heil'gem Mute
Zu Wittenberg im Land der freien Sachsen.
Da breitet frisch der Baum die grünen Zweige,
Trotz Östreichs Cäsarn und trotz Baierns Maxen,
Und wurzelt fest im Norden deutscher Reiche,
Wo Hohenzollerns Königsburgen ragen.
Und daß der Stamm stets höher streb' und steige,
Siehst du die Fürsten- treue Sorge tragen. —
Solch' edler Schirmvoigt ist uns neu erstanden,
Deß Lob ertönt bis zu den fernsten Tagen,
Deß Preis erschallt bis zu den fernsten Landen,
Der hält am Baum des Glaubens treue Wache
Und macht den welschen Lügengeist zu Schanden,
Daß er nicht neuen Streit der Deutschen fache. —
Ha! sei willkommen heller Stern im Osten!
Du Unterpfand des Sieges guter Sache!
Laß fern von uns St. Peters Schlüssel rosten
Und, daß dem Trug nicht neuer Sieg gelinge,
Streif' von dem Finger deiner Kirchen-Drosten,
Wie heut', o Herr! die röm'schen Vischerringe.

Die beiden letzten Zeilen enthalten den geschichtlichen Irrtum, als ob außer dem Papst auch Bischöfe sich des Fischerrings (seit dem 13. Jahrhundert das gewöhnliche Siegel des Papstes) als Zeichen ihrer Würde bedienten. Es ist eine Verwechslung mit dem Bischofsringe, eine Verwechslung, die man durch das hübsche Wortspiel von Vischering und Fischerring dem Dichter um so eher als Freiheit der dichterischen Bildersprache anrechnen kann, da der Sinn der Aufforderung an den König dadurch nicht beeinträchtigt wird: entkleide die mit deiner Bewilligung eingesetzten (nebenbei auf Staatskosten erhaltenen) Bischöfe Preußens, die katholischen Kirchen-„Drosten" (d. h. Kirchen-Oberen, da Drost niederdeutsch ein hoher Regierungsbeamter ist), ihrer Macht und des Zeichens derselben, wenn sie sich gegen den Staat auflehnen, Droste-Vischeringe werden.

Auf dieses, zu weiterem Kampf des Königs gegen widerspenstige Römlinge aufforderndе, Gedicht folgen einen Monat später die, ebenfalls kampfesmutigen, doch einen ehrenvollen Sieg und Frieden in den Kämpfen der Zeit für Preußen, seinen König und auch für seinen Kronprinzen wünschenden, Neujahrs-Stanzen des Couriers:

15. **Beim Jahreswechsel.**
Am 2. Januar 1838.

Es soll im Drange wechselvoller Zeiten
Das Alte friedlich mit dem Neuen geh'n,
Das Schöne soll das Würdige begleiten
Und bei der Weisheit soll die Stärke steh'n,
Wetteifernd sollen Alt' und Neues streiten,
Und, wenn vereint zum Kampf die Banner weh'n,
Dann sei der Bund, den beide Zeiten flechten,
Ein Schrecken dem Gemeinen stets und Schlechten

So mag die neue Zeit sich offenbaren,
Die heute aus dem Schooß der Götter stieg;
Dem alten Streiter, fest und kampferfahren,
Geselle sich der Jugend kühner Sieg,
Denn seiner Güter Höchstes zu bewahren,
Reißt uns das Leben fort von Krieg zu Krieg.
Der sei im Rath der Männer feig gescholten,
Dem solcher Ruf zum Kampfe Nichts gegolten!

Dem Neuen Kampf! das dünkelvoll sich breitet,
Das alten Ruhm und alte Treue höhnt,
Dem nie den Busen und den Blick geweitet,
Was Hellas und was Latium verschönt;
Dem das allein ein dauernd Glück bereitet,
Was des Momentes flücht'ger Neigung fröhnt;
Dem Neuen sei, ob Spott und Frevel drohten,
Die alte Fehde wieder neu entboten *).

Dem Alten Kampf! das ewig starr befangen,
Den freien Geist in tote Formen zwängt;
Das, herb und kalt, der Jugendblüte Prangen,
Der Knospe Reiz verkümmert und beengt.
Böotier! Das Blut aus unsern Wangen,
Nicht aus dem Herzen hast du es gedrängt;

*) Es ist wohl die vaterlandslose weltbürgerliche, materialistische, dünkel- und hohnvolle, auf augenblickliche Wirkung hinarbeitende Richtung des Jungen Deutschlands ebenso gemeint, wie die neue herrschsüchtige protestantische Orthodoxie.

Dir gilt ein Kampf auf Sterben oder Leben —
Und wär's ein Kampf der Sieben gegen Theben!*)

Und wähnt ein Andrer**), daß wir wanken sollen,
Und will zurück in alte Nacht uns schlingen:
Wir stehen fest, ob seine Donner rollen,
Ob listig seine Netze uns umfingen:
Dem kühnen Mut, dem festen ernsten Wollen
Fügt endlich Gott ein herrliches Vollbringen;
Was aus dem ew'gen Lichte ward geboren,
Das bleibt der Welt auf ewig unverloren! —

So schiffen wir auf wildbewegtem Meere,
Das tief der Sturm der Zeiten aufgeregt:
Wo weilt der Held, der solchen Kampf beschwöre,
Daß sich der Elemente Aufruhr legt,
Der, selbst ein Mars, die lächelnde Cythere,
Die Friedens-Göttin, an das Ufer trägt?
Schon siehst du ihn ins Lager der Entzweiten
Als einen gottgesalbten Herold schreiten***).

Heil dir mein Volk! In Deines Herrschers Bilde
Strahlt alter Ruhm und neuer Zeiten Glanz.
Der Jugend Streben und des Alters Milde
Schaust du vereint in immergrünem Kranz;
Stark ruht der Held auf seinem Blumenschilde,
Wie einst Armin ein Hort des Vaterlands****),
Die Krone, die Ihm alle Zeiten flechten,
Es ist die Strahlenkrone des Gerechten!

---

*) Zu den letzten, von innerster Empörung getragenen vier Zeilen, die sich auf Ernst August und die Göttinger Sieben beziehen, vergl. man die Worte Georg Kaufmanns in seiner Politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts über Ernst August von Hannover: „und weiter wird man sich erinnern, daß diese gebeteifrigen Lippen über so edle und vornehme Männer, wie Dahlmann und die beiden Grimm, das gemeine Wort gesagt haben, Professoren, Huren und Tänzerinnen könne man überall haben, wo man ihnen einige Thaler mehr biete. Es giebt eine Art subjektiver Frömmigkeit, die sich mit jeder Niedertracht verbindet". — Die wohlhäbigen, landbauenden Böotier galten im Altertum den spottsüchtigen Athenern für stumpfsinnig, ohne geistige Empfänglichkeit! Und noch in seinem Alter brauchte Schwetschke in der Unterhaltung wohl den Ausdruck Böotier halb im Ernst, halb im Scherz für Solche, die seinen oder Anderer geistigen Schöpfungen kein Verständnis entgegenbrachten.

**) Der Papst in seiner Bekämpfung der Evangelischen.

***) Wohl eine vermittelnde Tätigkeit des Kronprinzen gemeint zwischen der Regierung und der römischen Kirche.

****) Vergl. S. 231 ff. den Aufruf des Detmolder Hauptvereins zur Errichtung des Hermanndenkmals. Die betreffende Stelle der Beschreibung des Denkmals mußte schon früher bekannt sein, da Bandel selbst im November 1837 die Bildung des Hauptvereins angeregt hatte, während dessen Aufruf erst am 20. Februar 1838 erging.

Man fühlt sich in diesem, Schwetschke wohl sicher zuzuschreibenden Gedichte unmittelbar und sehr deutlich in das sehr heftig gewordene Wogen des entfesselten Geisterkampfes der Zeit versetzt, eines Kampfes, den der Dichter, leider in allgemein verbreiteter irrtümlicher Voraussicht befangen, für sein Volk „neuer Zeiten Glanz" heraufführen sieht durch die scheinbare Vereinigung des alten und neuen Geistes: des „alten, festen, kampferfahrenen und gerechten" königlichen „Streiters" mit einem „kühn siegenden" jungmännlichen Kronprinzen. —

In diesem Gedichte, wie in einigen früheren, wird der Kundige mehrfach freimaurerische Redewendungen finden, die Zeugnis ablegen von der Hingabe, mit der der Dichter in jenen Anschauungen, jenem Geiste lebte. Dem Freimaurerbund gegenüber erwies sich übrigens der König, worauf Hippel in seinen Beiträgen zu dessen Charakteristik besonders aufmerksam macht, nicht lange vor seinem Ende noch als „der Gerechte", indem er seinem zweiten Sohne, dem Prinzen von Preußen, späteren Kaiser Wilhelm dem I., der bekanntlich selbst Freimaurer war, die Genehmigung erteilte, das Protektorat über die gesamten Logen Preußens (mit 12 bis 15 000 Mitgliedern) zu übernehmen. Der König hatte ja früher, mißtrauisch geworden durch das verderbliche Treiben der Illuminaten und Rosenkreuzer Bischofswerder und Konsorten am Hofe seines Vaters, die Logen nach seinem Regierungsantritt auf einige Zeit schließen lassen, sie aber 1798 wieder frei gegeben und sich in dreiundvierzigjähriger prüfender Beobachtung überzeugt, daß die Freimaurerei (nach Hippel) auf dem Grundsatze ihrer Mitglieder beruhe: „sich durch Gehorsam gegen die Gebote der Religion und die Gesetze des Vaterlandes vor Anderen auszuzeichnen und dem Könige bis in den Tod getreu zu sein". Waren doch z. B. von den Helden der Befreiungskriege Blücher, Scharnhorst und Kleist, auch Hardenberg, ebenfalls Freimaurer und nahmen auch an Feldlogen teil. Der späte Beweis königlicher gerechter Anerkennung erregte natürlich bei den Beteiligten um so größeren und freudigeren Jubel. —

Zum dritten Male endlich berührte Schwetschke kurz nach dem letzten Gedichte die beiden dauerndes Aufsehen erregenden, Hauptereignisse der Zeit in einem nicht blos dem Geiste, sondern auch der Form nach humanistischen Dichtwerkchen in lateinischer Prosa, das aus doppelten Gründen hervorgehoben zu werden verdient. Denn hier tritt an die Stelle des bisherigen heiligen Ernstes, der zornigen, kampfesmutigen Parteinahme im weltgeschichtlichen grundsätzlichen Streit: hie preußischer König und Evangelium! und hie Papst!, hie lebendiges Gesetz! hie tote Willkür! zum ersten Male die heitere Verspottung des

undeutschen Gegners — und zwar in der klassischen, erst später von ihm mit witzig latinisiertem Deutsch mäßig durchsetzten lateinischen Briefstilsprache, durch deren Anwendung sich Schwetschke später einen so hervorragenden Ruf als Zeithumorist und Zeitsatiriker erwerben sollte.

Der erdichtete Klagebrief, die Epistola lamentatoria, von Clemens August an Ernst August, erinnert durch die Überschrift an die Lamentationes obscurorum virorum von 1518, die mönchische Gegenschrift gegen die unlängst vorher erschienenen Epistolae obscurorum virorum, die berühmten humanistischen Spottbriefe gegen das verlotterte Mönchs- und Gelehrtentum vor und teilweise in der Reformationszeit. Hier klagt der Ex-Kölner vir obscurus dem hannöverschen Autokraten seine Vertreibung in scharfer unfreiwilliger Selbstverspottung vor. Sich selbst bezeichnend als Nachfolger auf dem Katheder des ruhmreichen Professors an der einstigen kölner Universität, Ortuinus Gratius, des Hauptes der dortigen Dunkelmänner, an den die Humanisten die Briefe der obscuri viri allermeist gerichtet sein ließen, habe er in dieser Eigenschaft vom Katheder herab (so erzählt er) „nach gewohnter Weise" zwei Streitsätze aufgestellt: 1.) daß das Umstürzen der Hermen (zielt auf seine Verfolgung des freisinnigen Professors Hermes und seiner Anhänger in Bonn) den Alcibiades nicht zum Übel-, sondern zum Wohltäter der Athener gemacht habe; und 2.) daß der aus der Verbindung von Eseln und Pferden (Mischehen von Katholischen und Evangelischen!) entspringende Nachwuchs ganz natürlich und von rechtswegen nur in Eselställen (d. h. katholisch) zu erziehen sei, da bei solchen Mischlingen die Natur und Würde des Esels, als des älteren und edleren Geschöpfes gegenüber dem Pferde, immer vorwiege. — Niemand aus dem Zuhörerkreis habe gewagt, seinen Sätzen zu widersprechen, bis auf einmal ein edler, aus dem Frankenlande, der Heimat des ärgsten Dunkelmännerfeindes, Ulrichs von Hutten, stammender Ritter (gemeint ist der Minister von Altenstein) eingetreten sei und mit solchem Erfolge für Hermes und dessen Verehrer und gegen die Esel und ihn selbst, den Erzbischof, gesprochen habe, daß er schließlich von dem Ritter unter allgemeinem Beifall, mit Auszischen und Gelächter der Anwesenden, von seinem Katheder, aus der Stadt und ganzen Umgebung für immer vertrieben worden sei. Recht inständig bittet schließlich den „Strengen" der „Gütige", weil ihm jetzt nur noch die Tröstungen teilnehmender Leidensgenossen übrig blieben, einen privaten, aber auch einen öffentlichen Trostbrief an ihn zu richten, da Ernst August ja in der Abfassung offener Briefe (literae patentes, seine gesetzwidrigen Verfassungspatente sind gemeint) eine fast unglaubliche Stärke besitze! — Das Kabinettstück lautet (179a):

16. Epistola lamentatoria Clementis Augusti ad Severum Augustum.

Quanquam, mi suavissime Auguste, non ignoro, quod tu habeas plus faciendi, quam audires querimonias miserorum, tamen propinquitas animorum me movit, ut magistrum nostrum Michaelem *) ad te mittam, nuntium adferentem de clade mea miserrima. Sedebam nempe nuper in cathedra nostra ab Ortwino Gratio semper gloriose occupata et promulgavi, solito more, theses polemicas. Primam tunc exclamavi:

> Alcibiades pro Bonifacio Atheniensium habendus est, quia Hermas dejecit, nam Hermes est deus furum, nebulonum, magorum, haereticorum et maleficarum, quapropter etiam Hermae cultores semper malae conditionis maneant et non Bonae **);
>
> Alteram autem thesem:
>
> Asinus superat equum antiquitate, dignitate et venustate, qua ex re, si asinus equam in matrimonium duxerit seu asina nupserit equo, pulli vel pullae ex hisce conjunctionibus orti vel ortae re vera sunt asinini vel asininae, et opus est, ut in stabulis asininis ab asinariis educentur, nam praevalet semper natura et auctoritas asinina.
>
> Talibus thesibus proclamatis quid fit? Corona auditorum tacet

et nemo audet opponere mihi. En! subito ingreditur eques nobilis, ex patria Udalrici Hutteni, inimicissimi nostri, originem trahens et incipit dimicare pro Herme et ejus cultoribus, contra asinos, contra me. O me miserum! omnes subtilitates, quas objicio, obtundit, minas irridet, argumenta evertit, ac tandem, omnibus plaudentibus, sibilantibus et cachinnantibus, me depellit ex cathedra, ex urbe, ex urbis regione. Quid nunc faciendum? Redire non possum nihilque mi manet, quam consolationes consociorum consentientium. Fac igitur, ut mox mihi scribas literas privatas consolatorias, sed etiam palam facias in usum meum literas Patentes, nam in literis Patentibus componendis tu habes fere incredibilem fortitudinem. Vox nunc faucibus haeret. Vale igitur, mi suavissime Auguste ac fave!

Dabam in partibus. [sc. infidelium.]

---

*) Seinen Kaplan Michaelis (S. 295) als magistrum nostrum Coloniensem.
**) Bona = Bonn.

Die beiden, dem Erzbischofe angedichteten Streitsätze sind im echten Geist der Humanistenzeit gehalten: der erste mit dem Vergleich des Professors Hermes und der Hermesianer mit dem Gotte Hermes; der zweite mit seiner derbwitzigen bildlichen Zusammenstellung der menschlichen Mischehen mit den tierischen. Wenn diese Zusammenstellung einem modernen Leser anstößig erscheint, so muß er bedenken, daß gerade der Esel, das geduldige Last-, Reit- und Zugtier der südlichen Länder, in der Geschichte des natürlicheren alten und mittelalterlichen, geistlichen wie weltlichen, Schrifttums eine besondere Rolle spielt; und noch 1623 und später erschien bei dem berühmten Elzeviers in Leiden ein gelehrtes „Lob des Esels": LAUS ASINI, in quâ, praeter eius animalis laudes ac naturae propria, cum Politica non pauca, tum nonnulla alia diversae eruditionis asperguntur. Ad Senatum Populumque eorum, qui, ignari omnium, scientias ac literas hoc tempore contemnunt. Wenn der Erzbischof mit scheinbar heiligem Ernste für sich und die Seinen das Vorwiegen der Eselnatur und demnach auch der Eselsvorrechte bei der Erziehung und ganzen Pflege der Sprößlinge aus solchen Verbindungen in Anspruch nimmt, so ist dieser Spott vollkommen berechtigt gegenüber einer Klerisei, die von Alters her vor keiner Verächtlichmachung alles Heiligen zurückschreckte, z. B. in dem alten Mönchsliede die frommgläubige Gesinnung der, dem Christuskinde Geschenke bringenden Weisen aus dem Morgenlande, wie überhaupt die frommen Gaben an die Kirche selbst, als eine virtus asinaria, (Esels-Tugend d. i. Dummheit) bezeichnet. Dieses Mönchslied: „Aurum de Arabia, — Thus et myrrham de Saba — Tulit in ecclesia — Virtus asinaria" wurde noch im 19., vielleicht auch im laufenden Jahrhundert häufig von deutschen Seminaristen gesungen (179 b).

Was die Haupt- und Staats-Aktion der Absetzung des Erzbischofs durch den Staat betrifft, so hat sie der satirische Humor des Dichters treffend unter dem Bilde einer gelehrten öffentlichen Disputation, etwa im Reformationszeitalter, dargestellt, wobei der geistliche „Defendent" seiner Streitsätze durch den ihm „opponirenden" Ritter, den Kultusminister von Altenstein, eine schmähliche Niederlage erleidet. Zur Darstellung aber in der launigen Epistelform ward der Dichter möglicherweise durch die „obskuren Briefe des Kaplans Michaelis (S. 221) angeregt, nachdem er schon bei seinen Studien zur Geschichte der Buchdruckerkunst auf die Lamentationes veteres des Ortwinus Gratius aufmerksam geworden war durch eine Abhandlung seines Freundes Dr. Foerstemann in den Neuen Mitteilungen des Thüringisch-sächsischen

Altertumsvereins (3. Band, 4. Heft 1837) (180), dessen eifriges Mitglied er war.

Im Gegensatz zu der kräftigen, ernsten und witzigen dichterischen Behandlung der politischen Ereignisse vom November 1837 durch den vaterländisch frei und evangelisch fühlenden Vierunddreißigjährigen schweigt sich der, unter des alten christlichen Romantikers La Motte Fouqué Obhut 1838 bei Ed. Anton erschienene Gedichtband: „Werdelust des Hallischen Dichterbundes", geschmückt mit Blüchers kühnem Wahlspruch: Vorwärts! (meist Beiträge alter Studenten, aber auch einiger Dichterinnen enthaltend), über diese Ereignisse so gut wie völlig aus. Nur ein ziemlich harmloses „Lied der Göttinger Studenten beim Auswandern" enthält für den Kundigen eine Andeutung auf die Absetzung und teilweise Verbannung der Göttinger Sieben. Zwar singt der Hauptdichter (Körner von Nietleben): „Drum frisch durch Schnee und Stöbertag — den Fürsten deutscher Musen nach! — Wir zeigens offen ohne Scheu: — wir bleiben diesen Häuptern treu!" — doch fügt er bald darauf hinzu, wie um seine einwandsfreie Gesinnung nicht in Zweifel ziehen zu lassen: „Der Spruch bleibt alt und ewig neu: — Gewissen, Gott und König treu!" —

Auf den Kölner Staats- und Kirchenstreit findet sich gar keine Hindeutung. Im übrigen ist die von Liebhabern der hallischen Geschichte noch öfter genannte Sammlung durch mannigfaltigste Einzelheiten nicht ohne Wert, besonders für die Kenntnis der Zeitstimmung (181).

Wenden wir uns wieder mit Schwetschke einer vaterländischen erhebenden Erinnerung der Zeit zu. Im Vorübergehen gedenken wir dabei dreier, sehr stimmungsvollen und formgewandten, aber gedanklich, wie mir scheint, nicht ganz klar durchgearbeiteten Strophen seiner Gedichtsammlung, überschrieben: Hermannswald, die jedenfalls der Anregung zu Sammlungen für ein Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde oder einem vaterländischen Feste ihren Ursprung verdanken. Wir gehen vielmehr zu den bedeutungsvolleren Versen über, die das „Freiwilligen-Fest vom 17. März 1838 in Halle" (S. 227 ff.) in ihm erweckte. Er machte das Fest wahrscheinlich als Vertreter seiner Zeitung mit und widmete ihm das, aus dem Courier, dort mit C. G. S. unterzeichnete, in seine Gedichtsammlung übernommene, begeisterte Festgedicht, von dem wir schon oben eine Probe mitteilten. — Der schöne Grundgedanke von Theodor Körners unsterblichem Schwertlied, die Ergreifung der Waffe durch den Freiheitskämpfer als ihrer Beider weihevoll freudige hochzeitliche Verbindung auf Leben und Tod zu be-

trachten, wurde von Schwetschke, wie von andern Dichtern und Rednern wieder aufgenommen, und infolgedessen der 25. Jahrestag des großen Ereignisses als Silberhochzeit des Freiheitskämpfers mit seinem Schwerte gefeiert. Ähnlich von dem Feldzugsteilnehmer Karl Immermann, der jedoch Mannesmut und Vaterland als Bräutigam und Braut in seinem, „die Silberhochzeit zu Köln am Rheine" überschriebenen Eröffnungsgedicht des seiner Zeit erwähnten Kölnischen Freiwilligen-Festes bezeichnet. Sein Gedicht führt die Körnerschen Bilder von „Röslein blutig rot" und „rüstigen Hochzeitsreihen" sehr schön aus und mag auch durch den festlichen Augenblick und die Person des vortragenden Dichters gut gewirkt haben. Aber es hat doch auch prosaische Ausdrucksweisen und harte Versbildungen, wie: „Und wieder schafft ein Wunder prächtig — Der alte Gott, der einst so mächtig — Dreizehn in Ehren reich gerüst't — Und Achtunddreißig nicht vergißt". Solche Fehler und Härten wird man bei Schwetschke vergeblich suchen. Er streift dagegen mitunter an Rhetorik. Immermann selbst, von Hause aus kein Lyriker, schreibt über sein eignes Gedicht: auch mich überkam ein lyrisches Gefühl, wie ich es lange nicht gehabt hatte. Sehr bewegt davon schrieb ich ein Gedicht nieder usw. — Auch im Festbericht über die Hallische Jubelfeier leitet ein, nur in den Anfangsworten mitgeteilter Gesang: „Silberhochzeit giebt es heute" das Hoch auf die Frauen und Jungfrauen der großen Zeit ein.

Das Schwetschkesche Gedicht lautet:

17. **Die Silberhochzeit.**

Zu dem Freiwilligen-Feste in Halle am 17. März 1838,
dem 25. Jahrestage des „Aufrufs an mein Volk".

Der Hörner helles Klingen, das heut so früh geweckt,
Das hat nicht faule Schläfer aus feiger Ruh' geschreckt,
Den Wackern hats gegolten, von denen Keiner schlief,
Als in dem Jahre Dreizehn der König: „Waffen!" rief;
Als in des Volkes Herzen nach langer Schande Nacht
Der Ehre Donnerstimme des Zornes Glut entfacht;
Als Der sein Heer gewappnet mit Säbel, Schwert und Spieß,
Der „keine Knechte wollte" und „Eisen wachsen ließ!"

O, Ruf! wie hell erklungen bist du der freien Schaar,
Als tief in Kümmernissen das Herz gefangen war,
Und nun in Glut geleuchtet so minniglich und traut
An treuer Kämpfer Seite die lichte Eisenbraut.

O, Klang! wie hell ergossen hat sich dein stolzer Schall,
Wie hat dein Strom geflutet mit lautem Donnerhall;
Wie hält er noch umschlungen mit seinem Silberband
Die edlen Herzen alle im deutschen Vaterland!
O, Fest! das einst gefeiert in glühend heißer Lust
So mancher wack're Streiter mit todeswunder Brust,
Wie hast du freudig wieder so innig sie vereint,
Die Kämpfer, denen heute noch Lebenssonne scheint,
Die Kämpfer, die du einstens so treu und fest getraut
Vor fünfundzwanzig Jahren mit ihrer liebsten Braut,
Die heute holder lächelt im lichten Silberstrahl
In diesem Sitz der Freude beim Silberhochzeitmahl.
Und seht! Es blickt hernieder auf euch das edle Haupt,
Das mit der Krone Schimmer der Lorbeerzweig umlaubt;
Und neben ihm in Milde und mit nicht mindrer Zier
Der Held, der einst getragen des Reiches Feldpanier,
Der Held, bei dessen Namen das Herz in Glut entbrennt,
Und den auf ew'ge Zeiten man Marschall Vorwärts nennt! *)

So strahle eurem Feste der Freude hellster Schein,
Es ströme heiße Welle in Herz und Becher ein;
So fei're hell in Wonne die Liebe, die nicht läßt,
Mit ihren Auserwählten das Silberhochzeitfest.
Und Jeder, der aus Hermanns geweihtem Stamm entsproß,
Der sei bei eurer Freude mitfeiernd ein Genoß.
Mit euch in Liebe stehen soll er, zum Kampf bereit:
Dem Falschen und dem Schlechten, dem gelte ew'ger Streit!
Und alles edle Walten, das nach dem Höchsten zielt,
Das sei in deutschen Herzen empfunden und gefühlt;
Die Selbstsucht sei ertötet, ein Streben frei und frisch,
Das Gott der Herr gesendet, das blühe dichterisch,
Das führe seine Bahnen an Hohenzollern-Hand
Zur Schmach dem welschen Feinde durch deutsches Vaterland!
Und ruft der König wieder, wenn Schtachtenmorgen graut,
Dann schall' es rings, wie heute: **„Hurrah, du Eisenbraut!"**

*) Die Büsten des Königs, Blüchers und Hardenbergs (den der Dichter nicht erwähnt) zierten die Wände des Festsaales.

Außer seiner schon oben (S. 230) hervorgehobenen begeisterteten Teilnahme für die Veteranen selbst, die der Dichter geradezu „Auserwählte" der Vaterlandsliebe nennt, fallen noch zwei für ihn bezeichnende Stellen des Gedichtes auf. Im Anfang die Verse, wo er ausschließlich als Hauptbeweggrund der großen Volkserhebung von 1813 das Gebot der Ehre anführt, die das Volk antrieb, sich von der Schande der Knechtschaft zu befreien: — Als in des Volkes Herzen nach langer Schande Nacht — der Ehre Donnerstimme des Zornes Glut entfacht. Nach dem feurigen Vierunddreißigjährigen genügte als alleiniger Grund zum Kampfe das verletzte einfache natürliche Gefühl der männlichen und deutschen Ehre; als Hauptziel des Kampfes die Befreiung der solange durch die Fremdherrschaft geknechteten Nation. Ihm schwebten wohl die Stellen des Aufrufs an mein Volk vor: „bleibet eingedenk der Güter, die unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit — Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft" und „keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag." An die Stein-Hardenbergsche freiheitliche Gesetzgebung und an die Verfassungs-Verheißungen zur Anfeuerung und Belohnung der Kämpfer, deren er sich später erinnert, denkt er hier nicht.

Unwillkürlich fällt uns dabei der von gleichem Gefühl beseelte heißspornige, zweiunddreißigjährige ritterschaftliche Landtagsabgeordnete ein, mit dem Schwetschke spätere Gesinnungsverwandtschaft verknüpfte, Bismarck, der neun Jahre später — es war am 17. Mai 1847 — im Vereinigten Landtag ausrief: „Es heißt meines Erachtens der nationalen Ehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen."

Gab sich in der eben besprochenen Stelle die Ansicht des Dichters über eine Hauptfrage der Vergangenheit, den treibenden Geist der Freiheitskriege, kund, so spricht er gegen den Schluß den Wunsch und die Hoffnung aus, daß aus dem durch die Freiwilligen-Feste wieder erweckten Geiste jener großen Zeit eine neue Blüte deutscher „frischer und freier" Dichtung erstehen möge, durch „Hohenzollernhand" gepflegt und großgezogen. Mit dieser Hohenzollernhand war offenbar der sehr, und bedeutend mehr als der König, kunstliebende preußische Kronprinz gemeint,

von dessen nach menschlichem Ermessen in nicht zu ferner Zeit bevorstehenden Regierung man für Berlin und Preußen etwa eine ähnliche Kunstblüte erwartete, wie sie König Ludwig in Bayern für München herbeigeführt hatte. Wie weit diese Erwartungen in Erfüllung gingen, dies zu erwähnen ist mit Aufgabe des nächsten Teiles. Hier haben wir schließlich nur noch von dem

Heimgange des „alten Königs" am 7. Juni 1840

und Einigem, was damit zusammenhängt, kurz zu sprechen.

Am Todestage der Königin Luise (19. Juli), der zum Landestrauertag bestimmt war, an welchem auch eine Universitätsfeier stattfand, brachte der Courier ein langes, auf Stellen im Testamente des Königs sich beziehendes Gedicht, wohl aus geistlicher Feder (Oberprediger Dr. Ehricht von der Ulrichskirche?) und am 3. August, dem ersten der so oft froh vom ganzen Lande gefeierten Königsgeburtstage ohne den König, ein würdiges kurzes Gedicht mit derselben Bezugnahme: „Friedrich Wilhelm dem III., dem Unvergeßlichen" geweiht.

Dies berühmte Testament ist am 1. Dezember 1827 niedergeschrieben. Ein um das Jahr 1838 verfaßter, aber durch den Tod des Königs nicht mehr zu schon befohlener urkundlicher Abfassung gelangter Testaments-Entwurf (Treitschke teilt ihn im 4. Bd. seines Werkes mit) ging infolge der inzwischen eingetretenen politischen Ereignisse näher auf kirchen-politische und auf staatsgrundgesetzliche Einzelheiten ein: dort verpflichtete er den Thronfolger zur Aufrechterhaltung der Union, der Agende, der Konsistorial-Verfassung; hier wollte der siebzigjährige gealterte Herrscher — als einzige matte Erinnerung an die alten Verfassungsverheißungen! — im Falle der Aufnahme einer neuen Anleihe das Anleihe-Gesetz einer reichsständischen Versammlung von 64 Köpfen zur Beratung vorlegen, indem er nach Vorschrift des Staatsschuldengesetzes von 1820 aus jedem der acht Provinziallandtage vier Abgeordnete wählen lassen und diese Gewählten durch eine gleiche Anzahl von Mitgliedern des Staatsrates verstärken wollte. In eine weitere Beschränkung der königlichen Gewalt wollte er nicht willigen, denn auf deren Unbeschränktheit, als dem Grundpfeiler der Monarchie, beruhe vorzugsweise die Stellung Preußens im Staatensystem. Als ein bindendes Hausgesetz wollte der König den königlichen Prinzen die Verpflichtung für alle Zeit auferlegen, daß kein Regent ohne Zuziehung sämtlicher Agnaten in der Verfassung des Hauses und des Staates irgend eine Änderung, namentlich der ständischen Verhältnisse und der Beschränkung der königlichen Gewalt, anregen oder unternehmen dürfe. Doch diese

Bestimmungen wurden, wie gesagt, als nichtvollzogen auch damals nicht bekannt. Dagegen veröffentlichte der neue König, gleichsam zur Weihe seines Regierungsantrittes, jenen Letzten Willen von 1827, der den heimgegangenen Vater in seiner vollen rührenden menschlichen Schlichtheit und Bescheidenheit, Besonnenheit und Frömmigkeit zeigt, und fügte eine für ihn selbst als Thronfolger hinterlassene Kundgebung vom gleichen Tage hinzu. Hippel sagt in seiner wiederholt angeführten Schrift u. A. von dem Letzten Willen: „Wie der König den Kronprinzen gedacht und gewollt spricht sein letzter Wille deutlicher aus, als jedes Wort eines Fremden. Eine solche Urkunde ist unvergänglich. Sie enthält die Summe der innersten Gedanken seiner erhabenen Seele über sein Volk, seine Diener und seinen eigenen hohen Beruf". Ein Zeugnis dafür, wie dieses königliche Selbstbekenntnis auf das Volk wirkte, gibt unter Andern auch folgende einfache Geschichte. Der frühere preußische Kultusminister Dr. Bosse erzählt in seinen Erinnerungen „Aus der Jugendzeit", daß in den mit der Regierung nicht recht zufriedenen Kreisen seines Vaters, eines bürgerlich rechtschaffenen Gewerbetreibenden in Quedlinburg, die gegen den König persönlich in gewissem Maße gerechte, aber doch kühle Stimmung umgeschlagen sei, sobald dessen Letzter Wille bekannt wurde. Der Vater habe ihn auf ein Kunstblatt gedruckt unter Glas und Rahmen sogar im Wohnzimmer aufgehängt.

So sei denn auch hier, in der Lebensbeschreibung eines treuen Verehrers des Königs, den er dauernd seiner „vernünftigen" religiösen Grundrichtung wegen hochschätzte, jene bedeutsame geschichtliche Urkunde wiedergegeben, unter Weglassung des Befehls des neuen Herrn an das Staatsministerium zu ihrer Veröffentlichung, der zwar für seine vaterländische und kindliche Gesinnung, aber auch für seine selbstbewußte Art im Gegensatz zur Bescheidenheit seines Vaters sprach.

Mein letzter Wille.

Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott!
An Deinem Segen, Herr, ist alles gelegen!
Verleihe mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäfte.

Wenn dieser Mein letzter Wille Meinen innigst geliebten Kindern, Meiner teuren Auguste und übrigen lieben Angehörigen zu Gesicht kommen wird, bin ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: „Gedenke der Abgeschiedenen" auch Meiner liebevoll gedenken.

Gott wolle mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein, und Meinen Geist aufnehmen, den ich in Seine Hände befehle. Ja, Vater, in Deine Hände befehle ich Meinen Geist! In einem Jenseits wirst Du uns Alle wieder vereinen, möchtest Du Uns dessen, in Deiner Gnade würdig finden, um Christi Deines lieben Sohnes Unseres Heilandes willen.

Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weisem Ratschluß zu bestehen gehabt, sowohl in Meinen persönlichen Verhältnissen (insbesondere, als Er Mir vor 17 Jahren das entriß, das Mir das Liebste und Teuerste war), als durch die Ereignisse, die Mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen aber hat Mich Gott: ewiger Dank sei Ihm dafür: auch herrliche, frohe und wohltuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersten rechne ich vor allem die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration verdankt. Unter die letzteren, die frohen und wohltuenden, aber rechne ich insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlgelingen Meiner geliebten Kinder: sowie die besondere unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die ich als ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte.

Meinen wahren, aufrichtigen letzten Dank Allen, die dem Staate und Mir mit Einsicht und Treue gedient haben.

Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit Mir ergeben waren.

Ich vergebe allen meinen Feinden: auch denen, die durch hämische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen das Vertrauen Meines Volkes, Meines größten Schatzes (doch Gott Lob nur selten mit Erfolg) Mir zu entziehen bestrebt gewesen sind.

Berlin, 1. Dezember 1827.

Friedrich Wilhelm.

Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Würde der Regierungsgeschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, die ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen hatte, bist Du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbereitet worden. An Dir ist es nun, meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen

des Vaterlandes zu erfüllen — wenigstens danach zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge, daß Du ein Vater Deiner Untertanen sein wirst.

Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte Dich vor unpraktischen Theorien, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind, hüte Dich aber zugleich vor einer fast eben so schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte, denn nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen geraten.

Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande; sie hat seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen wie im Kriege, so auch im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen haben, möge auch das Vaterland nimmermehr vergessen, was es ihr schuldig ist.

Verabsäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, so viel in Deinen Kräften, zu befördern; vor allem aber mögen Preußen, Rußland und Österreich sich nie von einander trennen; ihr Zusammenhalten ist als Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten.

Meine innig geliebten Kinder berechtigen Mich alle zu der Erwartung, daß ihr stetes Sorgen dahin gerichtet sein werde, sich durch einen nützlichen, tätigen, sittenreinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen; denn nur dieser bringt Segen, und noch in Meinen letzten Stunden soll dieser Gedanke mir Trost gewähren.

Gott behüte und beschütze das teure Vaterland!
Gott behüte und beschütze Unser Haus, jetzt und immerdar!

Er segne Dich, mein lieber Sohn, und Deine Regierung und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu, und gebe Dir gewissenhafte treue Räte und Diener, und gehorsame Untertanen. Amen!

Berlin, den 1. Dezember 1827.

Friedrich Wilhelm.

In dem nachstehenden tiefsinnigen und stimmungsvollen Gasel brachte auch Schwetschke dem heimgegangenen Landesvater, dem geliebten Haupte des Preußenstammes, ein dichterisches Totenopfer dar, kurz in der Weise des im Schmerz viele Worte nicht liebenden Mannes.

18. **Todes-Sieg.**

Der Abend neigt an Berges Saum das Haupt,
Die Palme beugt von schwanker Höh' das Haupt (182);

Es füllt mit Schmerzenskunde sich ein Tag,
Der unserm Stamm betäubt entriß das Haupt.

Du zagtest, Tod, als du genaht; mit Schmerz
Abwandtest du, als du entflohst, das Haupt.

Nun senken wir so trauervoll in Leid
Auf ein bethräntes Lager stumm das Haupt.

Nun heben wir verheißungsfroh entzückt
So großen Todessieges stolz das Haupt.

Solche, die den packenden Eindruck vom Tode des ebenfalls mit hingebender Liebe verehrten „alten Kaisers", Wilhelm I., des seinem Vater an Gemüt und Charakter ähnlichsten Sohnes, selbst mit an sich erlebten, werden verständnisvoll die wiederholt hervortretende außerordentliche Ergriffenheit des Dichters mitempfinden, bei dem übrigens noch die Trauer um den dreiviertel Jahr vorher ihm selbst entrissenen väterlichen Familien-Patriarchen nachwirken mochte. Doch werden Schmerz und Trauer gemildert ebenso durch die verheißungsvolle Erscheinung des neuen Königs, wie durch den Stolz des Preußenstammes auf den in seiner Art so hervorragenden Toten. —

Betrachten wir die letzte Gruppe der fünf vaterländisch-politischen Dichtungen: „Römische Fischerringe"; „Beim Jahreswechsel 1838"; „Epistola lamentatoria"; „die Silberhochzeit" und „Todes-Sieg" unter dem Gesichtspunkte der in ihnen behandelten Hauptgegenstände, so müssen wir diese als bedeutende anerkennen. Heute, bei dem Wiederaufflammen des „uralten Machtstreites zwischen Königtum und Priestertum", in unsern Tagen, wo sich König- und Volkstum ihrer Haut wehren müssen gegen die rücksichtslosesten Herrschaftsgelüste des Zentrums, der parlamentarischen Kriegsknechte des römischen Papstes, heute dürfte vorzüglich die klare kräftige Stellungnahme Schwetschkes für Fürst und Vaterland gegen Rom beifälliges Verständnis finden. Interessant mag dabei hier noch die Meinung des von Schwetschke so hoch verehrten Goethe gerade über diese beiden Punkte als Stoffe politischer Dichtung sein. Schon acht Jahre früher hatte der alte Dichterfürst um solcher

bedeutenden Gegenstände und ihrer meisterhaften Behandlung willen durch Béranger sogar seine bekannte Abneigung gegen politische Gedichte überwunden und diese gebilligt. „Sie wissen", hatte er 1830 zu Eckermann (183) gesagt, „ich bin im ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten; allein solche wie Béranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen. . . . Er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und zwar immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Waffentaten, die unter ihm geschehen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung den etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht; das sind doch Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann". — Denkt man sich die Worte: Napoleon und Franzosen durch ihre deutschen Widerspiele: Friedrich Wilhelm und Preußen oder Deutsche ersetzt, — der Haß gegen Pfaffenherrschaft bleibt bei Schwetschke wie bei Béranger, — so können diese Sätze auch mit gebotenen Änderungen, auf die bedeutenden Gegenstände der deutschen Muse Schwetschkes angewendet werden. Beide Dichter sind voll von Begeisterung für alles Erhabene (184) und Gute. Der Franzose übertrifft den Deutschen an Vielgestaltigkeit seiner Stoffe, unterscheidet sich aber auch häufig durch seine nationale Schlüpfrigkeit von ihm, der, ohne jede eigentliche Liebeslyrik im engeren Sinne, als ehrenfester Kämpfer für seine Ideale von Freiheit, Vaterland und König einhertritt.



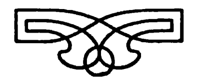
Schluß.

Hiermit nehmen wir Abschied von Schwetschkes Anfängen als Mensch, als hallischer Geschäftsmann und Gelehrter, als deutscher Dichter und Politiker unter dem letzten rein patriarchalischen Herrscher Preußens. Unter ihm ward, nach Treitschkes gewaltigen Worten, „in der ernsten, strengen Geschichte dieses Staates eine neue sittliche Kraft lebendig, die Macht der Liebe. Jeder Landwehrmann, der mitgeholfen, betrachtete das ruhmvoll wieder hergestellte Vaterland wie ein Werk seiner eigenen Hände; die alte preußische Treue wurde freier, bewußter, inniger. Dem Könige zeigte das Volk der alten Provinzen eine zutrauliche Herzlichkeit, die sich unter den beiden gewaltigen Herrschern des acht-

zehnten Jahrhunderts nie recht herausgewagt hatte. Was er in [sagen wir auch: vor und nach] den Jahren der Kriege gefehlt, war vergessen, man rechnete ihm nur zu, was er gelitten, und erkannte dankbar an, daß er mit allen Schwächen und Schranken seines Wesens doch für die stille Arbeit dieser Friedensjahre lange der rechte Leiter blieb, daß seine unerschütterliche Rechtschaffenheit so viele Gegensätze der Stämme und der Landschaften freundlich versöhnte. . . .

Sobald diese beiden Augen sich geschlossen, brachen alle die lange verhaltenen Klagen und Hoffnungen der Preußen übermächtig hervor, sprudelnd und schäumend wie das flüssige Metall, wenn der Zapfen ausgestoßen wird. Eine neue Zeit war gekommen, sie forderte neue Männer (185)." Wie Schwetschke zu der neuen Zeit und den neuen Männern sich stellte, das werden wir im nächsten Teile dieses Lebens- und Zeitbildes kennen lernen.

Ende des ersten Teiles.



Anhang.

Quellen und Ergänzungen:

Zum Vorbericht.

1) Allgemeine deutsche Biographie. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die Historische Kommission bei der Kgl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker & Humblot. 33. Bd., 1891, S. 440 bis 442. — Albert Berger, Geschichte der Gebauer-Schwetschkeschen Buchdruckerei in Halle a. S. und der damit verbundenen Buchhandlungen. Festschrift zum 150 jährigen Geschäfts-Jubiläum am 24. Oktober 1883. Halle, 1884, S. 48 bis 56.

Zum Abschnitt:

Vaterstadt.

2) S. 1. Friedrich Hesekiel, Diakonus an der St. Moritzkirche, Blicke auf Halle und seine Umgebungen. Ein Wegweiser rc. Halle 1824 bei Kümmel. 33 Privatgärten sind im Plan verzeichnet.

3) S. 4. Siehe zu dieser Anführung Dr. G. Schwetschke, Zur Gewerbegeschichte der Stadt Halle a. S. von 1680 bis 1880, I. Bd. 1680 bis 1806. I. Salzwesen, Brauwesen, Stärkebereitung. Halle, 1883, S. 13 f, 233; zu den hier aufgezählten Fortschritten: Gustav Frd. Hertzberg, Professor der Geschichte an der Universität Halle, Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit. Nach den Quellen dargestellt. Halle, Waisenhausbuchhandlung. II. (1891). S. 557 ff., 608. Die allgemeine neue Religionsfreiheit bezieht sich auf vollständige Duldung der reformierten Glaubensgenossen des neuen Herrscherhauses wie in dem bisher vom Luthertum beherrschten Halle, so im ganzen Herzogtum Magdeburg und auf Wiederzulassung jüdischer Familien in Halle seit 1692.

Zum Abschnitt:

Familie.

4) S. 5. Er gab sie zur Gedächtnisfeier „Am 29. September 1856, dem hundertjährigen Geburtstage von Carl August

Schwetschke", seinem Vater, heraus und beschenkte mit dem wertvollen Bogen jeden Teilnehmer eines Erinnerungsfestmahles, zu dem er, wie er bei besonderen Veranlassungen zu tun liebte, die Familie um sich versammelt hatte.

5) S. 5. Eine bestimmte Annahme aus vielen möglichen Deutungen läßt sich bei der verhältnismäßig jungen Geschichte des Namens Schwetschke nicht aufstellen. Hier nur einige Erklärungsversuche.

Die Verwandtschaft mit dem mittel- und süddeutschen Ausdruck Zwetsche, Zwetschge und ähnliche für Pflaume könnte am nächsten liegen. (Der wackere badische Dorfschulmeister Sam. Fr. Sauter, dessen Ausgewählte Gedichte (das Kartoffellied, der Wachtelschlag, das arme Dorfschulmeisterlein usw.) Eugen Kilian 1902 in den Neujahrsblättern der Badischen historischen Kommission herausgegeben, vermutet S. 28 die Ableitung des „seltsamen Namens" der Zwetschgen-Frucht von dem Stammwort: zwei; siehe auch: Zusammengewachsene Pflanzen rc. Tägliche Rundschau 5. 9. 03. Nr. 416). Eine andere Ableitung des Namens könnte sich auf eine Verwandtschaft mit den Namen Schwietzke, Schwitzke stützen, gebildet aus der Koseform Swizo (von Swint, gleich der Geschwinde, Hurtige, Starke) und der niederdeutschen Verkleinerungssilbe — ke, hochdeutsch — chen. Also: der kleine Geschwinde usw. (nach R. Kapff, Deutsche Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen. Nürtingen, Selbstverlag 1889, S. 80 — Mitteilung von R. Schmidt). Eine dritte Auffassung endlich, die der verdiente Sprachforscher Moritz Heyne in Göttingen, gest. 1. März 1906, mir brieflich aussprach, hält den Namen möglicherweise für slawischen Ursprungs. Er bezeichne wohl Jemanden, der aus einem der früher nicht selten mit einem Heiligtum (swety = leuchtend, heilig) versehenen slavischen Orte stamme, in dem die ursprüngliche Endsilbe ki, die die Herkunft bedeute (Heintze, die Deutschen Familiennamen S. 89 schreibt „ski, im Deutschen häufig sky") sich in das deutsche ke umgewandelt habe. Etwa „Heiligenstädter" wäre also sinngemäße Verdeutschung dieses und anderer ähnlicher Namen. Auf solche Orte, abgesehen vom böhmischen und österreichischen, deuten noch jetzt deutsche Städtenamen wie: Schwedt (Kr. Angermünde), Schwetz (Kr. Graudenz und Weichsel), Schwetzkau früher Schwetzka (Kr. Lissa, Prov. Posen); die Dörfer Zwätzen (S.-Weimar), Zweitschen (S.-Altenburg); noch näher: Schwätz (Kr. Delitzsch), Zwethau (Kr. Torgau), Vorwerk Schweditz bei Borschütz (Reg.-Bez. Merseburg), Dorf Schwoitzsch (Saal-Kr.), von dem der klassische Chronist des Kreises, der alte J. Chr. von Dreyhaupt II. 957 im Jahre 1750 schreibt: „Schwötzsch, Schwödzsch, ein Dorff, in alten Zeiten Switewitz, Schwoitz genannt" rc.; und gleich dahinter endlich: „Schwötzschdorff, Schwedschdorff, eine wüste Dorffstätte bey Nietleben" unweit Halle. Möglichweise auch, das füge ich noch hinzu, ist der Name das jetzige polnische S'wieczka (spr. Schwjetschka) = Lichtchene Kerzchen; Verkleinerung von S'wieca (spr. Schwjeza) = Licht. In der Tat scheint die Zurückführung auf Verslawung oder auf das Slavisch,

selbst viel für sich zu haben, denn ungefähr gleichzeitig mit der Aken'sch-Glauchauisch-Hallischen Familie berichtet die „Geschlechtstafel": von dem Vorhandensein zweier, mit jener nicht nachweisbar verwandten Familien von teils ähnlich, teils gleich, meist aber „Schwetzke" geschriebenen Namen (eine Schreibung, die auch C. A. Schwetschke in seinen jüngeren Jahren kurze Zeit annahm) in Diesdorf (wohl bei Magdeburg im Wanzleber, nicht im Salzwedeler Kreise), dann in dem, Halle fast umgebenden, Saalkreise (Loebejün, Merbitz) und in Anhalt (Zerbst, Köthen), — also im Umkreis weniger Meilen an der unteren Saale und Elbe in alten Grenzgegenden germanischer und slavischer (wendischer) Stämme. Hier hat, nachdem die ansässigen deutschen Stämme (Hermunduren) in der Völkerwanderung südwärts gezogen waren, das Slaventum jahrhundertelang die Oberherrschaft gehabt. Erst fast fünfhundert Jahre nach Karl dem Großen und hundert nach Albrecht dem Bären, welche die deutsche Wiedereroberung begannen und ausführten, verlor sich die wendische Sprache, nachdem ihr Gebrauch vor Gericht Ende des 13. Jahrhunderts (in Anhalt 1278) gänzlich verboten war. Außer vielen ursprünglich wendischen Ortsnamen meist auf -itz verblieb aber noch in Personennamen und Blut die stellenweise wohl ziemlich starke Mischung der deutsch-wendischen Bevölkerung, von der unser obengenannter Dreyhaupt (1, 10) noch 1749 schreibt: „Man kann auch auf denen Dörfern an etlichen alten eingesessenen Bauerngeschlechtern die wendische Abkunft gar deutlich spüren" (wodurch? sagt er leider nicht), und die erste Titelzeile seines großen Werkes gibt noch die einstigen wendischen Bezeichnungen des Saalkreises an: Pagus „Neletici et Nudzici". Auch der Umstand, daß um diese Zeit die beiden Brüder Zwetschke von Aken gerade nach Glauchau auswanderten, läßt vielleicht ursprüngliche slavische verwandschaftliche Beziehungen als Grund der Auswanderung dahin annehmen. Denn das Slaventum war dort ebenfalls noch länger so stark, daß erst 1327 der Brauch aufgehoben wurde, die Sorben in ihrer Sprache vor Gericht zu hören — jedenfalls, weil man nun erst voraussetzen durfte, daß sich jedermann deutsch ausdrücken konnte (Eckardt, Chronik von Glauchau. Glauchau, Peschke, 1888 u. später. S. 261). Und noch zu den Namen der eingewanderten Brüder Zwetschke setzt der Chronist (S. 187 u. 672) in Paranthese die Formen „Zwetschky, Schwetschky"; es ist nicht gesagt, ob als dort schon vorhandene Namen oder als volksmundartliche Umbildung des schriftdeutschen Namens.

Wie würde Gustav Schwetschke, dieser warme deutsche Vaterlandsfreund, aus dessen Munde ich glaube nur gelegentlich die erstgenannte Ableitung seines Namens von der Frucht Pflaume, Zwetschge, gehört zu haben, zu der Annahme einer slavischen Abkunft seiner Familie sich gestellt haben? Ich meine, er hätte, unter Betonung der deutschen Gesinnung als der Hauptsache, betreffs seiner etwa nur teilweise deutschen Abstammung mit lächelndem Verzicht auf sein und seiner Vorfahren rein deutsches Blut die Stelle in seiner Bismarckias angewendet, wo er von alten märkischen Adelsgeschlechtern sagt:

„Zwar nicht völlig grundursprünglich,
Wie die Kinder des Prometheus,
Sind sie doch aus grauen Zeiten
Eine slavisch-deutsche Mischung,
Die Professor Heinrich Leo
Als die *beste Kreuzung* rühmt".

6) S. 6. Hallisches patriotisches Wochenblatt 1839, Nr. 46. (Verf. Oberpfarrer Fulda). — Neuer Nekrolog der Deutschen XVII, S. 820 ff. — Allgemeine deutsche Biographie, Leipzig. — Besonders in: Alb. *Berger*, Geschichte der Gebauer-Schwetschkeschen Buchdruckerei in Halle a. S. und der damit verbundenen Buchhandlungen. Halle, 1884. — Einzelne unrichtige Zeitangaben der sonst sehr fleißigen und verdienstlichen von mir oft benutzten Schrift sind in dem vorliegenden Buche stillschweigend berichtigt.

7) S. 6. Ich verdanke ihre, sowie anderer alter Familienpapiere, Kenntnis als wesentliche Unterstützung meiner Arbeit der liebenswürdigen Mitteilung einer Tochter Ferdinands, der verwitweten Frau Oberbürgermeister *Constanze Bertram* in Halle a. S.

8) S. 9. *Franz Knauth*, Custos zu St. Moritz und Lehrer an der Bürgerschule in den Franckeschen Stiftungen, Wegweiser durch Halle und seine Umgebungen usw. Halle, C. E. M. Pfeffer, 1853, S. 16.

Zum Abschnitt:

Erste Kindheit.

9) S. 10. Der uralte, einst berühmte Hallische Schöppenstuhl ward endgültig erst 1863 aufgehoben (vom Hagen 1, 532; 2, 122). Der sonst nicht vorkommende Ausdruck Talfaktor wird gleich sein dem Salzsiede- oder Salzfaktor (Hertzberg 3, 230 u. 379), dem ersten Beamten der mit Versiedung und Versendung des Salzes betrauten pfännerschaftlichen Salzfaktorei im Solquellen-Tale (R. Schmidt).

10a) S. 11. Das alte Haus ging am 1. Dezember 1866 für 30 000 Taler (90 000 Mark) von den noch zu erwähnenden Töchtern und Erbinnen Ferdinand Schwetschkes in Stecknerschen Besitz über. Vergl. S. 22 der anziehenden Festschrift: „Ein Gedenkblatt an den Königlichen Kommerzienrat *Reinhold Steckner*, den Begründer des Bankhauses Reinhold Steckner in Halle a. Saale von den heutigen Inhabern bei der 50 jährigen Jubelfeier dargebracht am 1. Nov. 1905".

10b) S. 12. In seinen Charlottenburger Hochschulvorträgen der 1890 er Jahre. Gefl. Mitteilung des Regierungs-Baumeisters *Reinhold Stöcke*.

11) S. 12. In seinen Lebenserinnerungen „Ursachen und Wirkungen", Braunschweig 1896 S. 65.

12) S. 13. Armin Stein (H. Nietschmann), Die Stadt Halle a. d. Saale. In Bildern aus ihrer geschichtlichen Vergangenheit mit siebzehn Vollbildern und zwei Doppelvollbildern. Halle, Eugen Strien 1901.

13) S. 13. Halle vor einem Menschenalter. Patriotische Reminiszenzen von H. J(ordan). Halle, Waisenhausbuchhandlung 1866. S. 6 ff.

14) S. 13. Das „Idiotikon der Burschensprache" in den Bemerkungen eines Akademikers über Halle (Germanien 1795) erklärt den Ausdruck dem Sinne nach folgendermaßen. Die Grundanschauung der alten ausgerotteten christlichen Sekte ist auch auf das staatliche Leben übergegangen. Die modernen Manichäer halten das Geld für das gute, Armut oder Schulden für das böse Grundwesen, gegen das sie ankämpfen. Als Gläubiger der Studenten mahnen sie diese daher häufig an die Bezahlung ihrer Schulden, was „in der Burschensprache manichieren heißt". — Auch mit den manes der Römer werden die Manichäer hier in Verbindung gebracht, weil sie ihre Schuldner, wie deren eigene Schatten, verfolgen und beständig von einem zum andern umherirren.

15) S. 14. Dieser Roland, das alte Sinnbild der eigenen peinlichen Gerichtsbarkeit hauptsächlich in alten Sachsenlanden, „nimmt das größte Interesse in Anspruch, weil er tatsächlich den frühesten uns bekannten Rolandstypus darstellt. Denn seine Tracht weist allein von allen Rolandssäulen auf das dreizehnte Jahrhundert zurück. Vergl. Sello, der Roland zu Bremen und Dr. Siegfried Rietschel (Halle), Markt und Stadt, nach W. v. Bremer, die Rolandsäulen im Lichte neuerer Forschung (Daheim, 1903, Nr. 26); auch G. Hertzbergs kurze Übersicht über das Rolands-Problem bei Besprechung des Heldmannschen Buches „Rolandsspielfiguren, Richterbilder oder Königsbilder?" (Halle, Niemeyer 1905) im Jahresbericht des Thüring.-Sächsischen Geschichts- und Altertums-Vereins in Halle, 1905/06. In Kommission Ed. Antons.

16) S. 15. Ursprünglich: Merkelinstraße genannt nach einem dort ansässigen ausgestorbenen reichen Patriziergeschlecht.

17) S. 15. Unser Geschichtsschreiber Hertzberg meint in seiner Geschichte der Stadt Halle I. Teil (1889) S. 163 Anmerkung 4: Für Halle wird dieser etymologisch noch unerklärte Name wohl nicht lediglich auf die im Mittelalter hier angesessene Patrizierfamilie Berlin (ebenda S. 220) zurückzuführen sein. — In Nr. 234 der „Täglichen Rundschau", Berlin, vom 22. 5. 1902 finden sich Hinweisungen auf slawische Ableitungen durch die Forscher Gay in Herings Archiv, und Professor Pfuhl, Verfasser eines oberlausitz-wendischen Wörterbuches.

18) S. 16. C. H. Freiherr vom Hagen, Stadtrat. Die Stadt Halle nach amtlichen Quellen. Halle, G. Emil Barthel 1867, I. Bd., S. 180, 181, 185. Hinzuzufügen ist jedoch, daß v. H., wie er bei dem Gebauer-Schwetschkeschen Hause (S. 178) die Jahreszahl nicht aufgeführt hat, dies auch unterlassen haben kann bei einzelnen der von ihm als besonders denkwürdig „unter anderen" hervorgehobenen



Häusern im Privatbesitz, abgesehen von einem oder dem anderen vielleicht nicht hervorgehobenen Hause.

19) S. 16. Gustav Frd. Hertzberg, Geschichte der Stadt Halle. II. S. 79, Anm. 3.

20) S. 18. v. Hagen, I, 178.

21) S. 20. Über ihn teilte mir aus den, von Pastor Hoffmann handschriftlich verfaßten, Lebensgeschichten der Prediger von Nelben, dessen Nachfolger, Herr Pastor Lesser, freundlichst folgendes mit: „Hr. Pastor Georg Wilhelm Daniel, geboren in Ellrich am Harz, wahrscheinlich von armen Eltern, besuchte die Schule in Halberstadt, studierte in Halle drei Jahre lang Theologie, unterstützt von einem Anverwandten, dem Pastor Aurbach in Wesdorf, wurde dann Hauslehrer bei einem Grafen Wimpfen in Süddeutschland, fungierte einige Jahre als Lehrer am Königlichen Pädagogium in Halle und verwaltete das Pfarramt in Nelben von 1810 bis 1833, wo er am 20. November in einem Alter von 56 Jahren starb. (Seinen Hochzeitstag [vergl. S. 23] gab mir freundlichst Herr Oberpfarrer Wächtler nach den Kirchenbüchern von St. Ulrich in Halle an.) Die Familie des genannten Pastors Aurbach, dessen Sohn Adolf der Nachfolger Daniels wurde, blieb später noch freundschaftlich mit der Familie Schwetschke verbunden, zuletzt namentlich durch Adolfs Sohn Otto, der 1894 als Pastor in Freien-Bessingen starb.

22) S. 20. Hallisches Adreß-Verzeichnis auf das Jahr 1804. Halle, Hendel S. 151; Berger, Gebauer-Schwetschkesche Buchdruckerei S. 15.

Zum Abschnitt:

In der Manitiusschen Vorschule während der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege.

23) S. 24. Programm der Lateinischen Hauptschule der Franckeschen Stiftungen zu Halle. 1848 S. 53 bis 56.

24) S. 24. Hallisches patriotisches Wochenblatt 1848 S. 1493 ff., wieder abgedruckt im Neuen Nekrolog der Deutschen. XXVI. S. 511 bis 519.

25) S. 26. Ich benutze von hier an öfter das, auch von Hertzberg oft angeführte, namenlose Werkchen: „Kurze Geschichte der Universität und Stadt Halle seit dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1806 bis zum 3. August 1814. Halle, Friedrich Ruff 1824". — Laut Vorbericht der „Nachgelassenen Gedichte von Johann Gottfried Thieme, Halle, zu haben in der Wolffschen Leihbibliothek 1832", ist es von diesem geistig strebsamen Sohne Halles verfaßt, der aus Mangel an Mitteln von dem erwünschten Studium der Theologie absehend, die Obertertia des Dom-Gymnasiums verließ und sich der Buchdruckerkunst widmete. Die Stelle lautet: „Von seiner erlangten Fertigkeit in der prosaischen Schreibart zeugt die ohne

Nennung seines Namens im Jahre 1824 im Ruffschen Verlage allhier erschienene Kurze Geschichte (folgt der Titel), deren öffentliche Bekanntmachung selbst der Professor Maaß, welcher aber die Erscheinung des Buches nicht erlebte, gebilligt und angeraten hatte". — Die Frage nach der Verfasserschaft, die Eckstein, Chronik der Stadt Halle 1842 S. 2 richtig beantwortet, Hertzberg 3, 334 Anm. 1 dem Sub-Rektor Buhl zuspricht und Schrader 2, 45 Anm. 1 unentschieden zwischen diesen Beiden läßt, ist hiermit gelöst. — Vom Spätherbst 1814 bis 1832, wo er im zweiundvierzigsten Jahre starb, war Thieme Schriftsetzer „in der berühmten Gebauerschen Offizin", wie seine Freunde und Herausgeber seines Nachlasses erzählen. „Seine letzte anhaltende Arbeit war der Satz von Freytags Arabischem Lexikon".

26) S. 26. Hertzberg, Halle ꝛc. 3, 396 bis 397.

27) S. 29. Mitteilung der Frau Dr. Frieda Frick in Halle, Enkelin von Schwetschkes Schwester.

28) S. 30. Friedrich Foerster, Geschichte der Befreiungskriege 1813, 1814 und 1815. 3. Aufl. I. Bd., Berlin 1857. G. Hempel, angeführt im Aufsatz: „Die Erstürmung von Halle am 2. Mai 1813" in „Der Patriot", Mitteilungen des Deutschen Patrioten-Bundes zur Errichtung eines Völkerschlacht-Denkmals bei Leipzig 1899. Nr. 20, 21 und 22.

29) S. 32. Dr. J. A. Voigt, Professor am Königl. Pädagogium, Skizzen aus dem Leben Friedrich David Ferdinand Hoffbauers, weiland Pastors zu Ammendorf. Halle, Waisenhausbuchhandlung 1869. S. 26.

30) S. 37. Schwager C. A. Schwetschkes von dessen erster Frau, geb. Hirsekorn.

31) S. 40. Dr. Paul Liman, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, 1901. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. S. 246.

32) S. 40. Hesekiel, Blicke auf Halle ꝛc. S. 37.

33) S. 41. Hertzberg, Halle 3, 448.

34) S. 42. Nach Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter, Schlesische Volkslieder, Leipzig 1842, in Marggraff, Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit, Leipzig 1847, S. 139. In milderer Form enthält diese Wendung das jetzt noch von unsern Soldaten gesungene Volkslied: „Preußen gegen Frankreich 1813". Seine Geschichte gibt „Der Patriot" Mitteilungen ꝛc. 1902, Nr. 5 (15. März) nach Süren, Mitteilungen des Verbandes der Kriegs-Freiwilligen von 1870/71.

Zum Abschnitt:

Auf der Lateinischen Hauptschule.

35) S. 42. Nach gefälliger Mitteilung des Rektors der Latina Herrn Dr. Rausch, aus dem „Schüleralbum der Latina vom Jahre 1815", wurde Schwetschke am 12. Oktober unter Nr. 15 093 aufge-

nommen; am selben Tage noch sechs andere Knaben, unter denen sein bald zu erwähnender Jugendfreund und Zimmergenosse: „Mayer, Sohn eines Buchhändlers aus Petersburg".

36) S. 42. Abgedruckt in der Festschrift des Direktoriums: Die Stiftungen August Hermann Franckes in Halle 1863, S. 29.

37) S. 45. Das vom Verfasser mir gütigst geliehene prächtige Werk: „Die Fabersche Buchdruckerei. Eine Skizze von Alexander Faber, Magdeburg 1897, gr. Folio VIII. und 207 Seiten, berichtet auf S. 116: Dr. Friedrich August Heinrich Faber, 1778 zu Magdeburg geboren, war ebenso wie sein Vater, Gabriel Gotthilf II. ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrichs des Großen. Sein Vater blieb es, obgleich er als bürgerlicher Offizier mit anderen die Zurücksetzung erfahren hatte, von einem Feldregiment in ein Garnisonregiment (Bleiknopfregiment) versetzt zu werden, „weil er kein Edelmann war". — Am Geburtstag Friedrichs des Großen, 24. Januar, „versammelte Friedrich Faber stets eine Anzahl gleichdenkender Männer zu einer würdigen Feier, bei der als Gipfelpunkt ein Mundglas des Königs, mit goldnem Rheinwein gefüllt, die Runde machte. — Auch nach seinem Tode ist diese Sitte im alten ABC von Fabers Schwiegersöhnen und Erben, Dr. Wilhelm Faber, noch lange Jahre fortgeführt worden, bis ein Leiden dieses dem alten Brauch ein Ende bereitete. Längere Zeit ist dann in der hiesigen Loge diese Friedrichs-Feier von einem kleinen Kreise weitergepflegt, und der kristallne Pokal des großen Monarchen ist an diesen Tagen auch in der Loge zur Verwendung gekommen. Ob die Sitte dort noch heute besteht, ist uns unbekannt".

38) S. 53. Vom Hagen, 2, 297 und 298.

39) S. 54. Noch bis in den Herbst 1903 nannte in Berlin die derbe Bildersprache des Volkes ein schwarz (seitdem weiß) gestrichenes Haus zwischen freundlicheren Nachbargebäuden „die schwarze Laus". (Vergl. u. a. Tägliche Rundschau 13. 2. 1903.) Betreffs des unbeliebten und durch die Reinlichkeits- und Gesundheitspflege der neueren Zeiten sehr in ein verdientes Dunkel zurückgedrängten menschenlieben Haustierchens muß aber doch, als in seiner Weise kulturgeschichtlich bemerkenswert für jene Zeit, hervorgehoben werden, was Schwetschke einmal in späteren Jahren erzählte, — daß eigentlich jeder Knabe, auch aus den besseren Ständen, selbstverständlich seine L — s oder L — se gehabt habe, — vielleicht mit eine Folge der langen Kriegszeiten und ihrer Unreinlichkeit. Und dies sei insofern als günstig betrachtet worden, als es geheißen habe: das sei ein Zeichen von Gesundheit ihrer Träger; an kranke Menschen gingen die Tierchen nicht. — Mit den gleichen oder ähnlichen Namen der von Hesekiel im Buch vom Fürsten Bismarck, 1873, S. 21 genannten alten Türme „Laus oder Lausepelz" (laus palatii) hatte der Name unserer Schenke am Roten Turm, die übrigens 1825 mit anderen Läden einem geschmackvolleren Umbau wich, nichts zu tun.

40) S. 55. Die sogenannten „sieben freien Künste", d. h. die ehemaligen vier Teile der Mathematik als das Quadrivium: Arith-

metik, Geometrie, Astronomie und Musik, und das Trivium: Grammatik, Dialektik und Rhetorik, machten die Hauptwissenschaften des höheren Schulunterrichts im Mittelalter aus. Die „fahrenden Schüler“, die wandernden Studenten des 15. und 16. Jahrhunderts (s. u. a. Dolch, Geschichte des deutschen Studententums, Leipzig 1858), nannten sich Meister der sieben freien Künste, d. h. Meister in allerhand, im Venusberg erlernter, Zauberei, mit der sie dem abergläubischen Landvolk das Geld aus der Tasche zogen. Arnold Ruge (Aus früherer Zeit 1, 336) meint stolz und witzig, durch sein Abiturientenexamen (1821 in Stralsund), bevor er also Dr. phil. et AA. LL. Magister ward, sich zum Meister der freien Künste gemacht zu haben und den „Besten als ihresgleichen zur Seite sich setzen zu können“.

41) S. 55. Vergl. die vier kindlichen Reim-Erstlinge in Hoffmanns von Fallersleben Gesammelten Werken, herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg. 7. Bd. (Mein Leben 1 bis 4), S. 18, 31 und 32. Berlin, Fontane & Co. 1892.

42) S. 58. Bemerkungen eines Akademikers über Halle und dessen Bewohner in Briefen. Nebst einem Anhange, enthaltend die Statuten und Gesetze der Friedrichs-Universität, ein Idiotikon der Burschensprache und den sogenannten Burschen-Komment. Germanien 1795. S. 503 f.

43) S. 58. H. J., Halle vor einem Menschenalter 2c. S. 31.

44) S. 58. Vom Hagen, Die Franzosen in Halle 1806 bis 1808. Halle, Fricke, 1871. S. 26.

45) S. 58. Arnold Ruge, Aus früherer Zeit. Berlin, Franz Duncker 1862. 2, 220. — Genaueres und Löbliches über die „Waisenhäuser“, Studenten siehe „Briefe zur näheren Kenntnis von Halle. Von einem unpartheiischen Beobachter. (O. O.) 1794.“ S. 100 bis 108; auch „Bemerkungen eines Akademikers über Halle 2c.“ 1795. S. 97, 110 ff.

46) S. 61. Guhl & Koner, das Leben der Griechen und Römer nach antiken Bildwerken dargestellt. Mit 528 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1862. Abt. 2, S. 376.

47) S. 61. Heidelberger Studentenleben einst und jetzt. Heidelberg, Petters 1886, Tafel XVI.

48) S. 67. Nach Voigt, Skizzen, S. 49, ein von unten nach dem Gesicht geführter Hieb.

49) S. 67. Vergl. über ihn Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. Berlin, Ferd. Dümmler 1894, 2, 29.

50a) S. 69. Vergl. dazu den ähnlich geschriebenen Brief von Ruges Mutter 1846 in Ruge, A. f. Z. 3, 266 und 267. — Im Jahre 1762 wird einem „vornehmen Leinwandshändler“ in Eisleben das Gebauer-Haus in Halle abgekauft (E. Schwetschke, Zur Gewerbegeschichte der Stadt Halle I, 1, 205), während die „Leinwandsdrucker“ 1750 nicht

zu den „geehrten, sondern geringen freyen Handthierungen und Gewerben" zählten (Dreyhaupt 2, 557). Und die Aufschrift eines Briefes vom Spediteur Niemeyer in der vielleicht noch besonders zähe am alten Brauch hängenden Hansastadt Lübeck lautete noch 1820: Herrn C. F. Schwetschke, „vornehmen Buchhändler" in Halle a. d. Saale. „Vornehm" scheint danach Titulatur von Großgewerbs- und Großkaufleuten gewesen zu sein.

50b) S. 70. Er starb an der Auszehrung, die wohl durch die auf seine kranken Schultern gelegte Last, wie durch den Kummer verschlimmert war, den der sonst zurückgezogen Lebende über, wie Schwetschke wiederholt bedauernd und ernst erzählte, eine Verirrung mit einer Verwandten empfand, der ein bald wieder gestorbenes Töchterchen Ida entstammte. Er hat darüber Aufzeichnungen hinterlassen.

51) S. 71. Abgangszeugnisse oder Schulprogramme der Latina beginnen erst mit dem Jahre 1825; frühere sind nicht vorhanden. Gefällige Mitteilung des Rektors Dr. Rausch.

52) S. 72. In seiner Schrift: Schülervereine. Erfahrungen und Grundsätze. Halle, Waisenhausbuchhandlung.

53) S. 72. Conrad, Die Statistik der Universität Halle während der 200 Jahre ihres Bestehens 1894. S. 29.

Zum Abschnitt:

Student der Philologie, Burschenschafter und Freiwilliger Jäger in Halle.

54) S. 74. Nach gefälliger brieflicher Mitteilung des (17. 5. 1906 †) Herrn Kanzleirats Bärwald im Königl. Universitäts-Sekretariate vom 28. 1. 1904.

55) S. 74. Eckstein, Chronik der Stadt Halle. Waisenhausbuchhandlung 1843, S. 51 unter Philosophische Fakultät. — König, Aus zwei Jahrhunderten S. 145. — Th. Werthero interprete cet. cet. (meist deutsche) Glückwunschschrift der Franckeschen Stiftungen an F. A. Eckstein 1881, S. 29. IV. — Geheimer Rat Schrader schrieb mir (18. 2. 1902): „Daß Ihr Herr Vater ursprünglich hier bei der theologischen Fakultät eingeschrieben sei, ist mir auch in dunkler Erinnerung. Dies wird sich daraus erklären, daß damals in Verfolgung des früheren Brauchs fast oder gänzlich die künftigen Philologen in die theologische Fakultät eintraten, z. B. Peter (später Rektor von Pforta), vermutlich auch Eckstein u. a." — Dieser vielfach verbreiteten Annahme gegenüber ergibt eine Nachrechnung in dem ersten gedruckten „Amtlichen Verzeichnis des Personals und der Studierenden 2c." Halle, Ruff (Firma Renger), von Ostern bis Michaelis 1822, daß die Philologie Studierenden in der Zahl der Philosophen, nicht in der der Theologen, inbegriffen sind. Wahrscheinlich wird es in den

nächsten Jahren vor- wie nachher sich ebenso verhalten haben. Eckstein ist Michaelis 1827 als Philolog aufgeführt, nicht, wie seine eigene Bemerkung bei Werther a. O. vermuten lassen könnte, als Theolog.

56) S. 75. Arnold Ruge in seinen von 1802 bis 1843 reichenden Lebenserinnerungen: „Aus früherer Zeit". 4 Bände, Berlin, Franz Duncker, 1862 bis 1867.

57) S. 78. Dr. Karl Knabe, Geschichte des deutschen Schulwesens. Leipzig, Teubner 1905.

58a) S. 78. Karl Schramm, Aus den Erinnerungen eines Alten über Halle 1828 bis 1829. Burschenschaftliche Blätter, Berlin 1887. S. 87.

58b) S. 78. Der mir befreundet gewesene, ebenso vielseitige, wie peinlich gründliche Schriftsteller Reinhold Schmidt (geboren als Pastorssohn 1847 in Ostrau, geachtet und beliebt gestorben in Zörbig den 1. 10. 1906), der, als mehrjähriger Mitredakteur der Schwetschkeschen Zeitung in den 1870er Jahren, wie er selbst bekannte „in Schwetschkes Haus wie ein Sohn" aufgenommen worden war, bewies für dessen Leben und Schriften besondere Teilnahme, so daß ich ihm auch in mannigfachen Einzelheiten Förderung meines Werkes verdanke. Er

Besucht', um das Lernen beim Schopfe zu fassen,
In Halle der Schola Latina Klassen;
Studierte daselbst drauf Theologie,
Entsagt' ihr, gezwungen durch Maladie.
Dann ließ er in Halle, wie später in Cösseln,
Durch Bücher- und Zeitungsschreiben sich fesseln,
Was auch kein Ende in Zörbig genommen,
Dahin er vor siebzehn Jahren gekommen.
Sein Heim hat am Leipziger Teich er gewählt
Und blieb bis zur Stunde noch unvermählt.
Geschrieben in Zörbig am dreißigsten Mai
Des Jahres eintausend neunhundert und zwei.

So spricht er sich über seinen Lebensgang aus in kurzen launigen Schlußversen zu seiner bereits vergriffenen „Geschichte und Beschreibung der Stadt Zörbig" (8°. 148 S., 1902 bei Buchbindermeister Mehnert in Zörbig), eines Ortes mit fast tausendjähriger Geschichte. Er hat sich durch dies mühsame Werk auf jeden Fall einen dauernden Namen in der Geschichtschreibung der alten meißnischen, dann der preußischen provinzial-sächsischen Lande gemacht.

59a) S. 79. Schrader 1, 534; dann über Niemeyer 519.

59b) S. 79. Ebenfalls 1824 erschien in Mainz ein Buch: „Der Volksunterricht für Volkslehrer von Muhl (Trier)", das auf den preußischen Universitätsbibliotheken jedoch nicht vorhanden ist und von mir nicht eingesehen werden konnte.

60 a) S. 79. Mitteilung von Reinhold Schmidt.

60 b) S. 82 E. M. Arndt, Über den deutschen Studentenstaat. Wolfenbüttel, Heckner. S. 49. (Ausgabe von E. M.)

61) S. 83. Die Universität Halle seit den Befreiungskriegen. Verbindungswesen und Streben nach einem allgemeinen Studentenleben. Academica. III. Heft; Sudenburg-Magdeburg, Paetz & Co. 1845. S. 46. — Heinrich Leo, Meine Jugendzeit. Gotha, F. A. Perthes 1880, S. 151 f., 158, 166.

62) S. 83. Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle 2, 99.

63) S. 83. Dr. Hugo Böttger, Dokumente und Tatsachen der Burschenschaft von 1815 bis 1902. S. 26. Sonderabdruck 1904 nach dem von Dr. Böttger herausgegebenen Jahrbuch der deutschen Burschenschaft, 1903 Berlin, Heymann. Dieser inhaltreichen Darstellung folge ich mehrfach.

64) S. 83. Nach von Kobbes Protokollen. Vergl. Dr. Ed. Dietz, Neue Beiträge zur Geschichte des Heidelberger Studentenlebens. Heidelberg, Petters 1903, S. 52. Danach ist zu berichtigen die Bezeichnung des Jahres 1820 als Gründungsjahr bei Landgerichtsrat König (Aus zwei Jahrhunderten, Geschichte der Studentenschaft und des studentischen Korporationswesens auf der Universität Halle, nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Halle, Waisenhausbuchhandlung 1894, S. 177), eine Bezeichnung, die auch der richtigen Angabe Königs auf S. 165, daß die Gründungszeit nicht feststehe, widerspricht.

65) S. 84. Schrader 2, 96 f.

66 a) S. 87. Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 5 Bände. Leipzig, Hirzel, 3, 440.

66 b) S. 87. Vergl. hierzu Ruge, A. f. Z. 2, 5; Schramm, Aus den Erinnerungen eines Alten im 118. Semester, B. Bl. 1887, S. 97 und De Quomodone seu von dem Burschen-Komment (in „Burschenfahrten" Jena, Fr. Luden 1845, S. 5). Die ihm entnommene lateinische Stelle bringt verdeutscht, wie oben, der „Hallische Burschenkomment" in den „Bemerkungen eines Akademikers" 1795, S. 456.

67) S. 87. Horst Kohl, Bismarck-Jahrbuch 2: Bd. Berlin, Häring (dann Leipzig, Göschen) 1895, S. 503 f. — Zu der Beurteilung der Göttinger Burschenschaft von 1832 durch Bismarck (vorn S. 88) bemerkt Böttger (Dokumente und Tatsachen 1904, S. 162) u. a. „In der Satisfaktionsfrage irrt sich Bismarck. Die Burschenschaften haben stets Satisfaktion gegeben". Sollte aber nicht vielleicht die (vorn S. 84) von Professor Leopold Haupt erwähnte, auf schließliche Aufhebung des Zweikampfes zielende Richtung damals in der Göttinger Burschenschaft vorübergehend geherrscht haben?

67 a) S. 88. Gustav Wolf, Bismarcks Lehrjahre. Leipzig, Dietrich 1907, S. 36 f.

68) S. 90. Böttger, Dokumente und Tatsachen der Burschenschaft, 1904, S. 38.

69) S. 91. Siehe u. a. Webers Weltgeschichte. Leipzig, Engelmann 1867, Bd. 2, S. 488. Aufruf von Kalisch 25. März 1813; Georg Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Berlin, Bondi 1900; Wilh. Müller, Deutsche Geschichte bis 1888. Stuttgart, Krabbe.

70) S. 91. Gustav Schwetschke, Jubiläumsausgabe der Novae epistolae obscurorum virorum. Neue Ausgabe. Halle 1878, S. 9.

71) S. 92. Ruge, 1, 359 bis 363.

72) S. 93. Model, Major a. D., Geschichte des Königlich Preußischen Jägerbataillons Nr. 4. Auf Wunsch des Bataillons bearbeitet. Mit 5 Skizzen im Text. Berlin 1895. Mittler & Sohn.

73) S. 93. 1902 mir gütigst zur Verfügung gestellt durch Herrn Major von Block, Kommandeur des in Bitsch garnisonierenden 4. Jägerbataillons.

74) S. 93. Vergl. Die Militärverpflichtung der preußischen Staatsbürger usw. usw. 1830 Berlin, in Kommission bei August Rücker. S. 2 und 75.

75) S. 95. Aus dem von G. H. S. nach Akten des Geh. Staatsarchivs verfaßten Aufsatz „Hallische Unruhen vor 72 Jahren" in den Burschenschaftlichen Blättern. Berlin 1892, Nr. 4, 15. November.

76) S. 95. Hoffmann von Fallersleben „Mein Leben". Abgedruckt in verkürzter Form und bis zu des Dichters Tode fortgeführt in der höchst verdienstlichen Gesamtausgabe von Hoffmanns Werken durch Dr. Heinrich Gerstenberg (Hamburg), 7. (S. 80 bis 81) und 8. Bd. Berlin, Fontane & Co., 1892.

77) S. 96 und 105. Dr. jur. Ed. Dietz, Ministerialsekretär beim Großherzogl. Bad. Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts, Die deutsche Burschenschaft in Heidelberg. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte deutscher Universitäten. Mit Abbildungen. Heidelberg, Petters 1895, S. 31 f., auch 50 f.

78) S. 96. Pfarrer Dr. Wendland in Liebenau (Neumark), Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Hallischen Burschenschaft von 1819 bis 1834; abgedruckt in Burschenschaftliche Blätter, Berlin 1900, 15. Jahrgang Nr. 4.

79) S. 98. Mitgeteilt in: König, Aus zwei Jahrhunderten, S. 39 bis 44; in ähnlicher Fassung auch schon in „Burschenfahrten. Beiträge" (verschiedener Verfasser) „zur Geschichte des deutschen Studentenwesens". Jena, Friedrich Luden 1845, S. 81 bis 96 durch Ludwig Köppel.

80) S. 100. Oskar Dolch, Geschichte des deutschen Studententums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen. Ein historischer Versuch. Leipzig, Brockhaus 1858, S. 213.

81) S. 100. Beschrieben nach von Kobbes Erinnerungen 2, 7 ff. in Dietz, Neue Beiträge zur Geschichte des Heidelberger Studentenlebens. Heidelberg, Petters 1903, S. 59 bis 60.

82) S. 100. Schramm (Student der Theologie). B. Bl. 1887, S. 99 und 115.

Zum Abschnitt:

Burschenschafter in Heidelberg.

83) S. 102. Dr. Karl Obser, Die Universität Heidelberg unter der Regierung Karl Friedrichs (1802 bis 1811), in „Ruperto-Carola. Illustrierte Festchronik der fünften Säkularfeier". Heidelberg, Petters 1886.

84) S. 102. Vergl. Schölls treffliche Abhandlung: Georg Friedrich Creuzer in der vorher erwähnten „Ruperto-Carola".

85) S. 102. Gustav Schwetschke, Jubiläums-Ausgabe der Nov. ep. obsc. viror. 1878, S. 18.

86) S. 102. Briefwort an den Verfasser vom 6. 12. 1865.

87) S. 103. Dietz, Neue Beiträge usw. S. 18 bis 19.

88) S. 104. August Wild, Beiträge zur Geschichte der deutschen Burschenschaft in B. Bl. 1887, S. 338.

89a) S. 104. Mein Leben 1, 141.

89b) S. 105. A. f. Z. 2, 193.

90) S. 105. Dietz, Neue Beiträge usw. S. 77 ff.

91) S. 107. Das Bild, das hier nach einer mir freundlichst zur Verfügung gestellten Photographie (eines mir unbekannten Urbildes) im Besitze der Fräuleins Helene und Anna Dietz in Heidelberg ausgeführt ist, ist auch — ohne die Unterschrift — wiedergegeben im „Heidelberger Studentenleben einst und jetzt. 36 Bilder nach Naturaufnahmen, Handzeichnungen und Kupferstichen unter vorzugsweiser Benutzung der Sammlung des Herrn Alb. Mays mit erläuterndem Texte. Heidelberg, Bangel & Schmitt (Otto Petters), 1886". Als Jahr der Daniel Fohr(?) zugeschriebenen Zeichnung ist hier im Texte das Jahr 1827 angegeben, wie auch die halb durchgeschnittene Unterschrift unserer Wiedergabe gelesen werden kann, wenn nicht der allein sichtbare obere Teil der letzten Zahl die eckige obere Hälfte einer 3 bedeutet. Wenngleich Schwetschke von Ostern 1822 bis Michaelis 1823 in Heidelberg studierte, wäre deshalb seine Darstellung auf diesem, vielleicht erst 1827 vollendeten und bis dahin aus verschiedenen Semestern ergänzten, künstlerisch entworfenen Bilde nicht unmöglich. Auch heute sollen wohl solche Gruppenbilder noch in mehrjährigen Zwischenräumen angefertigt werden, was früher die zeitraubenden größeren Schwierigkeiten der technischen Herstellung zur Regel machten. — Während bei unserer Wiedergabe der Umrisse nach einer Tusch-Zeichnung nur die

beiden im Vordergrunde dem Beschauer den Rücken zukehrenden Gestalten völlig schattiert sind, ist es das vollendete ganz schattierte Bild, dessen Wiedergabe Professor Dr. Lorentzen seinem Aufsatze „Die Heidelberger Burschenschaft auf der Hirschgasse" im Jahrbuch der Deutschen Burschenschaft 1903 (Berlin, Heymanns Verlag) beifügt. Als sein, nicht mehr genau zu ermittelndes, Alter gibt er nur allgemein die 1820 er Jahre an. — Alle anderen Gestalten, soweit sie dort auf dem leider vielfach unklaren, scheinbar nach einem stark beschädigten Steindruck hergestellten Abbild erkennbar sind, stimmen mit denen auf unserer Umrißzeichnung überein. Nur die als Schwetschke angesprochene Figur trägt auf der vorher kahlen Oberlippe nun einen kurzen Schnurrbart. Einen solchen trug aber Schwetschke, wie er einst zufällig erzählte, als Student etwa ein Vierteljahr lang neben seinem lebenslänglich in der Hauptsache beibehaltenen schmalen Rundbart um das volle Gesicht. Wahrscheinlich war dies also seine Barttracht, als der Maler seine Figur endgültig ausführte. — Übrigens schreibt Professor Dr. Lorentzen a. a. O.: „Daß die Kommersirenden Burschenschafter sind, scheint aus den spezifisch bei ihnen gebräuchlichen umgeschlagenen Kragen Einzelner, sowie aus dem Umstande hervorzugehen, daß die Corps ihre Gelage damals stets auf dem „Hausacker" oder dem „Steinbruch" abzuhalten pflegten, während die hier dargestellte Szene sich im Saale der Hirschgasse abspielt".

Endlich ist noch ein Kniestück Schwetschkes als Original-Ölbild vorhanden, nach Mitteilung des Besitzers, meines Bruders Ulrich, bezeichnet als gemalt von Ahrens 1824 oder 1825, also nach der Heidelberger Zeit; wahrscheinlich ist es in Halle als Erinnerungsstück an jene gemalt, mit einer fremdartigen Gestaltung der Schloß-Ruine im Hintergrund. Das Bild eignet sich leider als ein schlecht gezeichnetes und gemaltes, jetzt auch mehrfach beschädigtes, nicht zur Vervielfältigung. Es wurde auch von Schwetschke nicht eingerahmt und aufgehängt, sondern nur „aus historischem Interesse" aufgehoben, meist hinter einen Schrank gestellt. Es zeigt ihn im Freien stehend in teilweiser Paukausrüstung, denn er trägt, wie er selbst hervorhob, nicht den zu seiner Heidelberger Zeit bei Mensuren üblichen Paukhut, sondern eine schwarze Schirmmütze mit roter Perkussion, den Heidelberger Burschenschaftsfarben. Das braunrote Gesicht trägt die ihm verbliebene große Narbe einer durchgerissenen Tiefquart und schmale Bartkoteletten. Den Hals umgibt eine schwarze hohe Paukbinde, und der rechte Unterarm im schwarzen langen Paukhandschuh, in der Faust den Schläger mit schwarz-rot-schwarz ausgeschlagenem Korbe, ruht mit seinem Ellenbogen in der herübergenommenen linken Hand. Der Oberkörper ist nur mit dem in der Mitte in einem langen offenen Spalt klaffenden Hemd bekleidet. Der halb starre, halb wilde Blick der weitgeöffneten Augen ist vom Beschauer aus nach links gerichtet.

92) S. 108. Burschenschaftliche Blätter, W.-S. 1904 bis 1905, Nr. 2 und 3.

93) S. 109. Nach Wild, B. Bl. 1887, S. 323 wohnte die Biervernunft im „Cerevishäuschen in der Hirschgasse, dem Tempel der

Cerevisianer". Über die Cerevisia siehe Lorentzen, Die Heidelberger Burschenschaft auf der Hirschgasse, Jahrbuch der deutschen Burschenschaft. Berlin, Heymann 1903.

94) S. 109. Das Folgende nach August Wild, Schwarz-rot-gold in Heidelberg in den Jahren 1817 bis 1833. Burschenschaftl. Bl. 1887, S. 339.

95) S. 110. Aus früherer Zeit 2, 150 ff.

96) S. 111. A. von Oechelhäuser, Das Heidelberger Schloß, Heidelberg, Siebert 1891, S. 81.

97) S. 112. In den Werken liest man: Hatem, um die Verschleierung zu wahren. Mays: Heidelberg gefeiert von Dichtern und Denkern seit fünf Jahrhunderten. Heidelberg, Petters 1886, S. 61 f.

98) S. 112. Oechelhäuser a. O. S. 4.

99) S. 114. Dietz, Neue Beiträge &c. S. 80.

100) S. 114. Die Hochverratsprozesse gegen Angehörige der Burschenschaft infolge des Frankfurter Attentates. Nach dem im Königlichen Geheimen Staatsarchiv befindlichen Kammergerichtsakten. Siehe Burschenschaftliche Blätter, Berlin, Sonderheft 1. Juli 1889, Nr. 1.

101) S. 115. Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Heidelberg, Winter 1886, S. 52; Wild, B. Bl. 1887, S. 324.

102) S. 116. Der Freundlichkeit des Herrn Prof. Dr. Th. Lorentzen, an der Oberrealschule in Hamburg, früher in Heidelberg, verdanke ich den Hinweis auf dieses Mensuren-Verzeichnis, jetzt im Besitz des Heidelberger S.-C.

103) S. 119. Schwetschke, Jubiläumsausgabe der Novae epistolae, S. 9.

Zum Abschnitt:

Wieder Burschenschafter in Halle.

104a) S. 121. In der naturgetreu schildernden Sammlung von Robert Moritz: Halloren-Geschichten. Im Dialekt erzählt. II. Bändchen. Halle a. S. (o. J.), Gustav Moritz Verlag. S. 48 und 52.

104b) S. 121. Die Residenz, die weitläufigen Gebäude unweit der Klausbrücke, 1529 von Kardinal Albrecht als Kollegienhaus seines Neuen Stiftes erbaut, aus dem er eine, durch die kirchliche Reformation der Stadt vereitelte, katholische Universität machen wollte. Etwa vier Jahrzehnte bis 1680, wo das Herzogtum Magdeburg mit Halle an Brandenburg fiel, residierte hier der letzte Administrator Herzog August von Sachsen. Seitdem verblieb dem noch jetzt zu verschiedenartigen Zwecken benutzten alten, geschichtlich auch sonst merkwürdigen, Palastgebäude der Name: die Residenz.

104c) S. 122. Wendland, Urkundliche Beiträge zur Geschichte der hallischen Burschenschaft von 1819 bis 1834. B. Bl. Berlin 1900, (Fortsetzung Nr. 5 vom 1. 12).

105. S. 122. Schrader, Friedrichs-Universität, Halle 2, 219 ff., wo dieser und andere Aufläufe späterer Jahre ausführlicher geschildert werden.

105a) S. 122. Ruge, 2, 370, 373 f.

106) S. 123. Karl Schramm, Aus den Erinnerungen eines Alten im 118. Semester (über Halle 1828 bis 1829). B. Bl. 1887.

107) S. 123. B. Bl., Sonderheft 1. Juli 1889.

108) S. 125. Gütige Mitteilung des Geheimrats Schrader; siehe auch hierzu und zu den Vorhergehenden dessen Geschichte der Friedrichs-Universität 2, 125; 223; 111; 222.

109) S. 125. Der ministerielle Erlaß vom 27. Mai 1824 befindet sich, nach Mitteilung des Geheimrat Schrader an mich (11. 5. 1901) in den hallischen Universitätsakten Vol. III. p. 44, Acta über Verbindungswesen Vol. II, und Rep. II, Sect. N 1 h. 3, Vol. II. Für das Folgende vergl. die allgemeinen Angaben in Schraders Geschichte der Friedrichs-Universität 2, 109 f.

109a) S. 125. E. M. Arndt, Der Studentenstaat. Wolfenbüttel, Heckner, S. 21.

110) S. 126. Überlieferung durch den langjährigen, inzwischen verstorbenen Gebauer-Schwetschkeschen Buchdruckerei-Faktor Pfennigdorff an Reinhold Schmidt.

111) S. 129. Die neuesten und besten Commerschlieder. Ein Nachtrag zur Auswahl guter Trinklieder, oder Töne der Freude und des Weins, beym freundschaftlichen Mahle anzustimmen. Aus den besten deutschen Dichtern gesammelt. Zweyte vermehrte Auflage. Halle, im Hendel'schen Verlage. 1803. Schmal 8, 94 S. 49 Lieder. — Von den Namen der „besten deutschen Dichter" ist keiner angeführt! Nur der Verfasser des letzten angehängten Liedes, auch nicht schlechter als manches andere, hat sich unterzeichnet: W. Calezki — wahrscheinlich der Herausgeber der Sammlung. —

Nachträglich ist mir noch durch Güte des Direktors der Königl. hallischen Universitäts-Bibliothek Herrn Dr. Gerhard die Liedersammlung bekannt geworden, zu der die eben genannte als ein Nachtrag bezeichnet wird: „Auswahl guter Trinklieder oder Töne der Freude und des Weins, beym freundschaftlichen Mahle anzustimmen. Aus den besten Dichtern gesammlet. Nebst 19 auf Noten gesetzten Melodien. Halle, im Hendel'schen Verlag 1791. (Der Umschlagtitel lautet: Trink- oder Commerschlieder usw.) — Sie enthält 135 Nummern, der Nachtrag nur 49. Obgleich in ihm zu einer verhältnismäßig geringen Anzahl aus der „Auswahl" wiederholter, teilweise veränderter Lieder neue hinzugefügt sind (darunter das oben abgedruckte: „Es

leb' mein König Friedrich hoch!"), so handelt es sich demnach nicht um eine Neuauflage oder um eine an Zahl vermehrte ursprüngliche Ausgabe von 1791, wie mein Ausdruck „vermehrtes Kommersbuch von 1803" gedeutet werden könnte. — Während, um nur dies schließlich noch hervorzuheben, die Gesangsreihe des „Landesvaters" in der „Auswahl" nur ganz verstümmelt, jedoch im „Nachtrag" vollständig wiedergegeben ist, fällt in ihm das Gaudeamus aus, das in der Auswahl steht, aber ohne den letzten Vers: Pereat tristitia! Dagegen folgt jedem lateinischen Vers ein deutscher als Übersetzung, und die Überschrift: De brevitate vitae, carmen amoebaeum könnte, wenn diese Kennzeichnung einen Sinn haben soll, darauf hindeuten, daß das Lied damals im lateinischen und deutschen Wechselgesang zweier Chöre gesungen worden ist.

112) S. 131. In dem, den „Bemerkungen eines Akademikers über Halle" usw. von 1795 angehängten, „Hallischen Burschenkomment" findet sich unser Lied als „Pro salute Guestphalorum (Silesorium, Marchicorum, Pomeranorum etc.") als eines der offiziellen Kneiplieder; und unter den hallischen Landsmannschaften ist die Landsmannschaft der „Magdeburger und Halberstädter" genannt. Die Magdeburger, die mit den Mansfeldern und Anhaltinern die grüne Farbe, später mit den Halberstädtern grün-weiß gewählt hatten, waren übrigens schon unter den in Halle zuerst 1717 aufkommenden 27 Landsmannschaften gewesen. (Vergl. Eckstein, Chronik der Stadt Halle, 1842 bis 1843, S. 120). — In der „Auswahl" usw. (siehe vorige Anmerkung) ist der Cantus mit einigen Änderungen und Zusätzen enthalten unter der Überschrift: Cantilena fratrum potatorum mit dem Anfang: Pro salute Silesiorum. (Anmerk.: vel Marchicorum, sive Magdeburgicorum, sive Pomeranorum etc.) und mit den Hauptänderungen: Es wechseln im Gesange Unus und Chorus, und der Charakter des Wechselgesanges ist hier anschaulicher und freier durchgeführt. So erwidert der Chor auf seine Begrüßung durch den Einzelsänger (Pro salute horum amicorum, pro salute amicitiae!) nicht mit mechanischer Wiederholung des ihm dargebrachten Wohlwunsches (wie im Nachtrag), sondern er erwidert logischerweise zum Wohl des Einzelsängers: Pro salute hujus amici nec non Amicitiae! Und am Schluß richtet sich der Chor wiederum unmittelbar an den Einzelsänger: Vivas, floreas, crescas! (statt vivat usw.), worauf dessen Erwiderung erst richtig paßt: Atque vos crescatis invicem. Beim Wohl auf die Fakultäten und ihre Hauptvertreter wird 1791 vorgeschlagen zu trinken von den Theologen pro salute Semleri, von den Rechtsgelehrten: Nettelbladti, von den Medizinern: Meckeli und den Philosophen: Eberhardi; statt der Wiederholung von Universitatis Fridericianae singt der Chor: Universitatis optimae Salinae, und der „Gläschen"-Vers zeigt die Form: Accipio (als ob ein Umtrunkglas herumgegangen sei) glasellulum sicce tenendum, inspiciendum, erigendum, ad astra usw. — Die genaue Bekanntschaft Schwetschkes mit dem Liede scheint, wenn sie nicht bloß aus dem Buche herrührt, zu bezeugen, daß es vielleicht mit Änderung des Anfangs, auch in die

Teutonia und in die Burschenschaft übergegangen war. Er könnte es auch als Gymnasiast auf Schülerkneipen gesungen haben, von denen mir jedoch nichts bekannt ist.

112a) S. 132. Gustav Schwetschkes neue ausgewählte Schriften. Deutsch und lateinisch. Bismarckias [1. Aufl. 1867, 6. Aufl. 1870], Varzinias [1. bis 3. Aufl. 1870] und andere Zeitgedichte. Mit einem Anhang. Halle 1878.

112b) S. 135. Das jetzt in den Kommersbüchern befindliche Lied fehlt schon in dem, im Juli 1818 (also dreiviertel Jahr vor Kotzebues Ermordung) von A. Binzer in Jena bevorworteten, von Albert Methfessel herausgegebenen: „Allgemeines Kommers- und Liederbuch mit Melodien, enthaltend ältere und neue Burschenlieder, Trinklieder, Vaterlandsgesänge, Kriegs- und Turnlieder. Rudolstadt, in Commission der Hof-, Buch- und Kunsthandlung. Preis 1 Rthlr." Quer 8. — Dies erste größere neue Kommersbuch enthält 95 Lieder; — die achtzig Jahre später 1897 erschienene, fast überreiche, neue Bearbeitung der 51. Aufl. des Lahrer Kommersbuches mit etwa 820 bald die neunfache Zahl.

Zum Abschnitt:

Gutenbergs Jünger in Braunschweig.

113) S. 134. Der Tag des Eintritts in das Geschäft, wie des Austritts aus ihm, war nach Mitteilung der Firma wegen schwieriger Erlangung des betreffenden Druckerei-Geschäftsbuches jener Jahre nicht zu ermitteln.

114) S. 134. Die letzten Mitteilungen nach gütigen Nachrichten des damaligen Kurators, Geheimrats Schrader († 2. 11. 07) vom Mai 1901 und Dezember 1903 aus den Kuratorialakten der Universität.

115) S. 135. Mit diesen obigen Strafenangaben ist der mangelhafte eigene Bericht Schwetschkes in der Jubiläumsausgabe seiner Novae epistolae S. 9 berichtigend zu ergänzen.

116) S. 137. Schrader 2, 221.

Zum Abschnitt:

Buchdrucker und Buchhändler in Halle.

117) S. 138. Karl Müller von Halle, Dr. Carl Gustav Schwetschke in „Die Natur", Halle 1881, Nr. 47.

118) S. 141. Codex Nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels usw. Halle, G. Schwetschkes Verlagshandlung und Buchdruckerei 1850. Fortsetzung 1877.

119a) S. 141. In deren mit Dank eingesehenem Steuerbüro.

119b) S. 142. Der Einblick in das Kassenbuch ist mir freundlichst vom Geschäftsführer Herrn Hermann Bousset ermöglicht.

119c) S. 142. Im Besitz meines Bruders Ulrich.

120) S. 146. Diesen meinen drei verehrten Basen, den Frauen Emma Roß, Sophie Bartels und Constanze Bertram in Halle, habe ich auch manche anziehende Mitteilung aus dem früheren Familienleben zu verdanken.

121) S. 147. In dem angefangenen Tagebuche der Reise des im 19. Lebensjahre stehenden Ferdinand nach Königsberg (S. 47 f.) befindet sich folgende, weniger schöne, als naturgetreue Schilderung seiner Ankunft in Berlin, die aus kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt und zur Kennzeichnung der damaligen Art des Reisens hier wiedergegeben sei. — Der Postwagen war am 9. März 1817 früh 3 Uhr, richtiger durch das Versinken im Morast vor dem Tore erst nach 6 Uhr, von Halle abgefahren, hatte über Radegast gegen 6 Uhr nachmittags Dessau, „diese Stadt voller Juden" erreicht, war glücklich in mehr als einstündiger Fahrt über die Dämme der ausgetretenen Elbe noch vor Abend auf das jenseitige Ufer nach Roßlau gelangt und nachts 12 Uhr in Coswig angekommen. Um 10. März morgens 8 Uhr mochte man in Croopstedt sein, von wo es über Treuenbrietzen, „ein elendes Nest" (1 Uhr mittags), in „köstlicher Fahrt" über Potsdam (8 Uhr abends) in der Dunkelheit auf Berlin zuging. „Ich schlief fest und ahndete nichts von der Nähe der Königsstadt, als der Wagen still hielt und ich erfuhr, wir wären an den Thoren Berlins. $\frac{1}{2}$ 3 Uhr waren wir [am 11. März morgens] an der Post [nach fast 48 stündiger Fahrt von Halle, die die Eisenbahn jetzt in 2 (S.-Z.) bis 4 $\frac{1}{2}$ (P.-Z.) Stunden zurücklegt], ich übergab meine Sachen dem Visitator und ging in die Passagierstube, die mir als sehr brillant gerühmt war, um da den Tag zu erwarten. Aber schaudernd trat ich zurück, denn Kindergeschrey und ein Gestank, wie ihn nur eine Parthie Juden verbreiten können, drang mir entgegen. Wollt ich wohl oder übel, so mußte ich aber doch in diesen sauren Apfel beißen. Ich ging wieder hinein mit zugehaltener Nase, setzte mich in den einsamsten Winkel, zog meine Pantoffeln an, legte meine Kleinigkeiten und Tornister neben mich, zündete eine Pfeife an, und nun begann ich denn, meine noble Gesellschaft zu besichtigen. An der Wand gehen Lederbänke, wo man bequem darauf liegen kann. Das Haupt der Gesellschaft und der Gegenstand der allgemeinen Verehrung lag in der Mitte: eine junge Jüdin, die es sich gar zu bequem gemacht hatte, denn sie producirte sich im blanken Hemde. Ihr langes fliegendes Haar, durch keinen Kamm zusammengehalten, und auch die beständig darin herumarbeitenden Hände, ließen vermuten, daß sie mit ihrer Einquartirung sehr über den Fuß gespannt sey. Ihr zur Rechten und Linken thronten zwei ziemlich erwachsene Judenjungen, deren Galanterie sie nur mit Mühe im Zaum halten konnte. Zwei Alte folgten und den Beschluß machten zwei Weiber, die außer einigen heranwachsenden Kindern jede ein dergleichen an der Brust liegen hatte. Diese kleinen Bestien brüllten sämmtlich wie die Zahnbrecher, die

Mütter pufften dazwischen, die andern schimpften und verlangten Ruhe, und zum Überfluß schminkte dieses Grobzeug die Luft so unbändig und auf eine so raffinirte Art, daß einem jeden ehrlichen Christenkinde angst und bange dabey werden mußte. Ich, ein alter Postillon und ein anderer Postbedienter waren stille Beobachter dieses infernalischen Schauspiels. Mit Sehnsucht erwartete ich unter diesen Umständen die Zeit, wo ich das Gasthaus zum schwarzen Adler offen finden würde."

122) S. 147. Diesem meinem älteren Bruder Felix verdanke ich neben mancherlei anderer Beihilfe besonders schätzbare Angaben aus der Familiengeschichte.

123) S. 148. Zufällig hat sich nach einem Reisepaß von 1832 die Größenangabe des 34jährigen Ferdinand erhalten: 5 Fuß, 3 Zoll; der 17 jährige Gustav maß 1821 (S. 93) 5 F. 6 Z. 2 Str., wird aber seitdem noch gewachsen sein.

124) S. 149. Enthalten in (Fulda): Gedichte eines Bürgerfreundes. Zum Besten des hallischen Bürgerrettungs-Institutes herausgegeben. Mit Musikbeilage und einer Silhouette. Halle, in Commission bey Lippert und Schmidt. 1847 S. XXVII, 193 bis 196, 203, 220, 230.

125) S. 149. Vergl. seine Lebensskizze bei Berger. S. 57 f.

126) S. 152. Nach Mitteilungen von Frau Professor Emma Roß.

127) S. 153. Professor Gustav Friedrich Hertzberg, Mitteilungen aus dem Leben von Karl August Wilhelm Bertram, weiland Oberbürgermeister von Halle a. d. Saale. Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstage, ihrer hochverehrten Tante Caroline Bertram, geborenen Schwetschke, gewidmet von ihren Neffen Felix, Dr. Eugen und Ulrich Schwetschke. 1888. Gebauer-Schwetschkesche Buchdruckerei.

128) S. 154. Mit diesem, später von Bismarck über seine soziale Gesetzgebung gebrauchten Ausdruck wird von Hesekiel 1824 (S. 169) August Hermann Franckes, des Waisenhausstifters, Christentum bezeichnet.

129) S. 154. „Höchst wahrscheinlich auf oder ganz zunächst derselben Stelle, wo die Werkstätte der früheren Bauleute sich erhob." (G. Schwetschke, Hallische Steinmetzzeichen. Eine maurerische Festschrift. Halle 1852, S. 4).

Zum Abschnitt:

Der Kurier.

Hallische Zeitung für Stadt und Land.

130) S. 158. Diesem richtigen Wortlaut des Titels entsprechend sind die unzutreffenden Aufschriftsangaben bei Hirth und allen späteren zu berichtigen. Die Form „hallisch" (eigentlich „hällisch", wie es auch

im 18. Jahrhundert hieß), in der der vollere Selbstlaut i der Endung isch den schwächeren e verdrängt, ist das sprachlich richtig gebildete Eigenschaftswort. Die Form hallesch: genau zu schreiben halle'sch, gründet sich auf nachlässige Aussprache und das Bestreben, den Eigennamen Halle (etwa zum Unterschied von Hall) genau erkennen zu lassen. Beide Schreibarten sind seit langer Zeit nach und nebeneinander angewendet. — Un courrier = ein reitender Bote, besonders Eilbote, in Staatsangelegenheiten, Staatsbote; auch Führer der Briefpost und diese selbst. Daher war der „Kurier" stets ein beliebter Zeitungstitel.

131) S. 161. Über ihn Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität Halle; über seine Zeitung Hirth, Zur Geschichte der königlich privilegierten Zeitungen in Halle (in: Neue Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins XVI. Halle 1883), und Hertzberg, Geschichte der Stadt Halle 3, 398 f. — Nach einer, hiernach verschiedene Unrichtigkeiten enthaltenden, Bemerkung in Gustav Kertz, Dr. phil., Die Religionsphilosophie Joh. Heinr. Tieftrunks. Ein Beitrag zur Geschichte der Kantischen Schule. Berlin, Reuther und Reinhard 1907, S. 25 — hat ihm von 1820 ab bei der Redaktion der Zeitung sein Sohn, später Arzt in Halle, zur Seite gestanden.

132) S. 162. In der, dieser Angabe scheinbar widersprechenden, unvollständigen Titelanführung bei vom Hagen, Stadt Halle 2, 536: „Zeitung" [für die Königl. Preußischen Provinzen] „zwischen Elbe und Weser. Halle, Schimmelpfennig 1814 bis 1828", muß die letzte Zahl ein Druckfehler sein. Übrigens erschien auch die erste Nummer dieser, statt des nur einmal in der Woche herauskommenden ungenügenden Tieftrunkschen Kuriers, wöchentlich zweimal vom preußischen Militärgouvernement herausgegebenen politischen Zeitung bereits am 16. November 1813. Nach gefälliger Mitteilung des Herrn Universitäts-Bibliothekars Dr. Walter Schultze lagen ihm in der Marienbibliothek die Jahrgänge bis 1815 ganz oder teilweise vor. Hertzberg, 3, 417 und Salomon 3, 89 lassen sie nur bis 1814 erscheinen.

133) S. 163. Vergl. Die „Handels- und Gewerbestatistik aus den Jahren 1803 bis 1861" vom Hagens 1, 418 bis 419.

134) S. 166. v. Poschinger, Neue Tischgespräche usw., 2, 351 (16. 8. 1890) nach Dehn, Bismarck als Erzieher. S. 446 f. — Außer dem durch ihn vom politischen Tagesschriftsteller zum Geheimen Legationsrat und Vortragenden Rat im Auswärtigen Amte gewordenen L. Bucher war Bismarck auch glücklich in der Wahl des Redakteurs Dr. Freiherrn von Heyking zum Staatsmann. Denn dieser vertrat bis 1907 als Gesandter von nicht gewöhnlicher Befähigung den Deutschen Kaiser in vier Weltteilen. (Badische Landeszeitung 11. 12. 1907 Nr. 576).

135) S. 168. Mit Bezug auf Römer 12, 14 und 20 (nach Dehn, Bismarck als Erzieher, München, Lehmann 1903. S. 483 f.) Vergl. auch Matth. 5, 39 und 44. — R.-T. 13. 3. 1884.

136) S. 169. Treitschke 3, 426.

137) S. 169. Näheres bei Salomon 3, 262.

138) S. 171. Mit dem Jahre 1825 hörte die Entrichtung der Zensurgebühren aus den Staatskassen auf und sie mußten, wie früher, vom Verleger oder Buchdrucker getragen werden. Die Gebühr für den gedruckten Bogen eines Buches wurde auf 3, für den Bogen einer Zeitung auf 5 Sgr. festgesetzt.

139a) S. 173. Für Erlaubnis zu dessen Benutzung bin ich noch dem Oberbürgermeister Herrn Geh. Reg.-Rat Staude zu Danke verpflichtet.

139b) S. 174. Buchdruckereien befinden sich nicht mit darunter, obgleich unter den, im nächsten Jahre (1819) vorhandenen 10 mit 24 Handpressen die größeren, wie Waisenhaus- und Gebauersche Buchdruckerei, ihre Erzeugnisse gewiß „nicht lediglich zum Gebrauche für Halle bestimmt hatten".

140) S. 174. Vom Hagen 1, 320 f.; Hertzberg 3, 450.

141) S. 179. Conrad, Statistik der Universität Halle.

142) S. 180. Daß man natürlich in der Haupt- und Residenzstadt Berlin sogar bereits 1817 auch Gelegenheit zu üppigem Leben finden konnte, zeigt u. a. ein Erlebnis Ferdinand Schwetschkes bei seinem dortigen Aufenthalt auf der Durchreise. Er schrieb darüber nachher in Königsberg, wo er, wie ich wiederhole, als Buchhandlungsgehilfe zugleich sein Freiwilligenjahr diente, in sein Reisetagebuch folgendes nieder:

„Ich ging wohlgemut 2 Uhr zu Herrn Spener sen. zum Mittagessen. Er sowohl als seine Frau behandelte mich sehr gütig und gab mir einen Empfehlungsbrief offen an Herrn Hauptmann Salpius, dem Liebling des General Borstell [des kommandirenden Generals in Königsberg] mit. Das Nähere wollte er ihm unmittelbar schreiben. Ich habe schon von dieser Empfehlung Gebrauch gemacht und bin außerordentlich gut aufgenommen worden. Für den Abend hatte mich Herr Spener jun. in Beschlag genommen. Wir fuhren zuerst im [so!] Schauspiel. Man gab Undine, Zauberoper, im Schauspielhause. Natürlich, daß ich ganz voll war von der Pracht der Dekorationen sowohl, als auch von dem Glanz um mich herum. Ich hätte keinen günstigeren Abend treffen können, denn der ganze Hof war zugegen. Unmittelbar über oder hinter mir sah ich die Prinzeß Charlotte und Friederike, erstere Braut des Großfürsten Nicolai, letztere des Dessauers. Beydes ein paar himmlische Gesichter, vorzüglich spricht aus dem Gesicht der Charlotte ein Zug von Güte, der ihr alle Herzen zu eigen machen muß. Ich werde das Glück haben, im Mai vor ihr Parade zu machen, wenn es noch dabey bleibt, daß ihre Vermählung hier in Königsberg stattfinden wird."

Zu keinem von beiden kam es jedoch. Die Vermählung fand am 13. Juli in Petersburg, der Heimat des „vornehmeren" Bräutigams,

statt. Bei ihrer Durchreise dorthin, wohin die Prinzessin von ihrem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, dem späteren ersten Deutschen Kaiser, begleitet wurde, hielt sie sich zwar zwei Tage in Königsberg auf, und bei ihrem Einzuge am 18. Juni war die Garnison vom Brandenburger Tor bis zum Schloß in zwei „Reihen" aufgestellt; die Schützengilde hatte dagegen von ihren Fahnen und Standarten „ein Spalier gezogen", wie die dortige „Königl. Preuß. Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung" der Hartungschen Hof-Buchdruckerei sich, gleichzeitig deutsch und undeutsch, ausdrückte. Ihre Beschreibung des Aufenthaltes der Prinzessin in Königsberg, die Ferdinand später nach Hause schickte, äußerte sich über die Braut ähnlich schwärmerisch, wie er selbst: „Die Sanftmut, Milde, Güte und der himmlische Sinn der erlauchten Prinzessin hat die Herzen Aller gefesselt, die sie nur sahen". Aber nicht in Königsberg durfte der junge Krieger die Prinzessin wieder erblicken, da er als Mitglied „eines auserlesenen Commandos von 100 Mann" bereits sechs Tage vor ihrer Ankunft zu Floß über das Kurische Haff nach Memel eingeschifft war, um der preußischen Königstochter an der Grenze des Vaterlandes militärische Ehren mit zu erweisen. — Doch hören wir nach dieser kleinen geschichtlichen Vorausnahme den Schluß von Ferdinands Theaterbericht:

„Ich sah ferner unseren Kronprinz, der sehr dick und munter aussieht, den Prinz Wilhelm, Friedrich, Carl, August, Bruder des Königs. In der königlichen Loge rechts vom Theater war der König selbst mit seiner jüngsten Tochter Alexandrine und dem Großherzog von Mecklenburg, der erschrecklich in die Schauspielerin Eunicke, welche die Undine spielte, verliebt war. In den anderen Logen war der Fürst Radziwil, Graf Brühl, der österreichische Gesandte Zichy, der ungefähr wie „mei kanz kuter" Herr Tauchnitz *) aussieht, und noch eine Menge solcher Herrschaften. Nach dem Schauspiel ging es zu Dallach, dem ersten Restaurateur Berlins, wo man ein Abendessen für zwei L[ouis] d'or [r. 34 Mk.] à Person haben kann, ohne daß man es sonderlich im Magen fühlen soll. Es wurde auf Silber servirt, gut gegessen und noch besser getrunken. Ich traf Herrn Schramm, Besitzer der Vossischen Buchhandlung; ferner sah ich einen dicken Holländer, der wie ein Heliogabalus fraß und soff, übrigens aber in den drei Monaten, daß er bey Dallach zu Tisch ging, noch kein lautes Wort hatte hören lassen. Ich sah einen jungen Herrn von Arnim, der 17 Jahre alt jährlich 40 000 Rchsthlr. zu verzehren hat, einen Graf Bückley, ein Rindvieh, der, um sich bemerkbar zu machen, mitunter seinen Leibhund mitbringt und demselben, während er für zwei L'dor frißt, für einen L'dor serviren läßt. Ich glaube an Keinem etwas gesehen zu haben, weswegen man wohl hätte mit ihm tauschen mögen, ich tausche nicht. — Nachdem wir uns gehörig erquickt hatten, setzten wir uns in eine Droschke und fuhren nach Hause. Das hieß einen Tag den großen Herrn gespielt, schreibe den 13. März 1817". — Vater Spener hatte, wie er seinem Ge-

*) Jedenfalls das damalige Haupt der bekannten Leipziger Verlagsbuchhandlung.

schäftsfreund, dem Vater Schwetschke schrieb, bei diesem Besuche Ferdinands einen zufriedenstellenden Eindruck von dessen Persönlichkeit bekommen und ihm „ein gutes Zeugnis seines Benehmens gegeben". Vater Schwetschke aber fügte der Mitteilung davon an seinen Sohn die Mahnung hinzu: „Mögest Du fortfahren, Dich dreust [nicht schüchtern] und ungeziert, aber bescheiden und nicht vorlaut zu nehmen, und ich bin überzeugt, Du werdest ferner von geachteten Männern wohl aufgenommen und gern gesehen werden". Ferdinand blieb denn auch durch sein Verhalten überall beliebt.

143) S. 181. Geschichte der Halleschen Wohltätigkeit sowie der wichtigsten Halle betreffenden Ereignisse vom Jahr 1825 bis 1832 (nicht 1850, wie gedruckt). Geliefert von H. M. S. Fischer. Halle, gedruckt bei Plötz (1851). S. 103.

144a) S. 187. Die erste Zeitschrift „Salina. Unterhaltungsblatt für die leselustige Welt", war 1812/1816 in Halle herausgegeben von A. G. Eberhard, der später durch sein stets junges idyllisches Epos „Hannchen und die Küchlein" so viel Beifall erwarb (vergl. oben S. 48) und von K. A. Lafontaine, dem schreibseligen Romanschriftsteller. — Sellereien = staatliche Salzverkaufsstellen z. Zt. des Salzregals.

144b) S. 188. Zu den „allerhand Lustbarkeiten", mit denen beim Gegenbesuch des Königs „Augusti von Pohlen" in Berlin am 31. Mai 1728 die fürstlichen Herrschaften divertieret wurden, gehörte nach Dreyhaupt 1, 549 die folgende: Die „aus Halle verschriebenen Halloren hielten einen Aufzug nach ihrer Art und ein Fischerstechen auf dem Arm der Spree, der bey dem Königl. Schlosse vorbeyläuft". — Bei diesem Turnier zu Wasser stand je ein bekränzter Hallore mit vorgehängtem bis zur Leibesmitte reichenden bemalten Brustschild auf den hinteren Enden zweier gegeneinander dicht vorbei geruderter Kähne, von denen sie sich mit eingelegtem Lanzenschaft hinunter zu stechen suchten. Der schwächere oder beide Kämpfer purzelten dann wohl zum Ergötzen der Zuschauer ins Wasser. Vergl. hierzu die Gründlerische Abbildung zu Hondorff in Dreyhaupt 2., neuerdings wiedergegeben in „Hallenser Bilderbogen, Sammlung Alt-Halle". Herausgegeben durch das Antiquariat von J. Eckard Mueller in Halle.

145) S. 190. Nach A. v. Boguslawski, Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft der zwanziger Jahre und der fünfziger Jahre. 1903, abgedruckt in Unterhaltungsbeilage zur Täglichen Rundschau 1903, Nr. 94 vom 23. 9.; teilweise auch in Treitschke wiedergegeben.

146) S. 191. Aus: Hermann Marggraff, Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit von Klopstock bis auf die Gegenwart herausgegeben und eingeleitet. Neue wohlfeilere Ausgabe. Leipzig 1847, Kößlingsche Buchhandlung. S. 199. Chamissos

Nachtwächterlied.

1826.

Éteignons les lumières
Et rallumons le feu.
(Löschen wir die Lichter aus
Und zünden wir wieder das Feuer an!)

Béranger.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen!
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte, Leute,
Seid ihr einmal doch gelehrt,
Sorgt, daß keiner es erfährt!
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden,
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen tut!
Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herrn, es wird euch frommen,
Von den gutgesinnten Frommen,
Blase jeder, was er kann
Lichter aus und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja, zu Gottes Ehren
Um die Ketzer zu bekehren
Und die Philosophen auch
Nach dem alten guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen;
Geht nach Haus und ohne Sorgen
Schlaft die lange liebe Nacht,
Denn wir halten gute Wacht!
Lobt die Jesuiten!

Ein anderes politisches Gedicht Chamissos: „Kleidermacher-Mut" ist auch in neueren Ausgaben seiner Gedichte enthalten, ein Spottgedicht auf Unruhen des berliner Pöbels an drei September-Abenden 1830, begonnen durch Schneider, die einen festgesetzten Berufsgenossen befreien wollten, der „Freiheit und Gleichheit ausgerufen" hatte. Der in seinen Einzelheiten bisher nur wenig bekannte Aufruhr ist erst neuerdings in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" (vergl. Tägl. Rundschau., Unterh.-Beil. Nr. 263 vom 8. 11. 1907) in genauer Darstellung eines Augenzeugen geschildert.

146a) S. 191. Jetzt, wo in Frankreich die jesuitisch-römische Wurmkrankheit zum Gegenmittel der Trennung der Kirche vom Staat und zu der Behandlung der einst allmächtigen römischen Kirche als private „Kultgenossenschaft" geführt hat, gibt es dort bereits zahlreiche „arbeitende" Priester. Bei der Gleichgültigkeit der Gemeinden gegen das Los ihrer Seelenhirten ergreifen diejenigen, die nicht bloß von dem immer noch durch gutgläubige Katholiken empfohlenen Bettel leben wollen, die verschiedensten Berufe, um sich zu ernähren. Die meisten sind Landwirte, aber nach dem Vorgang der Apostel sind auch Künstler und Handwerker darunter. — Tägl. Rundsch. 1907, Nr. 500.

146b) S. 193. Nach seiner Mitteilung zu Ulrich Schwetschke.

147) S. 198. Nach: Militär-Wochenblatt vom 30. April 1831 und vom 23. November 1833 (Mitteilung meines Schwagers, des Obersten z. D. Kindermann, zugeteilt dem Großen Generalstabe).

148) S. 201. Die leider eingeführte falsch-französische (vergl. Nr. 130) Schreibung Courier, natürlich bei fortdauernd deutscher Aussprache „Kurier", ist auf den seit der Juli-Revolution wieder wachsenden allgemeinen Einfluß des französischen Geistes zurückzuführen. Das öftere Erscheinen war durch die immer größere Teilnahme der Öffentlichkeit an der Politik veranlaßt.

Täglich — außer Sonntags — mindestens einen halben Bogen stark, oft stärker, behielt der Courier in der Stadt und für die unmittelbaren Abnehmer den alten Vierteljahrspreis von 20 Sgr. (2 Mark) bei. Die Preise der Postexemplare wurden „zufolge höherer Bestimmung" d. h. durch die Postbehörde festgesetzt: 1. für den Regierungsbezirk Merseburg und die Städte Nordhausen, Quedlinburg, Halberstadt und Aschersleben auf 22 1/2 Sgr. (2,25 Mark), 2. für alle anderen Entfernungen auf 27 1/2 Sgr. (2,75 Mark). Erst mit dem 1. April 1839 setzte das Königl. hohe „Generalpostamt" den Verkaufspreis für alle durch die Post bezogenen Exemplare gleichmäßig auf 22 1/2 Sgr. fest, „wofür", wie die Expedition des Couriers bekannt machte, „also überall und ohne die mindeste Preiserhöhung den Bestellern geliefert" wurde. Jede Nummer wurde mit den ersten von Halle abgehenden Abend- und Nachtposten versendet, so daß fast alle auswärtigen Leser an demselben Tage, an welchem der Courier in Halle ausgegeben wurde (d. h. am Tage nach der Fertigstellung (denn Nachtarbeit gab es nicht), ihn bei sich haben konnten. — Die Höhe der Auflage, die um 1865 4750

Stück betrug, wovon über ein Drittel mit 1700 Stück in Halle blieb (v. Hagen 1, 593 f.); fast zwei Drittel nach auswärts gingen, wie es vielleicht auch schon früher war, ist mir vorher z. Zt. nicht bekannt.

149) S. 207. Th. G. von Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. Bromberg 1841.

150) S. 208. Ein viersitziger Wagen mit zurückschlagbarem Verdeck, von den Parisern „Berline" genannt, als der Hofkavalier Generalquartiermeister, Oberst und Architekt des Großen Kurfürsten, Philipp von Chieze (?) in einem solchen für ihn gebauten Wagen reisend, einen Zug Pferde aus kurfürstlichem Gestüt als Geschenk an den Pariser Hof bringen mußte. (Tägl. Rundsch. 16. 5. 06. Nr. 226, 1. Beilage).

151 a) S. 212. Schrader 2, 208.

151 b) S. 219. Dr. Ottmar Hegemann, Unfehlbar! Roms Päpste im römischen Licht. Eine deutsche Antwort auf Denifles Lutherbeschimpfung. 19. ergänzte Auflage. Einzelpreis 20 Pfg. München 1904. J. F. Lehmanns Verlag.

151 c) S. 225. Paul Nerrlich, Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter 1825 bis 1880. Berlin, Weidmann 1886, 1, 187/8. 165.

151 d) S. 225. Von Ruge selbst, der A. f. Z. 3, 136 Näheres über diesen grobkörnigen, altdeutschen Witz des Turnvaters in einem Briefe an Professor Eiselen in Halle mitteilt (dort 1829 bis 1865 Professor der Staatswissenschaften).

152) S. 227. Das Jubelfest der Freiwilligen in Halle am 17. März 1838. 32 Seiten in 8. (o. O. u. J.)

153) S. 231. Vergl. auch: „Dr. H. Thorbeckes Festschrift „Zur Geschichte des Hermanns-Denkmals" Detmold 1875, S. 35.

154) S. 233. Von Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. Bromberg 1841, S. 224.

155 a) S. 238. von Fa. Reichenbach in Augsburg zum Betrieb von 8 Druckmaschinen, zugleich für die Waisenhaus-Buchdruckerei. Gefällige Mitteilung von beider Vorsteher, Herrn A. Gründig.

155 b) S. 238. Schwetschke, Vorakademische Buchdruckergeschichte usw. S. 96.

156) S. 239. Das Wochenblatt (S. 162) ward damals zum jährlichen Preise von 24 Sgr. (2,40 Mark) statt der früheren 20 Sgr. (2,00 Mark) herausgegeben im Namen der Armendirektion von H. Dryander, Diakonus zu U. L. Frauen, in Kommission der Buchhandlung des Waisenhauses, in dessen Buchdruckerei es hergestellt wurde. Erst seit 21. März 1840 begann mittel- und unmittelbar der Magistrat auf mehrseitigem Wunsch erheblichere Gegenstände der städtischen Verwaltung in, auf Grund amtlicher Verhandlungen abgefaßten, Aufsätzen

im Wochenblatte „zur allgemeinen Kenntnis zu bringen". Das Wochen-, seit 1856 Tage-Blatt, erhielt damit seinen bis ans Ende beibehaltenen amtlichen Charakter.

157a) S. 239. Dr. Karl Eduard Förstemann, Schwetschke als Freund und liebenswürdiger Charakter nahestehender Historiker, geboren in Nordhausen 12. August 1804 (1805?), gestorben in Halle 25. (23.?) Januar 1847. Dort Univ.-Bibl.-Sekretär (nach v. Hagen 1, 598 später Professor), außerdem 1834 bis 1838 Redakteur des Wochenblattes (v. Hagen 1, 511 Anm.) und 1833 bis 1847 Sekretär des Thüring.-Sächs. Geschichts- und Altertums-Vereines. Er veröffentlichte u. a. Georg Friedrich Händels Stammbaum, Leipzig, Breitkopf und Härtel 1844. — Er ist nicht mit anderen F.s zu verwechseln, namentlich nicht mit Ernst Förstemann, Verf. des „Altdeutschen Namenbuches". (R. Schmidt).

157b) S. 239. S. Ecksteins Bericht über sie im Wochenblatt 1840, S. 487 ff.

158) S. 246. Schrader, Universität Halle 2, 214; siehe auch Ludwig Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens 3, 491.

Zum Abschnitt:

Zwei wissenschaftliche Schriften Schwetschkes.

159) S. 247. Der vollständige Titel lautet: DE DONATI MINORIS FRAGMENTO HALIS NUPER REPERTO EXCURSUS. SCRIPSIT CAROLUS GUSTAVUS SCHWETSCHKE.

> Nemo, nisi indoctus ac litteraturae expers, dicere audeat: incunabulorum descriptio aut nullius, aut exiguae parum utilitatis est.
> Placid. Braun notit. hist. — „ litter. caet. Tom. I. praefat. pag. XV.

HALIS PROSTAT IN LIBRARIA GEBAUERIA.
MDCCCXXXIX.

160) S. 247. Über Donate siehe auch: Dr. Heinrich Meißner und Dr. Johannes Luther (Berlin), Die Anfänge der Buchdruckerkunst, Zur Fünfhundert-Jahrfeier des Geburtstages Gutenbergs in: Fedor von Zobeltitz „Zeitschrift für Bücherfreunde". 1899 bis 1900 2, 409 ff. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Dr. L. bezeichnete mir Schwetschkes Schrift als „schön und wertvoll".

161) S. 247. Hall. Patriot. Wochenblatt 9. 2. 1839, unterzeichnet En., zweifellos Eckstein.

162) S. 247. Nach Berger, S. 23, fiel die eigentliche Begründung der Buchhandlung in das Jahr 1729 duuch Johann Georg Klemm, und bereits 1737 folgte ihm in deren Besitz sein Schwiegersohn Carl Hermann Hemmerde, — in dessen durch seine Witwe weitergeführtes Geschäft, wie früher erwähnt, Carl August Schwetschke 1788 als Mitbesitzer eintrat.

163) S. 247. Wochenblatt vom 7. Februar 1839.

164) S. 248. Eckstein bemerkt, daß der Inhalt des hallischen Bruchstückes von Schwetschke „nur nicht ganz korrekt" abgedruckt sei, und Reinh. Schmidt teilte mir nach Einsicht in das Original mit, daß das unmetrische Wort praesens in der letzten Zeile des, der Donat-Abhandlung angehängten, Lemma ein Lesefehler Schwetschkes aus einer schlecht und mit starken Abkürzungen geschriebenen Handschrift gegen 1500 wohl für prius sei.

165) S. 248. Der vollständige Titel lautet: Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle. Eine Festschrift von Gustav Schwetschke. Mit einem Anhange: I. Ehren-Rettung des sächsischen Merseburg, als des Druckortes „Marsipolis" und „Merszborg" von 1473, und mithin als der ältesten norddeutschen Druckstätte. II. Supplementarisches zu Hain, Ebert, Schaab und Wetter, und zwei Tafeln Abbildungen. Halle, Gebauersche Buchdruckerei und Buchhandlung. 1840. 4. — Am Schluß der letzten Seite 126 stehen die Vermerke: „Friedrich Richter, Setzer" und „Gottlieb Lösch, Drucker".

166) S. 250. Die Hauptstellen des Diploms lauten: „Auspiciis sapientissimis felicissimisque . . . domini Friderici Guilelmi IV. Borussorum regis . . prorectore magnifico Ludovico Pernice . . perillustri academiae directore Friderico Augusto Schmelzer. . . ex decreto amplissimi philosophorum ordinis Hermanus Fridericus Guilielmus Hinrichs . . ordinis philosophorum h. t. decanus promotor legitime constitutus viro ornatissimo et doctissimo Gustavo Schwetschke Caroli Augusti filio typographo eximio cum omni liberali doctrina ornatissimo tum historiae rei typographicae imprimis perito — ut viri ab patris virtute non degenerantis eruditionem spectatam et libris quoque editis luculenter comprobatam placere sibi testaretur atque in uno cive quantum in se esset artem de litteris immortaliter meritam merentemque decore et praemio afficeret — cum sollemnia pararentur saecularia artis typographicae quadringentesimo abhinc anno per hominem germanum inventae doctoris philosophiae et aa. ll. Magistri gradum iura privilegia et immunitates honoris caussa contulit . . . a. d. XV. Calendas quintiles MDCCCXL. — Besitz von F. Schwetschke.

167) S. 250. Im Besitz von U. Schwetschke.

168) S. 254. Seine treffende Charakteristik als Arzt und Mensch bietet die (von seiner geistvollen Tochter Charlotte, Gattin des Prof. Max Duncker, verfaßte) Abhandlung ohne Verfassernamen: „Zur Erinnerung an Doktor Gutike", in den Monatsblättern für innere Zeitgeschichte. Januar 1870. Charlotte Duncker war auch Verfasserin der auf ihren Wunsch von O. Nasemann herausgegebenen „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches". 2 Bände. 1876. Halle, Niemeyer.

Zum Abschnitt:

Dichtungen Schwetschkes bis zum Ausgange Friedrich Wilhelms III.

169) S. 255. (Fulda) Gedichte eines Bürgerfreundes usw. Halle, in Kommission Lippert & Schmidt 1847, S. 276 und öfter.

170) S. 261. Ausführliches bei Berger, Gebauer-Schwetschkesche Buchdruckerei S. 44. Ferdinand Schwetschke, der sich große Verdienste um das Zustandekommen des Deutschen Buchhändler-Börsenvereins erworben hatte, gehörte mit C. Ch. Fr. Enslin, Berlin, und F. Joh. Frommann, Jena, zum derzeitigen Börsenvorstand. Mit Ferdinand, wie Bergers bezügliche Mitteilung zu ergänzen ist, wurden sowohl diese Beiden, wie C. Duncker, Berlin, und Fr. Perthes, Gotha, diese als auswärtige Mitglieder des mit der Leitung des Börsenbaues beauftragten Komitees, in Anerkennung ihrer Verdienste um das Zustandekommen des Börsenbaues von der Stadt Leipzig zu Ehrenbürgern ernannt. (Der Kurier vom 8. 12. 1834).

171) S. 267. Nach Schwetschkes Vorgehen in seiner Gedichtsammlung seien auch hier die Darstellungen Platens und Rückerts zur Vergleichung mit der seinen wiedergegeben.

Hormusan.

1. Platens Form.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwidert ihm: In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk; laß reichen einen Becher Weins.
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du, ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzu schlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

---

2. Rückert's Form.

Hormusan der edle Perser ist gebunden und geschnürt,
Daß er seinen Tod empfange, seinen Siegern vorgeführt.

Furchtlos im Araberkreise wendet er des Blickes Flug,
Läßt dann mit Begier ihn haften am gefüllten Wasserkrug.

„Gott! nur eine einz'ge Schale von der vollen Lebensflut,
Daß ein Trunk zum letztenmale lösche meines Durstes Glut!"

Und des Siegers Großmut winket einem seiner Sklaven zu:
„Einen letzten Labebecher dem Gefangnen reiche du!"

Das empfangne Wasser schauet Hormusan mit tiefem Sinn,
Statt der flücht'gen Labe sieht er volle Lebenshoffnung drin.

Doch, als wie vor unversehnem Streiche bangend, blicket er:
„Omar! bin ich sicher, bis ich diesen Becher trinke leer?"

„Leere sicher nur des Lebens ihn bis auf den letzten Zug!
Ist von durst'gen Lippen doch geleert ein Becher schnell genug!"

Aber Hormusan, entschlossen, setzt den labevollen Rand
Ab von der verlechzten Lippe, die den frischen Duft empfand;

Schleudert aus der Hand, als sei er seinen Tod zu halten bang,
An den Boden das Gefäß, wo es in tausend Scherben sprang.

Der Chalife schaut betroffen: Ist dein Durst so schnell verraucht? —
„Nein, doch eine größere Hoffnung ist im Becher aufgetaucht.

Hast du Sicherheit verheißen, bis ich diesen tränke leer,
Siehst du, leer in meinem Leben trink' ich diesen nimmermehr."

Der Chalife schaut betroffen, doch der Becher liegt zerschellt.
„Einen Freibrief hab ich, ohne daß ich's wußte, ausgestellt.

Doch bewußt ist es den Zeugen, und der Freibrief ist gestellt,
Untersiegelt von dem Höchsten, dem dein Leben wohlgefällt.

Durst'ger, diesen andern Becher reich ich dir, nun meinem Gast,
Diesen kannst du leeren, ohne daß du Tod zu fürchten hast".

Ein Vergleich der Schwetschkeschen Dichtung mit diesen beiden zeigt, wie ich meine, daß er wohl einiges Recht hatte, sich neben den berühmteren Sängern auf dem gleichen Felde sehen zu lassen. Er brauchte sich nicht als einer der Goethischen „Lumpe", die „bescheiden" sind, vor ihnen zu verstecken. Denn an Fluß der Form und Darstellung gibt er, wie mir scheint, den beiden nichts nach, von denen Platen den achtfüßigen gereimten Jambus, Rückert den achtfüßigen männlich gereimten Trochäeus, und er den weiblich gereimten gewählt hat. Jeder hat seine Vorzüge und Schwächen im einzelnen. Durch die Beschaffenheit seines Gedichtschlusses aber möchte Schwetschke doch für den europäischen humanistisch empfindenden Leser den Vogel abgeschossen haben: er allein von den dreien hebt in künstlerischer Steigerung und in vertiefter klarer Charakterzeichnung am Ende noch einmal den Helden des Gedichtes hervor eben als den mit der Tugend der Mannheit doppelt ausgerüsteten seltenen „Helden mit Schwert und Listen"! — Zugleich vertieft und erhöht er dadurch den Charakter seines Gegners Omar. Bei den beiden anderen erscheint der Kalif allerdings orientalisch echter. Denn bei Platen fühlt er sich mit starker Selbstgefälligkeit nur durch sein eignes ihm entlocktes „Helden"wort gebunden; bei Rückert findet sich der durch die Überlistung lange „Betroffene" mit dem von ihm wider Wissen und Willen ausgestellten Freibrief etwas gezwungen und in muselmännischer Schläue und Gläubigkeit ab: weil ja doch Zeugen vorhanden seien und Hormusans Leben offenbar Gott wohlgefalle. Bei Schwetschke schenkt Omar, menschlich gerecht, gerade und europäischer denkend, seinem Feinde die Freiheit als Lohn seiner außerordentlichen Geisteskraft. Er erkennt mit höchster Achtung, „mit staunend hohem Blicke", in ihm den vollen Mann und Helden unparteiisch an und gibt ihm das Seine.

172) S. 275. Schwetschkes Jubiläumsausgabe der Novae epistolae obsc. visor. Halle 1878, S. 10.

173) S. 275. Aus früherer Zeit, 3, S. 281, Berlin 1863.

174) S. 275. A. f. Z. 4, 458.

175) S. 277. Das Gedicht ist in den Schwetschkeschen Gedichten eines Protestantischen Freundes 1847 mit einigen, im nächsten Bande zu erwähnenden, Einleitungsversen zwar den Stiftern der 1845 gegründeten „Deutschen morgenländischen Gesellschaft" gewidmet, indes als „eine vorberlinische Rückerts-Makame" bezeichnet, d. h. verfaßt vor Rückerts Berufung nach Berlin 1840.

176) S. 281. Nerrlich, Arnold Ruges Briefwechsel usw. Berlin, Weidmann 1886, 1, 125.

177) S. 281. Nerrlich, Arnold Ruges Briefwechsel usw. 1, 193.

178) S. 281. Sie erschienen als „Nachhall der (vom Dichter vielleicht mitgemachten) Gustav Adolfs-Feier am Schwedenstein bei Lützen den 15. November 1837" im Courier am 28. November d. J. Bei ihrem Übergang in die Gedichtsammlung erhielten sie die neue Überschrift: „Die römischen Fischerringe".

179a) S. 286. Der Brief, den der Verfasser zur Zeit seiner Entstehung vielleicht nur einigen Freunden zu privater Ergötzung mitgeteilt hat, erschien meines Wissens gedruckt erst 1847 in seiner Gedichtsammlung. Schwetschke hätte dann das Horazische Nonum prematur in annum wörtlich befolgt.

179b) S. 288. Vergl.: Der „Esel" als Erzieher. Vertrauliche vatikanische Briefe an einen deutschen Erzbischof von * * *. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Frankfurt a. M. 1903, 2. Aufl., S. 6.

180) S. 289. (G. Schwetschke) Novae epistolae virorum obscurorum saec. XIX. conscriptae cet. Lipsiae, apud Hermann. Kirchner. MDCCCLX pag. IV bis V.

181) S. 289. Das Beste der ohne Fortsetzung gebliebenen „Werdelust des Hallischen Dichterbundes" (356 Seiten in 8) sind wohl die „Löwen-Romanzen" des alten Fouqué und einige Balladen von August Waldhecker. Außerdem lassen sich noch zehn Dichter und zwei Dichterinnen vernehmen, am häufigsten der einführende Körner von Nietleben (einem Dorf bei Halle). Er singt vom Dichterbund im Gruß an die Leser: „Wir haben an der Brust der Zeit gesogen, Von Werdelust ward unser Herz erfüllt" und: es „hat die Liebeslust uns eng verbunden, Herauszuringen, was den Busen schwoll". (!) Dieses „Herausringen" geht den Verbundenen mitunter etwas nüchtern von Herzen und Händen, aber es kommen eben außer den bekannten in Ernst und Heiterkeit behandelten lyrischen Stoffen von Liebe, Wein und Natur dafür noch mannigfaltige auf die Zeit bezügliche zum Vorschein wie: „Stethoskop für unser Jahrzehend" mit Chamissos Wort als Leitspruch: „Der Zopf, der hängt ihm hinten", „Die Welt auf der Reise", eine längere sehr symbolische Anspielung auf die 1830er Julirevolution; Lieder auf: „Napoleon in Rußland"; den in Stücke gesägten griechischen Freiheitssänger „Rhigas"; den „Polenflüchtling"; ein bitteres auf das „Soldatenvermächtnis" eines deutschen Befreiungskriegs-Veteranen. Doch auch ein frisches, militärdienstfreudiges „Exerzirlied" und ein königstreues „Beim Ausmarsch". Ferner singt H. Beta in „Modernen Stimmungen" mit überschwenglicher, geistiger Daseinsfreude: „Alles, Alles froh genossen und dem Geiste zugesellt! Alles, Alles ist ja mein, Alles muß mein Eigen sein!"; er preist „Kant und Hegel" (Körner dichtete gegen den „nüchternen gesunden Menschenverstand" des Rationalismus); er singt vom „Dampfwagen: Er ist der jungen Freiheit Siegeswagen, Auf dem sie durch die alte Menschheit saust" usw. usw.

Den Schluß machen Fouqués Terzinen: „An die jungen Dichterfreunde", worin sich der christliche Romantiker durch das Wort „Sündwust" als Freund Tholucks ausweist. Im übrigen ruft er seinen jungen Kunstfreunden ermunternd und belehrend zu:

> Ihr seid gestärkt, ja frisch am Quell der Musen;
> Drum stark, frisch, fromm in's Leben greift hinaus.
> Dem Müß'gen werden Musen zu Medusen,
> Dem Tät'gen helfen sie durch's Sturmgebraus. —

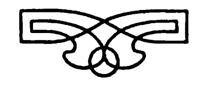
Von den jüngeren Beiträgern sind nur die Schicksale Körners und Betas — des ersten erinnern sich vielleicht noch einige ältere Hallenser — bekannt. Sie wurden später tätige Männer, denen die Musen in verschiedener Weise mit Wissenschaft und Kunst durchs Sturmgebraus des Lebens halfen. Nach Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts (3. Ausgabe, Leipzig Reclam) stehen hier kurze Auszüge ihrer Lebensläufe. Friedrich Körner (1815 bis 1888), Sohn eines Lehrers in Nietleben, studierte von 1836 ab in Halle drei Jahre Theologie und zwei Jahre Philosophie, ward Oberlehrer an der Realschule der Franckeschen Stiftungen, später Geistlicher der Freien Gemeinde und Wanderprediger, 1857 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Handelsakademie in Pest, als deren Direktor er Mitte der 1870 er Jahre abging, sich in Dresden zur Ruhe setzend. Er veröffentlichte 1867 eine Gedichtsammlung „Welt und Lied", 1875 „Hie Waiblingen! Deutsche Lieder zu Schutz und Trutz", und zahlreiche pädagogische, historische und Jugendschriften. — Heinrich Beta (oder: Bettziech-Beta, 1813 bis 1876) aus Warben bei Delitzsch, studierte von 1834 ab Philosophie, Philologie und Naturwissenschaften und siedelte bereits 1838 nach Berlin über, wo er literarisch-kritisch in verschiedenen redaktionellen Stellungen tätig war und mehrere alte Volksbücher, auch die Nibelungen und Reineke Fuchs, übersetzte. Über sein berliner schriftstellerisches Wirken siehe auch: „Der Kladderadatsch und seine Leute 1848 bis 1898", S. 84. Von 1851 ab lebte er als politischer Flüchtling zehn Jahre lang in England, vorwiegend literarisch tätig für die „Gartenlaube" und das „Magazin für die Literatur des Auslandes". 1862 kehrte er nach der Amnestie König Wilhelms I. bei seinem Regierungsantritt wieder nach Berlin zurück, wo er weiter mit frischem Mute literarisch tätig war. Aber schon seit 1855 gelähmt, wurde er schließlich leider von zunehmenden Gichtschmerzen völlig an das Krankenlager gefesselt. Sein Sohn ist der bekannte Schriftsteller Heinrich Ottomar Beta. — Endlich ist Masius, der Verfasser zweier Gedichte, darunter: „Das Echo der Fingalsgrotte", vielleicht der 1818 in Trebnitz bei Bernburg geborene, 1893 in Leipzig gestorbene Pädagog Professor Hermann Masius.

182) S. 297. Hier steht im Urtext mit einem offenbaren Vorstellungs-Irrtum des Dichters statt Palme „Ceder", die nicht ihrem Wuchs zuwider „von schwanker Höhe das Haupt beugen" kann.

183) S. 298. Eckermann, Gespräche mit Goethe. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Leipzig, Hesse, S. 586.

184) S. 298. Bérangers Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von A. von Chamisso und Franz Frhr. Gaudy. Leipzig, Reclam, S. 7.

185) S. 299. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 4, 727 f.



Bemerkungen zur folgenden Titelseite des Kurier Nr. 1. 1828.

a. Das vom preußischen Adler erfaßte Schild stellt das Hallische Stadtwappen dar: rote Mondsichel zwischen zwei roten Sternen in weißem Felde.

b. Der Zeitungsstempel ist im Urbild rot.

c. Vor der vierten Titelzeile („Vierteljährl." ꝛc.) steht von Nr. 2 ab: „Jeden Montag und Donnerstag erscheint ein Stück".

d. Schluß vom „Festlied am 1. Januar 1828":

Doch nicht unserm Fest nur glänzte
Hell des Kranzes Pracht,
Auch der Sieger Stirn umkränzte
Schön der Preis der Schlacht:
Und auf Navarin [4]) hernieder
Sank beim Jubel hoher Lieder
Sternennacht! —

Nacht, du flohst! Durch Nebelgrauen
Goldner Schimmer bricht;
Neues Jahr, mit Wonne schauen
Wir dein Angesicht!
Brüder, jauchzt beim Becherklange!
Seht, schon strahlt um unsre Wange
Morgenlicht!

F. A.

[4]) Am 4. Oktober Seeschlacht bei Navarino.



Stadt

n weißen

b: „Jeden



Der Kurier.

Hällische Zeitung für Stadt und Land.

In der Expedition des Kuriers. (Redakteur C. G. Schwetschke.)

(Vierteljährl. Pränumerationspreis 20 Sgr., Insertionsgebühren für 1 gedruckte Zeile 1 Sgr.)

Nro 1. Donnerstag den 3. Januar 1828.

Festlied

am 1sten Januar 1828.

Wie nach unsrer Väter Sitte,
  Froh mit Laub bekränzt,
Heute uns in trauter Mitte
  Hell der Becher glänzt,
Weih'n wir gern der edlen Stunde
Edlen Saft, von Freundes Munde
  Rings kredenzt.

Und wie jetzt die Becher klingen
  In des Jubels Nacht,
Sei das erste, was wir bringen,
  Altem Jahr gebracht!
Mag auch neu der Herrscher walten,
Wohl, so sei doch auch des alten
  Froh gedacht!

Heil dir Jahr! denn Heil gesendet
  Hast du unserm Land,
Hast des Königs Leid gewendet,
  Daß Er neu erstand, [1]
Und es flocht dem Heldensohne
Um das Haupt die Myrtenkrone
  Deine Hand! [2]

Auch die Stadt, die uns geboren,
  Hast du, altes Jahr,
Zu der Freude Sitz erkoren
  Froh und wunderbar;
Denn mit jungem Lorbeerreise
Schmücktest du der Jubelgreise [3]
  Silberhaar;

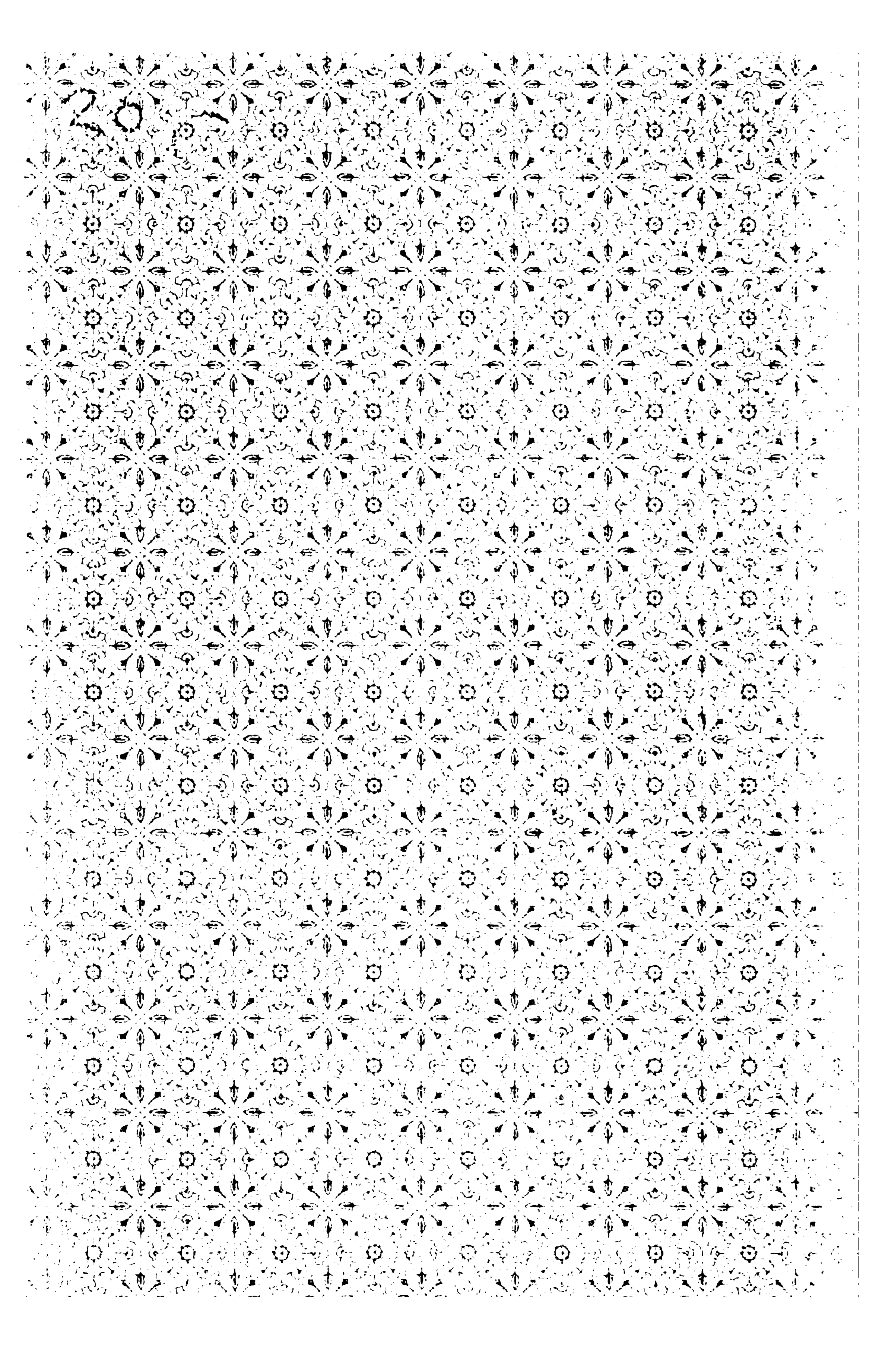
---

1) Am 4. März. Aerztlicher Bericht über die gänzliche Wiederherstellung unsers allverehrten Königs von dem am 14. Dec. 1826 erlittenen Unfalle.

2) Am 18. Mai. Vermählungsfeier des Prinzen Karl von Preußen mit der Prinzessin Maria von Sachsen-Weimar.

3) Der 18. April und 24. Jun. Jubeltage zweier um Halle hochverdienter Männer, des Canzlers Niemeyer und Consistorialraths Wagnitz.







Date Due
